This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,122,226

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Geſchichte
der
Poeſie und Beredſamkeit
ſeit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Von
Friedrich Bouterwek.

Neunter Band.

Göttingen,
bey Johann Friedrich Röwer.
1812.

Geſchichte
der
Künſte und Wiſſenſchaften
ſeit der Wiederherſtellung derſelben bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

Von
einer Geſellſchaft gelehrter Männer
ausgearbeitet.

Dritte Abtheilung.
Geſchichte der ſchönen Wiſſenſchaften

von
Friedrich Bouterwek.

Neunter Band.

Göttingen,
bey Johann Friedrich Röwer.
1812.

Vorrede.

Es war ein langer Weg, der mich durch das Gebiet der schönen Litteratur der Italiener, Spanier, Portugiesen, Franzosen, und Engländer, endlich zurück zur vaterländischen führte. Zwölf Jahre, kein kleines Stück vom kurzen menschlichen Leben, sind indessen vergangen. Während dieser zwölf Jahre, da alle politischen Verhältnisse Deutschlands, und mit ihnen so manche moralische, sich geändert haben, ist, zu meiner Freude, ein neuer litterarischer Patriotismus unter uns erwacht. Selbst die Studien einer Partei, die vor noch nicht langer Zeit die deutsche Poesie hispanisiren und italianisiren zu müssen glaubte, haben eine unerwartet erfreuliche Wendung genommen. Sie haben nicht wenig dazu beigetragen, daß man jetzt mit einem Eifer und Fleiße, wie nie zuvor, die

Alterthümer der vaterländischen Litteratur an das Licht zu ziehen und sie mit philologischer Genauigkeit zu bearbeiten angefangen hat. Jetzt erst, besonders seitdem der unermüdete Hr. von der Hagen und einige seiner Freunde für diese Studien ganz zu leben scheinen, zeigt sich deutlicher, welch einen Schatz die deutsche Nation so lange Zeit, ohne es selbst zu wissen, in der romantischen Poesie ihrer Vorfahren besaß. Leid mußte es mir thun, bei der Bearbeitung desjenigen Theils der Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit, auf welchen dieses Werk beschränkt ist, nicht alle seit kurzem in so merkwürdiger Menge aufgedeckten Materialien so benutzen zu dürfen, wie sie es verdienen. Aber buchstäblich dem Titel des Werks getreu zu bleiben, das nicht über das Ende des dreizehnten Jahrhunderts zurück zu gehen verspricht, konnte ich mich denn doch nicht entschließen. In der Einleitung habe ich mich über die Gründe erklärt, warum ich wenigstens eine summarische Uebersicht der Geschichte der älteren deutschen Poesie, bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, vorangehen las-

sen

sen zu müssen glaubte, wenn ich das Ganze der schönen Litteratur der Deutschen nicht eben so unpragmatisch, als widernatürlich, zerstückeln wollte. Und selbst in diese summarische Uebersicht würde ich Manches, dessen ich nicht erwähnt, haben aufnehmen müssen, wenn nicht das neueste, mit bewundernswürdigem Fleiße ausgearbeitete bibliographische Werk des Hrn. von der Hagen, der litterarische Grundriß der Geschichte der älteren deutschen Poesie (Berlin, 1812), und eben dieses Litterators Ausgabe des Heldenbuchs für meine Wünsche zu spät erschienen wären.

Wer sich der Vorrede zum ersten Bande dieser allgemeinen Geschichte der neueren Poesie und Beredsamkeit erinnert, wird auch von den beiden Bänden, die der deutschen Litteratur bestimmt sind, keine bibliographische Vollständigkeit erwarten. Nur um Mißverständnissen zu begegnen, wiederhole ich noch ein Mal, was ich schon in der Vorrede zu einem der vorigen Bände wiederholt habe, daß dieses Werk durchaus kein Repertorium seyn soll, und daß ich, um eine ästhetisch-kriti-

sche Geschichte der Fortschritte des poetischen und rhetorischen Geistes und Geschmacks der neueren Nationen zu schreiben, die Erweiterung und Verbesserung der bis jetzt vorhandenen bibliographischen Werke Andern überlassen mußte. Für die schöne Litteratur der Deutschen in ihrem ganze Umfange ist bis jetzt noch das bekannte **Compendium der deutschen Litteraturgeschichte von Erdwin Julius Koch** das vorzüglichste bibliographische Werk, ob es gleich die Geschichte der deutschen Poesie nur bis auf Lessing's Tod fortführt. Brauchbar, was die bibliographischen und biographischen Notizen betrifft, sind auch die sechs Bände des Lexikons deutscher Dichter und Prosaisten von Hrn. **Jördens. Blankenburg's** litterarische (nemlich bibliographische) **Zusätze zu Sulzer's Allg. Theorie der schönen Künste** enthalten auch zur Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit eine Menge brauchbarer Artikel. Verbindet man mit diesen Repertorien das von Hrn. von der Hagen für die ältere deutsche Litteratur, und **Panzer's Annalen** für die Litteratur des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, so

ist

ist man fast mehr, als reichlich, versorgt mit Büchertiteln und Nachweisungen, um die Materialien zu einer kritischen Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit kennen zu lernen. Dessen ungeachtet, um nichts zu übersehen, was besondere Aufmerksamkeit verdienen könnte, wandte ich mich vor zwei Jahren in einer öffentlichen patriotischen Aufforderung, die in der Hallischen Litteraturzeitung abgedruckt wurde, an alle mir persönlich unbekannten Freunde und Kenner der deutschen Litteratur mit der Bitte, mir Notizen mitzutheilen, die sich in den bekannten Repertorien nicht finden. Auf diese Bitte ist mir nichts, gar nichts, zugekommen, außer einer kleinen, am gehörigen Orte von mir benutzten Nachricht, die ich der Güte des Hrn. Bibliothekars v. Melle in Lübeck verdanke.

Auf gewissen Stellen des kritischen Weges, den ich zu betreten hatte, fand ich nicht weniger Vorgänger. Unter den Schriften, die seit zwölf Jahren zu den älteren hinzugekommen sind, in denen eine kritische Anleitung zur Kenntniß der schönen Litteratur der Deutschen

Druckfehler.

Seite 37. Z. 3. von unten l. *gens* ſtatt *geas.*
— 49. — 15. v. o. l. Heinrich III. ſt. Heinrich IV.
— 51. — 6. v. u. in der Anmerk. l. Gerbert ſt. Herbert.
— 60. — 2. v. u. l. Heinrich VI. ſt. Heinrich V.
— 79. — 9. der Anmerk. l. *ſaman* ſt. *ſamau.*
— 79. — 21. der Anmerk. l. deß ſt. daß.
— 107. — 5. v. u. in der Anmerk. l. wer ſt. war.
— 403. — 5. v. u. iſt hinter den Worten den chriſtlichen Kirchengeſang hinzuzuſetzen: und einige dramatiſche Dichtungsarten.
— 432. — v. u. l. Matthesius ſt. Malthesius.

Inhalt.

Inhalt.

Einleitung. Vorerinnerungen über die Geschichte der deutschen Poesie im Ganzen; ihr Verhältniß zur Geschichte der deutschen Sprache; ihre Epochen . . . . Seite 1.

Erstes Buch. Summarische Uebersicht der älteren Geschichte der schönen Litteratur der Deutschen bis gegen das Ende des dreizehnten J. H.

Erstes Capitel. Allgemeine Geschichte der poetischen und rhetorischen Cultur der Deutschen bis gegen das Ende des 13ten J. H.

Nationale Anlagen der Deutschen . . . 21
Verhältniß der ältesten deutschen Poesie zur scandinavischen 27
Hochdeutsche und Niederdeutsche . . . 29
Gothen. Ulfilas 31
Franken. Entstehung einer deutschen Hofsprache 34
Zeitalter der Merovinger . . . 37
Zeitalter der Carolinger. Carl d. G. . . 39
Trennung Deutschlands von Frankreich . . 43
Deutscher Volksgesang im neunten J. H. . 45
Zeitalter des sächsischen Kaiserstammes . 46
Zeitalter des zweiten fränkischen Kaiserstammes . 49
Zeitalter des schwäbischen Kaiserstammes; das goldene der deutschen Ritterpoesie . . . 53

Glänzen-

Glänzende Entwickelung der deutschen Nationalkraft S. 57
Verbreitung der deutschen Sprache im Norden von Europa 63
Gegenkaiser im dreizehnten J. H. Auflösung der alten Verhältnisse zwischen Kaiser und Reich während des großen Interregnums 64
Zweites Capitel. Uebersicht der merkwürdigsten Denkmäler der deutschen Poesie und Beredsamkeit von den frühesten Zeiten bis gegen das Ende des 13ten J. H. 66
Fränkische und sächsische Volkslieder 67
Mönchische Bearbeitung der deutschen Sprache. Theologische Schriften in deutscher Sprache aus dem siebenten J. H. 68
Kero 69
Codex quadrumanus 70
Fragment einer Heldengeschichte in deutscher Prose aus dem 8ten J. H. 71
Deutsche Uebersetzungen lateinischer Kirchenlieder im 9ten J. H. 74
Ottfried 75
Andere deutsche Gedichte aus dem 9ten J. H. 77
Siegeslied auf den westfränkischen König Ludwig III. 78
Denkmäler der deutschen Poesie und Beredsamkeit aus dem 10ten und 11ten J. H. Notker Labeo 79
Willeram 81
Hochgesang zu Ehren des heil. Anno 82
Bildung der deutschen Prose im 11ten J. H. durch Uebersetzungen des Boethius, Aristoteles ꝛc. 88
Fragmente deutscher Predigten im fränkischen Dialekt aus dem 11ten J. H. 90
Allgemeine Uebersicht der Denkmäler der deutschen Poesie und Beredsamkeit aus dem schwäbischen Zeitalter 91
Allgemeine Charakteristik der Poesie der so genannten Minnesinger 93

Lyrische

Lyrische Poesie S. 96
Metrische Formen dieser lyrischen Poesie der Minnesinger 101
Heinrich von Veldeck 103
Hartmann von Aue. Wolfram von Eschenbach 105
Der tugendhafte Schreiber (Heinrich von Rispach) 106
Walther von der Vogelweide 107
Reinmar der Alte. Herr Nithard 111
Graf Conrad von Kilchberg. König Conrad der Junge. König Wenzel von Böhmen 112
Gottfried von Nifen. Werner der Pfaff. Ein Herzog von Anhalt 113
Burkard von Hohenfels. Graf Otto von Henneberg oder Bodenlauben. Werner von Tüfen 114
Walter von Metz. Dietmar von Ast. Walter von Klingen u. s. w. 115
Herzog Johann von Brabant. Marggraf Heinrich von Meissen. Gottfried von Straßburg 116
Ulrich von Lichtenstein 117
Heinrich v. Rugge 120
Der Schenk Ulrich von Winterstetten 121
Bruder Eberhard von Sax. Herzog Heinrich von Breslau 122
Christian v. Hamlen 123
Der Tannhäuser 125
Vorläufige Erwähnung Conrad's von Würzburg 126
Epische Poesie 127
Epische Gedichte vom heil. Gral und der Tafelrunde 132
Der Parcival und Titurel des Wolfram v. Eschenbach 134
Der Iwain des Hartmann v. Aue. Der Tristan des Gottfried v. Straßburg 136

Epische Gedichte von den Thaten Carl's d. G. und seiner Paladine S. 137
Das Gedicht: Der Marggraf von Narbonne u. s. w. 138
Erzählung: Flos und Blankfloß 139
Deutsche Umbildungen einiger epischen Gedichte des griechischen und römischen Alterthums 140
Nationaldeutsche epische Gedichte 141
Das Lied der Nibelungen. Charakteristik dieses großen Werks 143
Das Heldenbuch 149
Kleinere erzählende Gedichte von mehreren Gattungen 152
Didaktische Poesie. Satyre. Fabel 155
König Tyro von Schotten. Der Winsbeck die Winsbeckin 156
Der welsche Gast des Thomasin v. Zirklern 157
Der Freigedank 158
Boner's Fabeln 159
Poetische Wettstreite. Der Krieg zur Wartburg 160
Einige Denkmähler deutscher Prose aus dem schwäbischen Zeitraume 162
Der Sachsenspiegel 163
Der Schwabenspiegel 164

Zweites Buch. Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit vom letzten Viertel des dreizehnten J. H. bis in die ersten Decennien des siebzehnten.

Erstes Capitel. Allgemeine Geschichte der poetischen und rhetorischen Cultur der Deutschen während dieses Zeitraums.

Anfang des Herabsinkens der deutschen Ritterpoesie unter der Regierung Rudolph's von Habsburg 169

Anfang

Anfang des Ueberganges der Ritterpoesie in den bürgerlichen Meistergesang . . S. 170
Abnahme alles poetischen Interesse in Deutschland seit dem Ende der Kreuzzüge . . . 171
Ungünstiger Einfluß, den seit dieser Zeit der politische Zustand Deutschlands auf die Nationalpoesie hatte 174
Sittengeschichte der deutschen Nation vom vierzehnten Jahrhundert bis in das siebzehnte . 188
Zustand der Gelehrsamkeit. Universitäten 194
Deutsche Uebersetzungen lateinischer, griechischer, italienischer Schriftsteller im 15ten J. H. 196
Einfluß des Studiums der alten Classiker auf die deutsche Nationallitteratur im 15ten und 16ten J. H. 198
Zustand mehrerer schönen Künste in Deutschland vom vierzehnten bis in das siebzehnte J. H. . 201
Litterarische Folgen der großen Kirchenrevolution im 16ten J. H. 203
Verhältniß dieses Zeitalters zur deutschen Beredsamkeit 208

Zweites Capitel. Geschichte der deutschen Poesie während dieses Zeitraums.

Vorläufige Bemerkungen über das Verhältniß der Minnesinger zu den Meistersängern 209
Erleichterung der Uebersicht der Geschichte der deutschen Poesie dieses Zeitraums durch drei Abtheilungen 213

Erste Abtheilung. Geschichte der letzten Blüte und des Verfalls der alten romantischen Ritterpoesie in Deutschland. . 214

Conrad von Würzburg. Charakteristik seiner Poesie. Seine merkwürdigsten Gedichte . 215
Die übrigen dieser späteren schwäbischen Dichter. Lyriker 224

Der Schenk von Landeck. Marggraf Otto von Brandenburg mit dem Pfeile . S. 225
Graf Friedrich von Leiningen . . 226
Heinrich Hetzbold von Weissensee. Graf Albrecht von Heigerloch. Der von Altstetten. Von Bubenberg. Graf Werner von Honberg 227
Dichter bürgerlicher Abkunft. Sogenannte ältere Meistersänger. Der Canzler . . 228
Steinmar 230
Der Unverzagte. Der Guterer. Der Helefür. Der Ehrenbote. Rudolph der Schreiber 231
Der Schulmeister von Eßlingen . 232
Meister Regenbogen. Meister Rumsland 233
Sperrvogel 234
Der Jude Süßkind. Heinrich von Meissen, genannt Frauenlob . . . 235
Hans Hadlaub 239
Rüdiger von Manesse, Sammler der Minnelieder 241
Epische Poesie der Deutschen aus den letzten Zeiten des schwäbischen Minnegesangs . . . 242
Das Gedicht Wigamur . . . 243
Epische Gedichte des Stricker . . 244
Historische und biographische Gedichte . 247
Poetische Legenden. Epische Bearbeitung der Erzählung von Barlaam und Josophat durch Rudolph von Montfort . . 248
Bruder Philipp der Karthäuser . . 249
Komische Erzählungen oder Schwänke in Versen 250
Burleske Erzählung von Salomo und Morolph 251
Balladenartige Erzählungen . . 252
Didaktische Poesie. Satyre. Fabel. Der Renner des Hugo von Trymberg . 253

Andere

Andere didaktische Gedichte. Das Schachzabelbuch des Conrad von Ammenhausen. — Priameln . . . S. 263
Didaktische Erzählungen . . . 264
Dramatische Poesie. Fragment eines geistlichen deutschen Schauspiels aus den letzten Jahren des 13ten J. H. 265
Gedichte im niederdeutschen Dialekte aus den letzten Zeiten der Ritterpoesie . . 266

Zweite Abtheilung dieses Capitels. Geschichte der deutschen Poesie seit dem Emporkommen des bürgerlichen Meistergesanges im vierzehnten und funfzehnten J. H. 270

Muthmaßungen über den Ursprung der statutarischen Einrichtungen des Meistersängerinstituts 271
Charakteristik des Meistersängerinstituts . . 275
Tabulatur der Meistersänger . . 279
Absonderung der Meistersänger von den Spruchsprechern 284
Aufblühen des Instituts der Meistersänger in Mainz, Straßburg, und Nürnberg . . 287
Einige Meistersänger des vierzehnten J. H. Heinrich von Muglin. Muscablüt . 289
Meistersänger aus dem funfzehnten J. H. Hans Folz. Sixt Buxbaum. . . 290
Andere deutsche Dichter des 14ten und 15ten J. H. — Lyriker 291
Nachrichten zur Geschichte der deutschen Liederpoesie aus der Limburgischen Chronik . . 292
Reinhard von Westerburg . . . 293
Mancherlei Arten von Liedern . . 295
Emporkommen des deutschen Volksliedes im 14ten J. H. 297
Laysen der Geisselbrüder . . 299

Prosaische Umarbeitungen alter Rittergedichte S. 419
Das Buch der Liebe . . 420
Erzählungen vom hörnenen Siegfried; vom Schwarzkünstler Faust . . . 422
Der Froschmäuseler von Rollenhagen . 423
Didaktische und satyrische Poesie der Deutschen im sechzehnten J. H. . . 430
Ueber die lateinischen Schriften deutscher Satyriker des 16ten J. H. . . . 431
Martin Agricola's Anweisung zur Instrumentalmusik in Versen . . 432
Matthesius. Holzwart . . 433
Mehrere didaktische Gedichte von Ringwald 434
Satyrische Gedichte von Murner . . 437
Ulrich von Hutten 443
Andere Satyriker. Fabulisten. Holzmann 445
Fabeln von Erasmus Alberus; Hartmann Schopper . . . 446
Burkard Waldis. Ausführlichere Anzeige seiner Fabeln . . . 447
Satyrische und andere Werke von Johann Fischart 451
Dramatische Poesie der Deutschen im sechzehnten J. H. 462
Jakob Ayrer. Ausführlichere Anzeige seiner Schauspiele 466
Rohe dramatische Bestrebungen. Hebel . 472
Schauspiele von Dedekind, Göbel, Sanders 473
Calagius. Spangenberg . . . 474
Omichius. Stricker oder Strieer . 475
Herzog Heinrich Julius von Braunschweig 476
Paul Rebhun 477

Drittes

Drittes Capitel. Geschichte der schönen Prose in der deutschen Litteratur vom letzten Viertel des dreizehnten J. H. bis in die ersten Decennien des siebzehnten . . S. 478

Entwickelung der litterarischen Gesammtsprache der Deutschen 481

Bildung der deutschen Prose durch Romane und Novellen 483

Didaktische Prose. Metaphysischer Tractat in deutscher Sprache aus dem vierzehnten J. H. 486

Bildung der didaktischen Prose der Deutschen durch die sogenannten Mystiker . . . 488

Tauler. Didaktischer Theil seiner Predigten 489

Schüler und Freunde Tauler's . . . 493

Otto von Passau 494

Schriften der Jünger der ewigen Weisheit aus dem 15ten J. H. 495

Andere didaktische Prosaisten des 15ten J. H. Albrecht von Eybe 496

Albrecht Dürer 498

Luther. Würdigung seines Einflusses auf die Bildung der deutschen Prose überhaupt, und besonders der didaktischen 500

Johann Agricola. Seine Sprüchwörter . 503

Sprüchwörter von Sebast. Franke . . 507

Zweite Hälfte des 16ten J. H. Fischart als didaktischer Prosaist 508

Historische Prose 509

Joh. Rothe'ns Thüringische Chronik . . 510

Andere Chroniken 511

Der Weiß-Kunig vom Kaiser Maximilian I. und seinem Secretair Treitzsauerwein . 512

Der beierische Geschichtschreiber Thurnmayer, genannt Aventinus 513

Seb. Franke'ns Universalgeschichte . 516

Auto-

Autobiographie des Ritters Götz von Berlichingen S. 519
Oratorische Prose. Tauler's Predigten . . 520
Geiler's von Kaisersberg Predigten über Brand's Narrenschiff 520
Luther's Kanzelberedsamkeit . . . 523
Streit- und Spottschriften in oratorischem Styl 524
Frühe Cultur des deutschen Briefstyls im 14ten J. H. — Heinrich von Nördlingen . . 526
Ausartung des deutschen Briefstyls in den folgenden Jahrhunderten 526
Mangel einer wissenschaftlichen Poetik und Rhetorik in diesem ganzen Zeitraume. Die ältesten deutschen Sprachlehren . . . 527

Geſchichte
der
deutſchen Poeſie und Beredſamkeit.

Einleitung.

Geschichte
der
deutschen Poesie und Beredsamkeit.

Einleitung.

Die ältesten ausführlicheren Nachrichten, die sich von der deutschen Nation erhalten haben, erwähnen deutscher Gesänge oder Lieder. Mögen diese Nachrichten, die wir dem großen Geschichtschreiber Tacitus verdanken, von der Kritik noch so verdächtig gemacht werden; mag der Barditus oder Barritus, wie Tacitus den wilden Kriegsgesang der deutschen Heerschaaren seiner Zeit nennt, noch so verschieden von dem gewesen seyn, was nachher deutsche Poesie hieß; die rohen Krieger, die unter dem Schalle solcher Gesänge die römischen Legionen erschütterten, waren Deutsche; Vorfahren der deutschen Völkerschaften, die jetzt, auch ohne ein politisches Ganzes zu seyn, durch ihre gemeinschaftliche Sprache und durch charakteristische Züge

einer gemeinschaftlichen Denk- und Sinnesart hinlänglich beweisen, daß sie gleichen Ursprungs sind. Und die Sprache der Germanen, von denen Tacitus so viel Merkwürdiges erzählt, war ohne Zweifel in ihren distinctiven Grundzügen und Stammwörtern dieselbe, die jetzt als Landessprache von den liefländischen Küsten des baltischen Meers bis an die schweizerischen Alpen in mancherlei Mundarten gesprochen wird. Nie hat diese Sprache dem Ohre geschmeichelt. Rauschend von Consonanten, scheint sie aber doch schon in ihrer ersten Anlage durch einen interessanten Rhythmus der Sylben ersetzt zu haben, was ihr an weichen Tönen fehlte. Auch die ungemeine Perfectibilität, durch die sie sich vor mehreren der cultivirtesten Sprachen auszeichnet, scheint ihr schon damals nicht fremd gewesen zu seyn, als ihre grammatischen Formen sich eben erst zu entwickeln anfingen. Da nun mit diesen grammatischen Formen der Sprache auch die Geisteskräfte der Nation sich entwickelt haben, und da die deutsche Poesie überhaupt, so weit ihre Geschichte verfolgt werden kann, immer ein treuer Spiegel der nationalen Denk- und Sinnesart der Deutschen, ihrer großen Anlagen und ihrer Schwächen, gewesen ist; so kann der Geschichtschreiber der Poesie und Beredsamkeit auch in dem neueren Theile der schönen Litteratur der Deutschen nur sehr unvollkommen das wahrhaft Nationale nachweisen, wenn er nicht wenigstens in einer summarischen Uebersicht auch die früheren Zeiten umfaßt a).

Die

a) Daß die älteste Sprache der deutschen Völkerschaften, so

Die schöne Litteratur der Deutschen ist ein Ganzes. Seltsam gestaltet erscheint dieses Ganze, wenn man nicht jeden seiner Theile einer besonderen Aufmerksamkeit würdigt. Vergleicht man gewisse Perioden, zum Beispiel das Zeitalter Gellerts, mit gewissen anderen, zum Beispiel dem Zeitalter der schwäbischen Minnesinger, so möchte man glauben, daß ganz verschiedene Nationen sich derselben Sprache bedient hätten, um in ihr Gedanken und Gefühle auszudrücken, die auch nicht in einem einzigen Zuge eine bestimmte Verwandtschaft der Denk- und Sinnesart, oder einen gemeinschaftlichen Stammescharakter andeuten. Blicken wir aber von den neuesten Zeiten zurück zu den ältesten, und suchen wir in jedem Theile der deutschen Litteratur dasjenige auf, wodurch er mit andern ihrer Theile zusammenhängt, so lösen die natürlichen Uebergänge von dem Einen zum Andern den scheinbaren Widerstreit der zusammen treffenden Verhältnisse, zwar nicht in ein schönes Ebenmaß, aber doch in die höchst interessante Erscheinung eines wahrhaft nationalen Ganzen auf.

Alle

so weit wir ihre Geschichte bis in das Dunkel der Vorzeit hinab verfolgen können, schon deutsche Sprache, eine unvermischte Stammsprache, und von andern ganz verschieden gewesen, zeigt unter andern unser größter Sprachforscher, Adelung, in seiner Aeltesten Geschichte der Deutschen, ihrer Sprache und Litteratur (Leipzig, 1806); einem Buche, das als gelehrtes Werk schätzbar ist, ob es gleich, wie mehrere Schriften von Adelung, beurkundet, wie eine gewisse Beschränktheit des Geistes und noch mehr des Gefühls dem sonst verdienstvollen Manne der wahre Canon des gesunden Verstandes und des guten Geschmacks scheinen konnte.

Alle Auswüchſe, die dieſes Ganze auf ſo mancherlei Art verunſtalten, erſcheinen dann als Wirkungen ungünſtiger Umſtände, wie die Waſſerreiſer, oder die unnatürlichen Knoten und Verbiegungen, an einem kraftvollen, von der Natur zu einer ſchöneren Entwickelung beſtimmten Baume. Gerade wie die deutſche Sprache, ihrer Natur nach eine reine Urſprache, durch ihre Perfectibilität unter den Einflüſſen eines verderblichen Zufalls in der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts zu einem geiſt- und geſchmackloſen, aus deutſchen, lateiniſchen und franzöſiſchen Brocken zuſammengemengten Kauderwelſch wurde, ſo artete auch die deutſche Poeſie um dieſelbe Zeit, durch einen verirrten Nachahmungstrieb entnervt, in ein gereimtes Geſchwätz aus, von dem ſich ein gebildeter Geiſt mit Ekel wegwendet. Und ſo, wie die deutſche Sprache, ſobald ſie nur wieder von fremden Wörtern gereinigt war, durch ihre eigene Kraft auch wieder zu der hohen und herrlichen Dichterſprache wurde, die ſich in einer andern Geſtalt ſchon im Zeitalter der ſchwäbiſchen Minneſinger, wetteifernd mit den romaniſchen Sprachen, gezeigt hatte, ſo ſtieg auch die erſtorbene deutſche Poeſie, ſich ſelbſt vertrauend, gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, in einer neuen Geſtalt und noch ein Mal mit jugendlicher Kraft, wie ein Phönix aus ſeiner Aſche, empor.

Die Geſchichte der deutſchen Poeſie iſt ſehr verſchieden von der Geſchichte der Poeſie in den übrigen neueren europäiſchen Sprachen. Ihre Entſtehung fällt in Zeiten, da die übrigen Sprachen, welche Werkzeuge der neueren Poeſie und Beredſamkeit geworden ſind, entweder noch gar nicht exiſtirten, oder

oder in Europa noch nicht eingewandert, oder in tiefer Nacht, die durch keine Geschichtskunde zerstreut werden kann, verborgen waren. Und doch läßt sich die Geschichte dieser, im neueren Europa ältesten Poesie nicht erzählen ohne Einmischung einer Menge von Notizen, die zur Geschichte der Poesie in Sprachen gehören, die später entstanden sind. Denn sobald die romanischen Sprachen nach der großen nordischen Völkerwanderung aus dem untergehenden alten Latein sich entwickelten, erhielten sie, als Sprößlinge der weltbeherrschenden und hochcultivirten Römersprache, eine Art von Primat, als ob, nachdem längst keine römischen Schwerter mehr zuschlugen, immer noch die lateinischen Töne bestimmt wären, in Europa zu herrschen. Auch erfreueten sich diese romanischen Sprachen einer gewissen angestammten Cultur. Die deutsche Sprache, völlig verschieden von den romanischen, mußte sich alle Cultur erwerben. Sie würde sie, wie die griechische, am sichersten und natürlichsten durch sich selbst erworben haben, wenn nicht schon vor der Völkerwanderung die ersten wissenschaftlichen Kenntnisse und die ersten Reize zu feinerer Geistesbildung von den Römern zu den Deutschen gebracht wären. Damals schon, als noch der hercynische Wald einen großen Theil der Gegenden bedeckte, die der deutsche Fleiß urbar gemacht und mit Städten und Dörfern angefüllt hat, trat die deutsche Sprache zu der lateinischen in das merkwürdige Verhältniß, das die Super-Puristen unter den deutschen Sprachlehrern vernichten möchten, und das doch unvertilgbar in den Geist der deutschen Sprache übergegangen ist. Die deutsche Ur-Sprache bequemte sich, von der ersten bekannten Epoche ihrer Geschichte an, lateinische

Wörter in sich aufzunehmen, und den Charakter, den sie als Ur-Sprache hätte behaupten können, in dieser Hinsicht zu verleugnen. Kaum waren aus dem schon verdorbenen Latein die romanischen Sprachen entstanden, so zeigte sich, daß sie das Recht, sich in die deutsche Sprache einzudrängen, von der alten lateinischen geerbt hatten. Die Deutschen, immer das angestammte Uebergewicht der Geistescultur in den romanisch redenden Nationen anerkennend, huldigten unwillkürlich den romanischen Sprachen, wie sie der alten lateinischen gehuldigt hatten. Italienische, spanische, französische Wörter gingen nun eben so natürlich, wie vormals die lateinischen, in die deutsche Sprache über. Dem Scheine nach zeigte sich hier kein besonderes Primat der romanischen Sprachen; denn auch die romanisch redenden Nationen hatten ja eine Menge Wörter von deutscher Abkunft in ihre Sprachen aufgenommen und sie romanisirt. Aber in der That standen diese Sprachen, die romanischen und die deutsche, nichts weniger als auf dem Fuß der Gleichheit gegen einander. Die romanischen Sprachen mußten, wenn sie sich fixiren und nicht in das Kauderwelsch, aus dem sie entstanden waren, zurückfallen wollten, sehr früh ihr Gebiet gegen den Andrang fremder Wörter vermarken; und wie sehr sich die romanisch redenden Völker gegen die deutschen Töne gesträubt, zeigte schon die Umbildung der deutschen Wörter in den romanischen Sprachen. Noch mehr. Die romanisch redenden Völker ließen, auch wenn sie den Deutschen gehorchen mußten, sich doch immer gegen sie merken, daß sie sie für Barbaren hielten. Die Deutschen fanden nicht nur nicht nöthig, ihre Ur-Sprache, die durch sich selbst gesichert genug zu seyn schien, ge-

flissent-

flissentlich vor der Einmischung romanischer Wörter zu bewahren; sie glaubten auch in der Poesie der romanisch redenden Nationen etwas Musterhaftes zu erkennen, das von der deutschen Poesie angenommen und nachgeahmt werden müßte. So wurde der deutsche Geschmack abhängig von dem romanischen. Das Romantische selbst, das von den romanischen Sprachen den Nahmen hat, wurde in Deutschland national, und doch nie so national, daß es sich nicht, bald mehr, bald weniger, auf ein italienisches, oder spanisches, oder französisches Vorbild bezogen hätte.

Also nicht aus knechtischem, oder geistlosem Nachahmungstriebe, sondern der natürlichen Verbindung später cultivirter Völker mit früher cultivirten gemäß, nahm die deutsche Nation selbst damals, als sie ein politisches Uebergewicht in Europa behauptete, so gern den Geschmack des Auslandes an, aber nicht, wie Viele glauben, jedes Auslandes. Ueber die Völker, die nicht romanisch redeten, hielten sich die Deutschen in jeder Hinsicht erhaben. Die slavischen Völker, obgleich auch nicht ohne Cultur, waren in den Augen der Deutschen ungefähr eben solche Barbaren, wie die Deutschen in den Augen der Italiener, Spanier und Franzosen. Von den Ungarn Geschmack zu lernen, ist wohl nie einem Deutschen eingefallen. Selbst die Stammesverwandten der Deutschen im Norden, die scandinavischen Völkerschaften, Schweden, Norweger und Dänen, ehmals mit einem gemeinschaftlichen Nahmen Normänner genannt, wurden, da sie sich zu civilisiren anfingen, den Deutschen eben so wenig Muster des Geschmacks, als sie

es vormals gewesen waren, da der Deutsche den Normann nur als einen furchtbaren, die Küstenländer verheerenden Seeräuber kannte. Von englischem Geschmacke wußte man in Deutschland nichts bis auf die neuesten Zeiten, da ganz Europa sich mehr oder weniger nach den Engländern, wie vorher nach den Franzosen, modeln wollte.

Von den frühesten Zeiten, zu denen die litterarischen Denkmäler hinaufreichen, bis herab zur Epoche des völligen Untergangs der alten deutschen Reichsverfassung hat es also der deutschen Poesie immer an reiner Selbstständigkeit gefehlt. Immer hat sie sich, bald mit stärkerem, bald mit schwächerem Zuge, nach dem Geiste und Geschmacke des südlichern Europa, wo Romanisch gesprochen wurde, hinüber geneigt. Und doch ist des Originalen und wahrhaft Nationalen in der schönen Litteratur der Deutschen nicht wenig. Aber in der Natur der Verhältnisse lag wieder, daß das Schicksal den schönen Keim der Originalität und Nationalität in der deutschen Poesie und Beredsamkeit begünstigen mußte, wenn er nicht unter den Einflüssen der fremden Litteratur, die so leicht in Deutschland Eingang fand, ausarten und unkenntlich werden sollte. Wenn sich nun gar in Deutschland öfter, als bei andern Nationen, ereignete, was überall, wo es sich ereignen mag, eine Nation aus der poetischen Stimmung bringt; und wenn um dieselbe Zeit, da die Deutschen durch unverschuldete Schicksale in der natürlichen und harmonischen Ausbildung ihrer geistigen Anlagen gestört und fast alles nationalen Selbstgefühls beraubt wurden, bei einer benachbarten romanischen Nation, wie die französische,

alle

alle Umstände sich vereinigten, den Nationalgeschmack zu entwickeln, und ihm ein Ansehen zu geben, als ob er der einzige wahrhaft gute Geschmack der neueren Jahrhunderte wäre; so erklärt sich leicht, wie die deutsche Poesie und Beredsamkeit zugleich mit der Sprache der Nation im siebzehnten Jahrhundert nach dem dreißigjährigen Kriege so tief herabsinken und so ausarten konnte, daß sie durch ungeschickte Nachahmung glänzender französischer Muster nur noch geistloser und unförmlicher wurde. Aber aus den Umständen allein erklärt sich nicht, wie die schöne Litteratur der Deutschen durch rastloses Emporstreben das wurde, was sie am Ende des achtzehnten Jahrhunderts war. Daß sie den Geist und Charakter zeigen konnte, den wir in den Werken Klopstock's, Wieland's, Lessing's, Herder's, Göthe's, Schiller's, und einiger ihrer Zeitgenossen, verehren, verdankt die deutsche Poesie und Beredsamkeit eben so sehr ihren ursprünglichen, in der uralten Denk- und Sinnesart der deutschen Nation gegründeten Anlagen, als dem Genie und den Talenten ihrer großen Dichter und Schriftsteller. Wären diese Dichter und Schriftsteller nicht in Deutschland geboren und erzogen, so würden wir einen guten Theil des Schönen, das ihnen eigenthümlich ist, vergebens bei ihnen suchen.

Diese Bemerkungen, deren Beweis in den folgenden Büchern enthalten ist, mußten hier vorangeschickt werden, um den Zusammenhang der älteren deutschen Litteratur mit der neueren vorläufig anzuzeigen. Aber welchen Theil der deutschen Litteratur man den älteren nennen soll, muß genauer bestimmt werden. Denn gegen das Ende des drei-

zehn-

zehnten Jahrhunderts, als mit Dante Alighieri die neuere Poeſie, die ſich von der romantiſchen der mittleren Jahrhunderte unterſcheidet, in Italien anfing, war in Deutſchland das goldene Zeitalter des echten romantiſchen Rittergeſangs noch nicht ganz vorüber. Auf dieſes Zeitalter folgte ein anderes, das man das bleierne nennen möchte; die Zeit der Entwickelung und Ausbildung des zunft- und handwerksmäßigen Meiſtergeſangs in den Reichsſtädten. Aber auch die Meiſterſängerei war nur ausgeartete romantiſche Poeſie; und neben ihr erhielt ſich noch lange ein ſchöner Reſt der früheren und beſſern. Ueberhaupt wirkte das wiedererwachte Studium der Litteratur des claſſiſchen Alterthums ſehr ſpät mit bildender Kraft auf die deutſche Poeſie. Noch im Jahrhunderte Arioſt's und Taſſo's behielt das Beſte, was ſich in der ſchönen Litteratur der Deutſchen aus dieſem Zeitraume findet, den Geiſt und Styl der mittleren Jahrhunderte bei. Selbſt die unförmlichen Ueberſetzungen, durch die man im ſechzehnten Jahrhundert griechiſche und römiſche Dichterwerke in die deutſche Litteratur zu verpflanzen ſich bemühte, wurden ſeltſame Mittelding zwiſchen halb antiker und ausgeartet romantiſcher Kunſt. Erſt mit Martin Opitz und der erſten ſchleſiſchen Dichterſchule in der erſten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts fängt die neuere ſchöne Litteratur in deutſcher Sprache an. Damals erſt fixirte ſich die deutſche Sprache in den neueren grammatiſchen Formen, deren Entwickelung durch die große Kirchenrevolution im ſechzehnten Jahrhundert beſchleunigt war. Damals ſchien auch der letzte Funken der alten romantiſchen Denk- und Sinnesart in der ſchönen Litteratur der Deutſchen zu erlöſchen.

Eine

Eine völlige Umbildung der deutschen Poesie nach der alten classischen, und noch mehr nach der Litteratur der Italiener und Franzosen, die indessen den Deutschen vorgeeilt waren, verkündigte ein neues Zeitalter für den deutschen Geschmack. Und dieses neue Zeitalter rückte nur gar zu bald mit allen Zeichen der Erschlaffung und der Geschmacklosigkeit heran. Keiner neueren Nation ist es so schwer geworden, wie den Deutschen, sich der alten romantischen Formen und Vorstellungen zu entwöhnen, und sich eine neuere Poesie zu erschaffen, in der sich das Streben nach classischer Vollendung mit gewissen unvertilgbaren Resten des romantischen Geschmacks vereinigt. Einige Dichter aus der Opitzischen Schule, besonders der gefühlvolle Paul Flemming, wurden sichtbar von ihrer deutschen Sinnesart zu der Poesie der Vorfahren zurückgezogen, während sie sich doch alle Mühe gaben, mit dem neuen, von ihnen bewunderten Geschmacksmuster Opitz zu wetteifern. Dessen ungeachtet dürfen wir die Trennung der älteren Poesie der Deutschen von der neueren nicht bis in das achtzehnte Jahrhundert, etwa bis auf Hagedorn und Haller, oder gar in noch spätere Zeiten, hinaufrücken; denn schon in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts wurde die neue Bahn gebrochen, die durch tiefen Schlamm endlich zum schönen Ziele führte.

Die Geschichte der schönen Litteratur der Deutschen in ihrem ganzen Umfange läßt sich füglich auf sechs Hauptperioden zurückführen. Vor der Einführung des Christenthums hatten die Deutschen vermuthlich, oder gewiß, überhaupt noch keine, also auch

auch keine ſchöne Litteratur [b]). Die große Veränderung, die ſich in den religiöſen Vorſtellungen und ohne Zweifel zugleich in der alten, durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzten Nationalpoeſie der Deutſchen bei der Einführung des Chriſtenthums, im nördlichen Deutſchland nicht vor dem achten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung, ereignete, macht eine Epoche, von der wir durchaus nichts weiter wiſſen, als, ganz im Allgemeinen, daß es eine Epoche war. Keine litterariſche Spur von einem altdeutſchen Bardengeſange iſt zu entdecken geweſen. Wir können alſo die zwei Perioden, von der unbekannten Vorzeit bis auf die Einführung des Chriſtenthums in Deutſchland, und von da bis auf die Entſtehung der romantiſchen Ritterpoeſie in der ſchwäbiſchen Mundart, oder bis in die erſte Hälfte des zwölften Jahrhunderts, in der Geſchichte der ſchönen Litteratur der Deutſchen als eine einzige Periode anſehen. Dieſe erſte Hauptperiode iſt die Zeit der Vorübungen des poetiſchen Geiſtes der Deutſchen. Die zweite Hauptperiode iſt das ſogenannte ſchwäbiſche Zeitalter, das goldene der romantiſchen Ritterpoeſie in Deutſchland, vom zwölften Jahrhundert bis in die erſte Hälfte des vierzehnten. Mit dem vierzehnten Jahrhundert fängt die Zeit der Ausartung der romantiſchen Poeſie in der deutſchen Litteratur an. Aber die nüchterne Reimerei der Meiſterſänger im vierzehnten, funfzehnten, und ſechzehnten Jahrhundert war nicht nur nicht die einzige Art von romantiſcher Poeſie, die ſich erhielt; auch die erſten Einwirkun-

b) Vergl. Adelung's oben angeführtes Werk. S. 308 ff.

wirkungen der wiederhergestellten Litteratur des classischen Alterthums auf die deutsche Poesie, und selbst auf die deutsche Beredsamkeit, verloren sich lange Zeit unter Resten der alten romantischen Art, zu denken und zu dichten. Mit der litterarischen Sprache der Deutschen ereigneten sich im funfzehnten Jahrhundert wesentliche Veränderungen. Damals entstand unser neueres Hochdeutsch, das durch die Schriften Luther's eine bestimmtere Ausbildung erhielt. Aber entschieden war doch auch die Herrschaft der neuen Bücher- und Dichtersprache nicht vor dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Wir dürfen also den langen Zeitraum vom Anfange der Meistersängeret im vierzehnten Jahrhundert bis auf Martin Opitz und die erste schlesische Dichterschule wieder als eine einzige oder als die dritte Hauptperiode der Poesie und Beredsamkeit der Deutschen ansehen. Es war die Zeit des Ueberganges von der älteren deutschen Litteratur zu der neueren. Die vierte Periode, die mit der Entstehung der ersten schlesischen Dichterschule im siebzehnten Jahrhundert anfängt, ist die Zeit der ersten Erscheinung einer völligen Umbildung der deutschen Poesie und Beredsamkeit, nach Mustern, die classisch waren, oder die man dafür hielt; aber es fällt auch in diese Zeit der Anfang der Gallomanie und des Herabsinkens der schönen Litteratur der Deutschen bis zur tiefsten Erschlaffung in den ersten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts. Mit der ersten Regeneration der deutschen Poesie und Beredsamkeit, oder mit dem Conflicte der sächsischen und der schweizerischen Schule gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, fängt die fünfte der Hauptperioden

den an, in welche die Geſchichte der ſchönen Litteratur der Deutſchen zerfällt. Die ſechste dieſer Perioden iſt die Zeit der zweiten Regeneration der deutſchen Poeſie und Beredſamkeit, ungefähr ſeit dem Jahre 1770 [bb]).

Nach dieſen ſechs Perioden würde ſich alſo die Geſchichte des poetiſchen Genies und des litterariſchen Geſchmacks der Deutſchen, der natürlichſten Ordnung gemäß, in ſechs Büchern erzählen laſſen. Aber gegen dieſe Ordnung ſtreitet der Plan eines Werks, das ein Theil der allgemeinen Geſchichte der neueren Poeſie und Beredſamkeit ſeyn, alſo nicht über die letzten Decennien des dreizehnten Jahrhunderts zurückgehen, und die Litteratur der mittleren Jahrhunderte entweder ganz ausſchließen, oder doch nur beiläufig berühren ſoll. Dieſem Plane nicht ganz ungetreu zu werden, und doch auch nicht den Stoff, der ein ſo merkwürdiges Ganzes iſt, auf das widernatürlichſte zu zerſtückeln, ſoll das erſte der folgenden Bücher die Geſchichte der deutſchen Poeſie und Beredſamkeit von ihrem Urſprunge bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts in einer ſummariſchen Ueberſicht enthalten. Fängt dann gleich nicht genau mit den letzten Decennien des dreizehnten Jahrhunderts eine neue Hauptperiode in der Geſchichte

bb) Ueber die Epochen der deutſchen Sprache, die mit den Epochen der deutſchen Poeſie und Beredſamkeit nicht verwechſelt werden müſſen, verdienen, außer Adelung's dahin gehörigen Schriften, beſonders nachgeleſen zu werden die Abhandlungen von Meiſter und Peterſen in den Schriften der Mannheimer deutſchen Geſellſchaft.

schichte der schönen Litteratur der Deutschen an, so war doch bald nach dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts die merkwürdige Zeit des deutschen Rittergesanges vorüber. Einige Decennien mehr, oder weniger, machen keinen großen Unterschied in der Vertheilung der Materialien zur Litteraturgeschichte dieses Zeitraums. Das letzte Viertel des dreizehnten Jahrhunderts hat in der Geschichte der Deutschen überdieß noch ein besonderes politisches Interesse, das mit dem litterarischen in enger Verbindung steht. Damals, nach dem Untergange des schwäbischen Kaiserhauses, hatten sich die alten Bande, die alle Glieder des teutschen Reichs an das gemeinschaftliche Oberhaupt knüpften, schon so weit aufgelöset, daß Rudolph von Habsburg, der Stifter des östreichischen Kaiserhauses, mit aller seiner Kraft und Klugheit nicht vermochte, die kaiserliche Autorität wieder herzustellen. Von dieser Zeit an wurde das deutsche Reich, was es bei seiner völligen Auflösung in unsern Tagen war; ein unförmlicher, unbehülflicher Körper, durch keine Reichsschlüsse und keine Reichsarmee für irgend einen großen und gemeinschaftlichen Zweck in kraftvolle Bewegung zu setzen; überhaupt mehr der Form, als dem Wesen nach, vorhanden. Seine ganze Existenz verdankte dieser Körper von nun an ein halbes Jahrtausend hindurch nicht sowohl sich selbst, als der Entstehung und Ausbildung eines allgemeinen europäischen Staatensystems. Wir werden sehen, welchen, zum Theil der Freiheit und den Wissenschaften günstigen, zum Theil aber auch sehr verderblichen, und besonders der ästhetischen Bildung der deutschen Nation nachtheiligen Einfluß dieser

politiſche Zuſtand des deutſchen Reichs, vom vierzehnten Jahrhundert bis in das neunzehnte, auf die Entwickelung und Richtung der Anlagen des deutſchen Geiſtes hatte.

Geſchichte
der
deutſchen Poeſie und Beredſamkeit.

Erſtes Buch.

Summariſche Ueberſicht der älteren Geſchichte der ſchönen Litteratur der Deutſchen bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Geſchichte
der
deutſchen Poeſie und Beredſamkeit.

Erſtes Buch.

Summariſche Ueberſicht der älteren Geſchichte der ſchönen Litteratur der Deutſchen bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Erſtes Capitel.

Allgemeine Geſchichte der poetiſchen und rhetoriſchen Cultur der Deutſchen bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Die alten Teutonen oder Teuten, deren Nachkommen ſich Deutſche oder Teutſche, das iſt Teutiſche, nennen, gehörten zu den edelſten Barbaren der Vorwelt. Hätten ſie ſich nicht vor den übrigen rohen Nationen, mit denen die Römer Kriege führten, ſelbſt in den Augen dieſer Weltbeherrſcher durch nationale Tugenden ausgezeichnet,

zeichnet, so würde der ernste und strenge Geschichtschreiber Tacitus sich eines sehr gemeinen Scherzes schuldig gemacht haben, als er gerade die Deutschen vor andern Nationen wählte, durch ein historisches Gemählde roher, aber unverdorbener Sitten seine Römer an das zu erinnern, was ihnen fehlte. Ein solcher Scherz liegt ganz außer dem Charakter eines solchen Mannes. Auch würde die treffendste Satyre, auf eine solche Art durch Mißbrauch des Geistes und Styls der wahren Geschichte begründet, ein schlechtes Glück gemacht haben. Zum Gespötte hätte sie dem römischen Leser werden müssen, der jeden Tag Gelegenheit hatte, sich genauer nach dem wahren Charakter der Deutschen zu erkundigen, mit denen die römischen Soldaten damals schon seit länger als hundert Jahren Bekanntschaft gemacht hatten. Die Untugenden, welche die Deutschen vor ihrer Civilisation mit andern halb wilden oder barbarischen Nationen gemein gehabt haben mögen, werden durch das Lob, das Tacitus ihren Tugenden ertheilt, gar nicht weggeleugnet. Er selbst nennt sie Trunkenbolde, die, wenn nicht Jagd oder Krieg sie riefen, Tage und Nächte auf schmutzigem Lager, schlafend, oder müssig, verträumten, die übrige Zeit in lustigen Gelagen durchzechten und durchschmauseten, für das Hauswesen ihre Weiber sorgen ließen, aber auch nüchtern, tollkühn im Glücksspiele, wenn sie nichts mehr zu verlieren hatten, ihre eigene Freiheit einsetzten. Was außerdem noch an diesen muthigen Barbaren nicht zu loben war, ausführlich zu verzeichnen, fand Tacitus vermuthlich überflüssig, da es entweder aus dem Zustande eines uncivilisirten und immer Krieg athmenden Volks sich von selbst verstand, oder wenigstens

ſtens nicht nothwendig in ein Gemählde gehörte, das auf die Römer als Sittenſpiegel wirken ſollte. Aber was die Deutſchen vor andern Barbaren auszeichnete, das hervorzuheben war die Abſicht des Geſchichtſchreibers, der ſo gern das Auszeichnende und Charakteriſtiſche mit treffenden und kräftigen Zügen mahlte. Auf dieſes Auszeichnende müſſen wir achten, wenn wir den Tacitus verſtehen, und der Nation, die er uns zuerſt genauer kennen lehrt, kein Unrecht thun wollen c).

Nicht alle charakteriſtiſchen Züge in der Beſchreibung, die Tacitus von der Denkart und den Sitten der alten Deutſchen macht, ſind von gleicher Merkwürdigkeit für den Geſchichtſchreiber der Poeſie und Beredſamkeit. Aber Einiges unter Mehreren, was der Menſchenkenner in dieſer Beſchreibung nicht überſehen darf, ſteht mit der erſten Entwickelung ſowohl, als mit den Fortſchritten des deutſchen Geiſtes und Geſchmacks, in genauer Verbindung.

Schon

c) Mit beſonderem Fleiße hat Adelung in ſeinem Buche über die älteſte Geſchichte der Deutſchen zu zeigen geſucht, daß die Deutſchen kein edlerer Menſchenſchlag, als andere kriegeriſche und freiheitliebende Wilde und Barbaren geweſen, und daß ſich Alles, was Tacitus von ihren Tugenden rühmt, auf halb thieriſche Rohheit und Gefühlloſigkeit zurückführen laſſe. Ungern ſcheint er ein Zeugniß zu vermiſſen, um wahrſcheinlich zu machen, daß die Deutſchen auch Menſchenfreſſer geweſen. Der Barbar, ſagt er, grenze ja immer weit näher an das reiſſende Thier, als an den durch Kenntniß, Sitten und Geſchmack veredelten Weltmann!

Schon vor ihrer Civilisation zeigten die deutschen Völkerschaften, nach dem Tacitus, vor andern Wilden und Barbaren, in ihren kriegerischen Unternehmungen besonders, eine ungemeine praktische Vernunft [d]). Dieselbe Nation focht aber nicht nur mit Enthusiasmus für ihre Freiheit und ihre Fürsten [e]); sie verrieth sogar in ihrem Aberglauben eine besondere Art von Schwärmerei, die dem gemeinen Aberglauben fremd ist. Die Deutschen glaubten, in der Natur des Weibes etwas Uebermenschliches und gewissermaßen Göttliches zu erblicken, um dessentwillen sie dem weiblichen Geschlechte eine besondere Gabe zur Wahrsagung zutrauten [f]). Und gerade diese den Deutschen schon in den ältesten Zeiten eigene Mischung von hervorstechender Vernunft und einer eben so unverkennbaren Neigung zu einer gewissen Schwärmerei offenbart sich durch die ganze Geschichte der deutschen Litteratur immer in dem Verhältnisse, wie diese Litteratur wahrhaft national, und nicht Copie, oder Nachahmung, ausländischer Denkart war. Was wir im Deutschen Schwärmerei nennen, ist nichts anders als enthusiastische Selbsttäuschung; der Enthusias-

d) Von den Catten besonders sagt Tacitus (Germania, 30.): *Multum, ut inter Germanos, rationis ac solertiae*, praeponere electos &c. Der ganzen Nation der Deutschen kam also das Lob, das hier den Catten ertheilt wird, gleichsam schon sprüchwörtlich zu.

e) Wie sonderbar, daß dieselbe Nation, deren höchstes Gut eine rohe Freiheit war, mit solcher Hingebung für ihre Fürsten focht! Infame in omnem vitam ac probrosum, sagt Tacitus von den Deutschen (l. c. 14.), superstitem principi suo ex acie recessisse.

f) Bekannt ist die Stelle (l. c 8.): Inesse quin etiam sanctum aliquid et providum putant (feminis) &c.

thusiasmus aber, oder das edle, gleichsam von einem höheren Wesen der menschlichen Brust eingehauchte Gefühl der Anhänglichkeit an etwas, das uns groß, schön, und gut, oder überhaupt vortrefflich, und unserer Verehrung würdig scheint, dieses Gefühl mußte in der Seele des Deutschen mehr tief und still, als stürmisch und leidenschaftlich, seyn, weil es von einer kühlen Vernunft bewacht wurde; und wo es dennoch in Schwärmerei überging, mußte selbst die schwärmerische Begeisterung die Miene der Vernunft annehmen, und sich dem deutschen Gemüthe durch stillen Ernst, nicht durch Ungestüm, empfehlen. Ein Volk von dieser Denk- und Sinnesart war vor vielen andern empfänglich für die Lehren des Christenthums. Je nachdem seine Vernunft eine praktische, oder speculative Richtung nahm, konnte es, unter günstigen Umständen, sich durch bürgerliche Einrichtungen hervorthun, und große Fortschritte in den Wissenschaften und Künsten machen. Weniger schien dieses Volk von der Natur zur Poesie berufen, weil die schaffende Einbildungskraft selten mit vorzüglicher Energie sich entwickelt, wo sich die Herrschaft der ruhigen Vernunft durch praktische Bedachtsamkeit ungewöhnlich früh kund thut. Aber wo Vernunft überhaupt mit ungewöhnlicher Stärke wirkt, welche Seelenkraft kann da schlummern?

Wenn auch die Deutschen keine poetische Nation waren, wie die Griechen, oder andere, unter einem wärmeren und heiteren Himmel aufgeblühere Völker, so konnte doch immer, nach der Verschiedenheit der Individuen, in Einigen zur kühnen Dichtungskraft werden, was den Andern nur energische

Denkkraft war. Der Uebergang vom stillen und innigen Enthusiasmus zu poetischen Gefühlen war eben so leicht, als die Ausartung dieses Enthusiasmus in Schwärmerei. Besonders konnte bei einem Volke, wie die Deutschen waren, die Poesie der Liebe leicht etwas werden, was sie im classischen Alterthum nie gewesen war. Mögen die alten Deutschen im gemeinen Leben ihre Weiber, denen sie eine übermenschliche Verwandtschaft mit höheren Naturen zutraueten, eben so herrisch und unsanft behandelt haben, wie das weibliche Geschlecht bei andern wilden und barbarischen Völkern von dem männlichen gewöhnlich behandelt wird; zu einer poetischen Verehrung des Weibes lag darum doch der Keim in der alten germanischen Denkart. Sobald zu dieser Denkart die christlichen Vorstellungen von der Heiligkeit der Jungfrau hinzukamen, die der Welt den Sohn Gottes geboren, waren die Elemente des Stoffs zur neuen Poesie der Liebe beisammen. Es läßt sich auch nicht wohl bezweifeln, daß diese Art von Poesie, die sich erst mit dem Ritterthum in den mittleren Jahrhunderten ganz entwickelte, von den Deutschen ausgegangen ist, die ihre angestammte Denk- und Sinnesart als Eroberer in die cultivirten Länder des südlichen Europa hinübertrugen. Diese Eroberer wurden durch Vermischung mit den Eingebornen bald aus Deutschen zu Italienern, Franzosen, Spaniern und Portugiesen. Aber wenn sie nun auch ihren in Deutschland zurückgebliebenen Brüdern auf dem Wege der Cultur, der Sitten und des Geistes voreilten, so blieb doch das Gepräge ihrer deutschen Abkunft eben so merklich ihrer Poesie, als ihren bürgerlichen Einrichtungen, aufgedrückt. Doch hat keine von ihnen

die

die romantische Poesie der Liebe mit solcher Religiosität behandelt, wie die Deutschen noch in den neuesten Zeiten [z]).

Was für eine Art von Poesie diejenige gewesen seyn mag, die vor der Einführung des Christenthums, nach dem Berichte des Tacitus, erscholl, wann die Deutschen ihre Schlachtgesänge anstimmten, läßt sich aus den Resten der weit jüngeren, in der Isländischen Edda aufbewahrten, scandinavischen Poesie nur sehr unvollkommen errathen. Die Scandinavier, oder Dänen, Schweden und Norweger, von den Deutschen Normänner genannt, sind ein germanischer Volksstamm. Ihre Sprache beweiset es. Ob aber diese nordlichen Germanen nicht schon zur Zeit des Tacitus mehr Vettern, als Brüder, der eigentlichen Deutschen waren, wissen wir nicht. Wenn also auch ihre Religion ungefähr dieselbe war, die sich bei den scandinavischen Völkerschaften bis zur Einführung des Christenthums erhielt, so folgt daraus noch lange nicht, daß die alte deutsche Bardenpoesie nicht auf mehr als eine Art verschieden von der scandinavischen Skaldenpoesie gewesen seyn könne. Wie dem auch sey; in einer noch so rohen Sprache, wie die

z) Vergl. die allgemeine Einleitung zur Gesch. der neueren Poesie und Beredsamkeit vor dem ersten Bande dieses Werks, S. 22 ff. — In Beziehung auf die neueste Poesie der Deutschen verdient hier in Erinnerung gebracht zu werden, was noch neuerlich zwei geistreiche französische Schriftsteller, Hr. v. Villers in einer kleinen Abhandlung über die Art, wie die deutschen Dichter von der Liebe reden, und Hr. Constant in der Vorrede seiner Bearbeitung von Schiller's Wallenstein gesagt haben.

die deutsche zur Zeit des Tacitus ohne Zweifel war, konnte aus dem Munde von Dichtern, die in Wäldern hauseten und kaum auf der untersten Stufe der Cultur standen, wohl keine Poesie hervorgehen, die über die Gesänge anderer wilden oder halbwilden Nationen sehr erhaben war. Möglich bleibt indessen immer, daß diese Poesie, von der sich kein Denkmal erhalten hat, die Grundlage des späteren Heldengesanges ist, der nach der Einführung des Christenthums unter der Herrschaft der Franken entstand.

Um den Anfang der poetischen Cultur der Deutschen genauer zu erforschen, müßten wir auch von der uralten Trennung und Verbindung der verschiedenen germanischen Völkerstämme zuverlässigere Nachrichten haben, als sich bei den Schriftstellern finden. Nicht alle Völker, die von den Römern mit einem gemeinschaftlichen Nahmen Germanen genannt wurden, gehörten zum Stamme der Teuten oder Deutschen. Auch hier entscheidet die Sprache. Diejenige Sprache, die sich selbst die Teutische oder Deutsche nennt, zerfällt in zwei Ur-Dialekte, mit deren Entwickelung und Ausbildung die deutsche Poesie und Beredsamkeit entstanden ist. Der eine dieser deutschen Ur-Dialekte, der ober- oder hochdeutsche verhält sich zu dem zweiten, dem niederdeutschen, ganz anders, als beide sich zu den scandinavischen Sprachen verhalten. Jene beiden Urdialekte lösen sich wieder in eine Menge von Provinzial-Dialekten auf, und gehen durch mancherlei Abänderungen in einander über. Alle haben im Ganzen dieselben Wörter und folgen im Grunde derselben Grammatik,

matik, so sehr auch im Einzelnen und in Nebenverhältnissen die Wörter und die grammatischen Formen dieser Dialekte von einander abweichen. Aber die scandinavischen Sprachen unterscheiden sich von der deutschen nicht nur durch eine große Menge von Wörtern, die man in allen deutschen Dialekten vergebens sucht; sie haben auch grammatische Formen, die charakteristisch den ganzen Mechanismus der Sprache bestimmen, allen deutschen Dialekten aber fremd sind [h]). Tacitus, der zuerst auf zwei Hauptstämme der germanischen Völkerschaften aufmerksam macht, und die Scandinavier den Sueven unterordnet, deren Sprache vermuthlich schon damals eine Art von Hoch- oder Oberdeutsch war, verwechselte also, wie es scheint, durch unvollkommene Nachrichten irre geführt, die erste Abtheilung der germanischen Völkerstämme mit der zweiten. Die ausgebreitete Nation der Germanen theilte sich wahrscheinlich schon damals in den scandinavischen und den teutischen oder deutschen Stamm. Der deutsche Stamm aber theilte sich wieder in die beiden Zweige, die sich durch die hoch- oder oberdeutsche und die niederdeutsche Mundart noch jetzt unterscheiden. Während der großen Völkerwanderung, besonders im

h) Kein deutscher Dialekt kennt, so viel ich weiß, die scandinavische Bildung des bestimmten Artikels aus dem unbestimmten durch Zurückwerfen des unbestimmten Artikels hinter das Substantiv, z. B. im Schwedischen *mannen*, *fruen*, *huset* (der Mann, die Frau, das Haus) von *en* man, *en* fru, *et* hus (ein Mann, eine Frau, ein Haus). Eben so wenig findet sich in irgend einem deutschen Dialekte eine Spur von der scandinavischen Bildung passiver Zeitwörter aus activen durch ein bloßes s, wie z. B. im schwedischen Aelskas (geliebet werden) von älska (lieben).

im fünften und sechsten Jahrhundert, wechselten auf mannichfaltige Art die Territorien der beiden Ur-Dialekte im südlichen und nördlichen Deutschland. Durch die Vermischung mehrerer deutschen Völkerschaften wurden auch die uralten Dialekte vermischt. Um so mehr dürfen wir uns verwundern, nach einem so wilden Durcheinanderfallen der Völkerschaften und der Dialekte in Deutschland, die Grenze zwischen den beiden Territorien des hoch- oder oberdeutschen und des niederdeutschen Ur-Dialekts so ziemlich genau durch eine einzige geographische Linie bezeichnen zu können, die sich ungefähr von den niederländischen Küsten, wo die flamändische Sprache der französischen Platz macht, über Aachen, Göttingen und Wittenberg bis hoch an der Küste der Ostsee hinaufzieht. Denn nur im Süden dieser Linie finden wir noch die mancherlei Dialekte einheimisch, in welche der uralte hoch- oder oberdeutsche Urdialekt zerfällt. Im Norden dieser Linie ist der niederdeutsche Urdialekt noch immer Volkssprache, auch seit der Einwanderung des Hochdeutschen, das jetzt allgemeine Sprache der Litteratur und der höheren Stände überall geworden ist, wo deutsch geredet wird. Durch eben so zufällige Ursachen, wie die, welche das Hochdeutsche in Niederdeutschland eingeführt haben, ist die holländische Sprache, dieser vorzüglich cultivirte niederdeutsche Provinzialdialekt, und mit ihr die holländische Litteratur, von der deutschen völlig getrennt worden. Wenn nun aus der allgemeinen Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit die holländische Litteratur nicht ohne Grund ausgeschlossen wird, weil sie sich seit ihrer nationalen Entstehung völlig von der deutschen abgesondert hat, so darf noch weniger ein

Theil

Theil der scandinaviſchen Litteratur, auch nicht der älteren, in den Umkreis der deutſchen herübergezogen werden, da die Scandinavier, obgleich von gemeinſchaftlicher Ur-Abſtammung mit den Deutſchen, doch nie eine Sprache geredet zu haben ſcheinen, die für einen Dialekt der deutſchen angeſehen werden dürfte [hh]).

Aber die Gothen, die man ſo oft mit den Scandinaviern verwechſelt hat, waren Deutſche. Die möſogothiſche Sprache, in welche der Biſchof Ulfilas um die Mitte des vierten Jahrhunderts die chriſtlichen Evangelien überſetzte, iſt eine Art von Hochdeutſch, mit niederdeutſchen und fremden, vielleicht thraziſchen Wörtern gemiſcht, beim erſten Anblicke kaum kenntlich, auch in dieſer Ueberſetzung vermuthlich nach dem Griechiſchen gemodelt, dennoch nahe verwandt mit dem bald darauf in der älteſten Geſchichte der deutſchen Litteratur erſcheinenden fränkiſchen Dialekte, und in den meiſten grammatiſchen Formen von den deutſchen Dialekten überhaupt nicht weſentlich verſchieden. Dieſe älteſte Urkunde einer germaniſchen Sprache iſt nicht nur durch ihr hohes Alter ehrwürdig; ſie zeigt uns auch, wie die deutſche Sprache ſchon damals, vor vierzehn hundert Jahren, ſo reich und ſo gut organiſirt war,

hh) Zur gründlichen Kenntniß der urſprünglichen Verſchiedenheit der deutſchen Dialekte findet ſich eine Anleitung in mehreren ſchätzbaren Schriften, deren Verzeichniß man in Koch's Compendium der deutſchen Litteraturgeſchichte (I. Th. S. 13.) nachſehen kann. Vorzüglich verdient empfohlen zu werden das auch dort gelobte Werk von Carl Michaeler: Tabulae parallelae antiquiſſimarum Teutonicae linguae dialectorum. Oeniponte, 1776. 8.

war, daß ſie ſehr leicht eine litterariſche Bildung annehmen konnte, ſobald nur die große Schwierigkeit, ſie zu ſchreiben, von denen überwunden war, die entweder neue Buchſtaben erfinden, oder das lateiniſche und griechiſche Alphabet, ſo gut es möglich war, den deutſchen Tönen anpaſſen mußten. Merkwürdig iſt auch, daß dieſes älteſte Deutſch, das wir kennen, als eine Art von Hochdeutſch zu den Dialekten gehört, an deren Entwickelung das Schickſal die ganze geiſtige Bildung der deutſchen Nation vorzüglich knüpfen wollte [i]).

Viel-

i) Genauere Unterſuchungen über die Möſogothen und ihre Sprache gehören nicht hierher. Man findet auch Alles, was darüber vorzüglich nachzuſehen iſt, beiſammen in der trefflichen Ausgabe des Ulfilas, nach Ihre, von Johann Chriſtian Zahn (Weiſſenfels, 1805, in 4.) Die möſogothiſche Sprachlehre, die dieſer Ausgabe beigefügt iſt, muß auch den letzten Zweifel derer niederſchlagen, die noch der alten Grille anhängen möchten, als ſtammten die Gothen aus Schweden ab, weil es doch dort ein Gothland giebt. Wie es gekommen, daß einmal ein Schwarm von Gothen ſich nach Schweden hinübergeſchlagen und vielleicht mit den Sutonen vermiſcht hat, kann uns hier gleichgültig ſeyn. Eine der ſonderbarſten grammatiſchen Eigenheiten der Sprache des Ulfilas iſt der Dual, dem Griechiſchen ähnlich. Wie die gothiſche Sprache vom Hochdeutſchen ſich zum Niederdeutſchen neigt, verrathen ſchon die Zahlwörter Ains, twai, thrins oder thrija u. ſ. w. Auch findet man im Gothiſchen mehrere angelſächſiſche, noch im Engliſchen vorhandene Wörter, z. B. *quath* (er ſagte) von quithan, im Engliſchen *quoth*; *ſuns* (bald), im Engliſchen *ſoon*. Das gothiſche *Jah* (und) iſt auch dem älteſten fränkiſchen Dialekte eigen. Das Hoch- oder Oberdeutſche, als eigentliche Baſis der gothiſchen Sprache, blickt überall hervor; z. B. in der Ueberſetzung der bekannten Stelle des Evangeliums: "Wenn dich dein Auge ärgert"

Vielleicht waren die übrigen deutschen Dialekte um die Zeit, als Ulfilas die Evangelien überſetzte, noch nicht ſo cultivirt, wie der gothiſche. Denn das ganze große Volk der Gothen war damals längſt aus Deutſchland ausgewandert. Es wohnte zum Theil an der Weichſel, zum Theil an der Donau, in Ländern, die jetzt zu Ungarn und Siebenbürgen gehören, bis an das ſchwarze Meer hinauf. In mehreren dieſer Gegenden hatte es griechiſche und römiſche Cultur gefunden, von der es alſo auch in ſeine Sprache Manches aufgenommen haben konnte. Aber die gothiſche Sprache würde untergegangen ſeyn, auch wenn das Volk, dem ſie angehörte, glücklicher in der Behauptung der großen Eroberungen geweſen wäre, durch die es ſich im ſechsten Jahrhundert die ſchönſten europäiſchen Provinzen des alten römiſchen Reichs unterwarf. Die Oſtgothen würden, auch wenn ihr Reich in Italien länger beſtanden wäre, zu Italienern geworden ſeyn und Italieniſch ſprechen gelernt haben, wie die Weſtgothen in Spanien zu Spaniern wurden und Spaniſch ſprechen lernten.

gert" ꝛc. Jabai (wenn) augo thein — marzjai (ärgert) thuk (dich), uſtagg ita (im Engliſchen take it out). — Batizo (Baß, beſſer) iſt auk (auch) thus (dir), ei fraquiſtnai (daß verloren gehe) ains lithiwe (Glieder) theinieize (deiner), jah ni (und nicht) allate leik thain (aller Leib dein; dein ganzer Leib; leik vom alten Leich; daher Leichnam) &c. Oder (Evang. Matthäi, c. 26.), wo es von Petrus heißt: Mit aitha ſwarands (eidlich ſchwörend), thatei ni kann (daß ich nicht kenne) thana mannen (dieſen Menſchen). — Aber ich wollte durch dieſe Anmerkung die Freunde der deutſchen Sprache nur aufmerkſamer auf ein Buch machen, das ohne die liberalſte Aufopferung der Zeit und Kräfte des Herausgebers wohl nie ſo lesbar geworden wäre.

lernten. Von aller Cultur, die dort noch immer zu finden war, kam den deutschen Völkern, die im Vaterlande zurückgeblieben waren, lange Zeit nichts zu Gute. Am Rheine waren zwar schon zu Anfange des vierten Jahrhunderts die Bisthümer zu Maynz, Cölln und Trier gestiftet; aber die erschütternden Bewegungen, die mit der Stiftung der fränkischen Monarchie verbunden waren, richteten im ganzen westlichen Theile von Deutschland fast Alles zu Grunde, was an römische Civilisation erinnerte. Auf die Schicksale der fränkischen Monarchie müssen wir in der älteren Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit vorzüglich unsere Aufmerksamkeit richten. Die Sprache der Gothen ging die übrigen deutschen Völker wenig an. Aber das fränkische Deutsch wurde die Grundlage der schönen Litteratur der gesammten deutschen Nation.

Es mag seyn, was einige Geschichtforscher behaupten, daß der Anfang des deutschen Völkervereins, der schon um die Mitte des dritten Jahrhunderts unter dem Nahmen Franken bekannt wurde, im nördlichsten Deutschland zu suchen, und daß dort eine besondere niederdeutsche Völkerschaft zuerst so geheißen. Als die Franken gegen das Ende des fünften Jahrhunderts unter ihrem Chlodwig durch die Eroberung eines Theils von Gallien und Deutschland das große fränkische Reich gründeten, das nachher in ein Frankreich und ein deutsches Reich zerfiel, vereinigte ihr Nationalnahme schon eine Menge, meistens hochdeutscher Völkerschaften. Auch die hochdeutsch redenden Alemannen, deren Nationalnahme in der Folge von den Franzosen auf alle Deutsche übertragen wurde, schmolzen

zen mit den Franken, denen sie sich erst nach der blutigen Niederlage bei Zülpich im Jahre 496 unterwörfen hatten, unvermerkt zusammen. Eine Gesammtsprache aller deutschen der fränkischen Monarchie einverleibten Völkerschaften gab es nun wohl nicht. Aber schon die ältesten Denkmäler, die sich von der fränkisch-deutschen Sprache erhalten haben, sind wahres Hoch- oder Oberdeutsch, gemischt mit einigen niederdeutschen Wörtern [k]). Die Umstände brachten auch mit sich, daß am Hofe des fränkischen Monarchen eine deutsche Hofsprache entstehen mußte. Denn die Franken waren viel zu stolz auf ihre deutsche Abkunft, als daß sie unter einander die Sprache der von ihnen unterjochten und lange Zeit verachteten römischen Provinzialen in Frankreich hätten reden sollen. Auch gab es ja kein Frankreich, das von dem deutschen Theile der fränkischen Monar-

k) Freilich weicht dieses fränkische Hochdeutsch von unsrer gegenwärtigen deutschen Gesammtsprache so weit ab, daß man, ohne es mit Hülfe eines Glossars studirt zu haben, den Sinn zuweilen nicht einmal errathen kann. In andern Fällen stimmt dieses tausend Jahr alte Deutsch mit dem neueren desto deutlicher überein. Ich wähle zum Beispiele eine Stelle aus der fränkischen Uebersetzung der Schrift Isidor's De nativitate domini. Dieses Denkmal der älteren deutschen Sprache ist nach Einigen aus dem siebenten, nach Andern aus dem sechsten Jahrhundert. (S. Schilter's trefflichen Thesaurus antiquitatum Teutonicarum, Tom. I.) — Ubar dhaz ist auh hear bifore fona dema heiligin geiste (über dieß ist auch hier vor — noch zu reden — von dem heiligen Geiste), fona des gotnissu (von dessen Gottheit), joh dhaz is Gotes gheist ist (und daß er Gottes Geist ist), sus quhad Job (wie Hiob spricht. Sus das Niederdeutsche *Sûs* für Also, im Englischen *thus*. *Quhad* wieder das englische *Quoth*).

Monarchie verschieden gewesen wäre, bis auf den Vertrag von Verdün im Jahre 843. Daß bis dahin, also beinahe vier Jahrhunderte hindurch, die deutsche Sprache auch in Frankreich Hofsprache gewesen, läßt sich nicht bezweifeln. Denn kein Geschichtschreiber meldet uns, daß Carl der Große, den die Franzosen sich so gern als einen der größten ihrer Könige zueignen, dem romanischen Volksidiom, das damals in Frankreich aus dem verdorbenen Latein entstand, jemals die mindeste Aufmerksamkeit erwiesen. Aber daß Carl der Große mitten unter seinen politischen und militärischen Beschäftigungen auf die Cultur der deutschen Sprache bedacht gewesen, und selbst auf eine deutsche Grammatik gesonnen hat, meldet sein Biograph Eginhard, der selbst unter den Umgebungen dieses größten aller deutschen Fürsten gelebt hatte und sein Secretär gewesen war, ausdrücklich. Gewiß wird dieser staatskluge Monarch, dessen damals noch neue Dynastie nicht über allen Zweifel gegen die Rechtmäßigkeit ihrer Stiftung erhaben war, nicht versäumt haben, sich auch durch Beibehaltung der eingeführten Hofsprache als Nachfolger der Könige vom merovingischen Stamme zu bewähren. Er würde also gewiß die romanische Sprache, die damals in Frankreich aus der lateinischen entstand, ausgezeichnet haben, wenn diese schon am Hofe der Merovinger etwas gegolten hätte [1]).

Unter

1) Es ist sonderbar, daß man in Frankreich noch immer das Vorurtheil hegt, das die Franken schon unter den Merovingern zu Franzosen, und den Eroberer Chlodwig schon zum Könige von Frankreich macht. Aus der Vermischung deutscher Franken mit Nachkommen der alten

Unter der Regierung der merovingischen Könige, vom Jahre 486 bis 752, arbeitete sich die fränkische Nation kaum aus der ersten Rohheit heraus, die sie aus den deutschen Wäldern in das eroberte Gallien mitgebracht hatte. Ein charakteristischer Geist der Härte, Wildheit und Unbändigkeit scheint dem Frankenbunde seit seiner Entstehung mehr, als den übrigen deutschen Völkerschaften, eigen gewesen zu seyn. Selbst von den Gothen und Burgundern wurden die Franken anfangs Barbaren genannt [m]). Als sie in Gallien die Reste des römischen Luxus kennen lernten, wurden ihre Sitten städtischer, aber nicht feiner; und von allen Tugenden, die bei den älteren Deutschen national gewesen seyn sollen, schienen die Franken, außer der Tapferkeit, keine zu achten. An Selbstgefühle fehlte es ihnen nicht. Nach dem Anfange ihres salischen Gesetzbuches zu urtheilen, hielten sie sich für die edelste Nation der Welt [n]). Aber ihre ganze Geschichte unter den merovingischen Königen ist nicht viel

alten Gallier und der römischen Provinzialen in Gallien entstanden damals erst Franzosen. Der Kern der fränkischen Nation blieb auch in Frankreich lange Zeit deutsch. Der erste König von Frankreich ist Carl der Kahle, der Enkel Carls des Großen. Bis auf ihn war Frankreich nur ein Theil der fränkischen Monarchie, und die fränkische Monarchie war eine deutsche.

m) S. die Zeugnisse in Schmidt's Gesch. der Deutschen, Band I. Seite 209.

n) In der Vorrede zu den salischen Gesetzen heißen die Franken Gens Francorum inclyta, auctore Deo condita, fortis in armis, firma pacis foedere, profunda in consilio, corpore nobilis &c.

viel mehr, als eine Verkettung von Gewaltthätigkeiten und Ränken, Meineiden, Verräthereien, Mordthaten und Räubereien. Das Chriſtenthum, zu dem ſie ſich ſeit Chlodwig's Bekehrung bekannten, wirkte ſehr wenig auf ihre Sitten. Was einige ihrer Könige für die geiſtige Veredelung der Nation zu thun ſchienen, bezog ſich nur auf den öffentlichen Gottesdienſt. Latein mußten diejenigen lernen, die geiſtliche Aemter bekleiden wollten. Von nationaler Poeſie der Franken unter den Merovingern iſt kaum ein einziges unzweideutiges Denkmal vorhanden. Dennoch ſcheint dieſe Zeit der ausſchweifendſten Barbarei in der Geſchichte der Deutſchen fruchtbar an poetiſchen Sagen geweſen zu ſeyn, aus denen in den folgenden Jahrhunderten eine Art von nationalem Epos entſtand. Vielleicht, oder wahrſcheinlich, waren auch die deutſchen Lieder, die Carl der Große hat ſammeln wollen, fränkiſche Heldengeſänge aus der Zeit der Merovinger, und nicht, wie Viele glauben, alte Bardenlieder, von denen ſich nach der Einführung des Chriſtenthums ſchwerlich etwas erhalten haben konnte °). Die fränkiſche Sprache mußte ſich aber noch in der erſten Hälfte des achten Jahrhunderts, als der Biſchof Kero die Regel des heil. Benedicts in das Deutſche überſetzte, zuweilen ſclaviſch nach der lateiniſchen richten, wenn ſie geſchrieben wurde °°).

Unter

o) Man vergleiche Adelung's Aelteſte Geſchichte der Deutſchen, S. 390.

oo) Man leſe z. B. nur folgende wenigen Worte: Municho fioreo vueſan chunni, chund iſt, das iſt, Wort für Wort überſetzt, das lateiniſche: Monachorum quatuor eſſe genera, manifeſtum eſt.

Unter der Regierung Carl's des Großen scheint der Geist der deutschen Nation weder mehr, noch weniger poetisch gewesen zu seyn, als vorher. Ein neues politisches Interesse mußte damals jedes andere verschlingen. Carl's Zeitalter mußte für künftige Generationen den Stoff zu heroischen Dichtungen liefern. So glorreich war der fränkische Nahme noch nicht gewesen. Durch Carl's Eroberungen wurden die Franken zur ersten Nation in Europa. Die Erneuerung der römischen Kaiserwürde in der Person dieses großen Mannes warf einen neuen Glanz auf die Nation, der er angehörte. Carl selbst schien auf den deutschen Theil seines ungeheuren Reichs vorzüglich zu achten. Sein gewöhnlicher Aufenthalt in Friedenszeiten war am Niederrhein in Deutschland. Durch Carl's siegreiche Waffen wurden zum ersten Male alle deutschen Völkerschaften, die nicht ausgewandert waren, vereinigt unter Einer Religion und Einem Herrscher. Carl that mehr, als alle fränkischen Könige vor ihm, bei den Deutschen den Sinn für Kunst und Wissenschaft zu wecken. Aber es gab doch immer nur noch ein fränkisches, kein deutsches Reich, kein allgemeines deutsches Nationalinteresse. Die Vereinigung Deutschlands mit Frankreich in einer einzigen Monarchie war zwar den Deutschen eher vortheilhaft, als schädlich. Sie beschleunigte die Civilisirung der deutschen Provinzen nach dem Muster der bürgerlichen Einrichtungen des fränkischen Galliens. Die politische Vereinigung mit dem fränkischen Gallien war auch den deutschen Völkerschaften bei weitem nicht so lästig, als der Verlust ihrer alten Unabhängigkeit im Ganzen. Die Allemannen und Baiern hingen weit mehr an ihren Herzogen, als

an dem gemeinschaftliche Kaiser und König. Die Thüringer mußten verschmerzen lernen, daß sie noch nicht lange zuvor ihrem eigenen Könige gehorcht hatten. Am wenigsten war freie Eintracht zwischen den Franken und den Sassen oder Sachsen. Diese große deutsche Völkerschaft, die mit den jetzt so genannten Ober-Sachsen, bekanntlich, nicht zu verwechseln ist, und zur Zeit Carl's des Großen, in die westliche, die Westphalen, und die östliche, die Ostphalen oder Osterlinge, abgetheilt wurde, hatte den größten Theil der Länder inne, die in der Folge den niedersächsischen und den westphälischen Kreis des deutschen Reichs ausmachten. Sie hatte ihre Unabhängigkeit und die Religion ihrer Väter gegen den immer vordringenden und Alles niederwerfenden Carl auf das äußerste vertheidigt. Grausam genug wurde sie dafür von dem Eroberer gezüchtigt. Mit Feuer und Schwerdt zum Christenthum gezwungen und der fränkischen Monarchie einverleibt, nahm sie nun freilich auch Antheil an der Art von Civilisation, die ihnen die Sieger brachten. Aber sich mit diesen Siegern ganz für Eine Nation zu halten, gestattete ihnen kaum ihre Sprache, die alte Sassen-Sprache, die wir jetzt die niederdeutsche nennen. In diesem Ur-Dialekte hatte sich bis dahin ohne Zweifel die älteste deutsche National-Poesie und Mythologie am längsten erhalten. Nun erscheint aber auch die, in der Geschichte der deutschen Litteratur so wichtige, Unterscheidung des hoch- oder oberdeutschen Dialekts von dem niederdeutschen zum ersten Male in ihrer ganzen Bedeutung. Von dieser Zeit an galt in Deutschland die Sprache der Hochdeutschen auch im ästhetischen, nicht bloß im geographischen Sinne für die höhere, die

feinere,

feinere, die vornehmere. Die niederdeutsche oder Sassen-Sprache behauptete ihr Ansehen als wahre Landessprache nur innerhalb ihrer alten Grenzen im nördlichen Deutschland. Aber die Niederdeutschen, die sich dem fränkischen Hofe näherten, mußten wohl Hochdeutsch lernen. Und weil der hochdeutsche Dialekt längst der cultivirtere war, so gingen nun noch leichter, als schon vorher, mehrere seiner grammatischen Formen in den niederdeutschen über p).

Das Bedürfniß der nun vereinigten deutschen Völkerschaften, in ihrer Muttersprache zu schreiben und zu dichten, äußerte sich auch im neunten Jahrhundert unter der Regierung der Kaiser und Könige

p) Der Uebergang des niederdeutschen Dialekts in den fränkisch-hochdeutschen zeigt sich auch in der Abschwörungsformel, die als so genannte Abrenuntiatio Diaboli den bekehrten Sachsen vorgelegt wurde. Sie ist vermuthlich aus der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts. S. *J. G. ab Eckhart* Commentarii de rebus Franciae orientalis, Tom. I. p. 440. In den Worten Ec forsacho Diabolae ist das forsacho für forsake (wie es sich noch im Englischen findet) offenbar kein reines Niederdeutsch. Abgerechnet dieses Ec forsacho (ich entsage) klingen die Worte Thunaer, ende Vuoden, ende Soxn Oto (Thor, dem Donnergotte, und Wodan und dem Sächsischen Otto d. i. Odin) ende allem them unholdun, the hirar genotes sint (allen den Unholden, die ihre Genossen sind), nicht Fränkisch. Auch das Ec gelobo (ich glaube) in dem zu dieser Abschwörung gehörigen Glaubensbekenntniß ist unverstümmeltes Niederdeutsch. — Noch deutlicher zeigt sich die Mischung des Fränkischen und Niederdeutschen in dem liber Canuti, das man für Angelsächsisch gehalten hat. Davon mehr im folgenden Capitel.

Könige vom carolingiſchen Stamme nicht viel mehr, oder weniger, als vorher, und in der Litteratur meiſtens nur durch geiſtliche Verſuche. Außer den gelehrten Herren vom geiſtlichen Stande mochte es damals wohl nur wenige Deutſche geben, die ſchreiben konnten. Eben jene geiſtlichen Herren machten die lateiniſche Sprache, die Sprache der Kirche, zur herrſchenden Sprache der Wiſſenſchaften und des Staats. Ludwig der Fromme, von neueren deutſchen Geſchichtſchreibern der Schwache, der Milde, der Andächtler, genannt, ſoll die lateiniſche Sprache ſo fertig, wie die deutſche, geredet haben. Um des Glaubens willen ließ er, nach einigen Berichten, die Bibel in fränkiſch-niederrheiniſche Verſe überſetzen. Sein Sohn Ludwig der Deutſche legte bei einem Bunde, den er mit ſeinem Bruder Carl von Frankreich ſchloß, den Eid vor dem verſammelten Volke in der eben erſt entſtehenden franzöſiſchen oder romaniſchen Sprache ab; Carl der Kahle, der erſte König von Frankreich, ſchwur in deutſcher Sprache; damit jedes der beiden Völker, die nun getrennt ſeyn ſollten, verſtände, was der König des andern Volks angelobte. Die Völker ſchwuren darauf, jedes in ſeiner Mutterſprache q). So ſtanden zum erſten Male Deutſche und Franzoſen als Nationen einander gegenüber. Wären

q) Dieſer Bundeseid iſt, ſo viel man weiß, die älteſte Urkunde der franzöſiſchen Sprache. Er iſt öfter abgedruckt, z. B. in Schilter's Theſaurus, Tom. II. — Daß Ludwig in franzöſiſcher, Carl aber in deutſcher Sprache geſchworen, hat Leibnitz aus der Natur der Sache zuerſt gezeigt. Die Völker ſollten gegenſeitig verſtehen, was der Eid ausſagte. Deutſch verſtanden wohl beide Brüder, der eine ſo gut, wie der andere.

Wären sie in der vorigen Vereinigung geblieben, und wäre Paris die Hauptstadt der ganzen fränkischen Monarchie geworden, so hätte wahrscheinlich auch in Deutschland die französische Sprache, die nun plötzlich empor kam, die deutsche nach und nach verdrängt. Der Vertrag von Verdün, im Jahre 843, rettete die Selbstständigkeit der deutschen Nation und ihres Geistes. Gleichwohl macht dieser Vertrag nur mittelbar Epoche in der Geschichte der deutschen Litteratur. Es wurde üblicher, deutsch zu schreiben; aber mit Vorliebe die Muttersprache zu dem Ansehen zu bringen, dessen sie zu ihrer litterarischen Ausbildung bedurfte, fiel wenigen Deutschen ein; und die wenigen, die, wie der Mönch Ottfried, es unternahmen, mußten sich — ihre Klagen beweisen es — über herrschende Vorurtheile erheben [r]). Die kurze Wiedervereinigung Frankreichs

r) In der lateinischen Vorrede zu seiner deutschen Bearbeitung der Evangelien sagt Ottfried: Lingua haec (Theotisca) veluti agrestis habetur, dum a propriis nec scriptura (das ist nun freilich falsch), *nec arte* aliqua, ullis est temporibus *expolita*. Er beklagt hierauf, daß die Deutschen seiner Zeit ihre eigene Landesgeschichte entweder gar nicht, oder doch nicht in der Muttersprache, niederschrieben: Cavent — fährt er fort — aliarum (linguarum), et deformitatem non verecundant suarum. Stupent in aliis vel literula parva artem transgredi, et paene propria lingua vitium generat per singula verba. Und wie stand es um die Achtung und Cultur der deutschen Sprache in ihrem Vaterlande zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, als unsre Gelehrten in der lateinischen, unsre Herren und Damen aus der großen Welt in der französischen Sprache sich correct und fein auszudrücken bemühten, in ihrer Muttersprache aber der gröbesten Fehler sich nicht schämten? Das hätte der gute Ottfried wohl nicht geahnet, daß seine Worte nach beinahe tausend Jahren wieder anwendbar seyn würden.

reichs mit Deutschland unter Carl dem Dicken veranlaßte nicht die mindeste Veränderung in der aufkeimenden Litteratur der Deutschen. Die bald darauf erfolgte neue Trennung beider Reiche machte selbst dem Nahmen der alten Herrschaft der Franken ein Ende. Frankreich oder das Reich der Franken hieß nun bei den Deutschen nur noch, wie zum Andenken an die vorigen Zeiten, das ehemalige Gallien, wo schon die Sprache der fränkischen Eroberer erloschen. Der Nahme Frankenland blieb in Deutschland nur zwei Herzogthümern. Das rheinische Franken begriff die Gegenden am Rhein, von der Pfalz, wie sie nachher genannt wurde, hinab bis an die Grenzen der Niederlande. Das Frankenland am Main, bis gegen Schwaben hinauf, oder der nachher sogenannte fränkische Kreis, hatte gar diesen Nahmen nur zufällig erhalten, weil es lange Zeit von den fränkischen Königen, die diese Provinz den Allemannen abgenommen hatten, als Kammergut benutzt worden war [s]). Deutschland wurde dafür von den Franzosen, eben so unpassend, das Allemannenland (Allemagne) genannt. Ungeachtet aller dieser Verwechselung der Nahmen der Länder und Völker blieb die üblichste Schriftsprache in Deutschland die fränkische, nehmlich die längst eingeführte Sprache des fränkischen Hofes, nicht der Provinzialdialekt des nachher so genannten fränkischen Kreises. Aber die Volkspoesie der Deutschen scheint sich damals an keinen Dialekt gebunden zu haben. Aus den unvollkommenen Nachrichten, die sich von dieser Volkspoesie im Allgemeinen erhalten

s) Vergl. Schmidt's Geschichte der Deutschen (die Wiener Ausgabe), Band I. S. 222. und Band II. S. 284.

halten haben, lernen wir wenigstens, daß die Deutschen damals Lieder sangen, die leider! nicht aufgeschrieben wurden, besonders Lieder der Liebe und satyrische Lieder. Die Geistlichen, die im Besitze der Litteratur waren, glaubten um der Religion und der Sitten willen gegen diese Lieder eifern zu müssen. Den Nonnen wurde ausdrücklich verboten, sie zu singen. Den Sachsen wurden besonders gewisse Lieder untersagt, die sie an den Gräbern ihrer Verstorbenen sangen. Man nannte sie Teufelslieder (carmina diabolica), vermuthlich weil sie sich auf die Mythologie der Vorfahren bezogen. Gegenstände der deutschen Volkspoesie dieser Zeit wurden auch öffentliche Begebenheiten und Anekdoten. Ein verrätherisches Bubenstück, von dem Erzbischofe von Mainz, dem ersten der deutschen Prälaten, an einem Grafen von Babenberg verübt, wurde von dem Volke, vielleicht im Romanzenton, so fleißig besungen, daß selbst die Chronikenschreiber dieser Begebenheit nur beiläufig gedenken zu müssen glaubten, weil sie durch die Volkslieder so allgemein bekannt geworden. Auch scheinen schon aus dieser Zeit die politischen Anekdoten zu stammen, welche Veranlassung gegeben haben, daß nachher in satyrischen Fabeln der Deutschen der Fuchs Reineke oder Reinhard, nach einem Herzoge von Lothringen, wie man sagt, und der Wolf Isegrim oder Isengrin nach einem Grafen von Oestreich genannt wurde. Alle diese Nachrichten machen fast mehr, als wahrscheinlich, daß es in der deutschen Volkspoesie des neunten Jahrhunderts auch noch andere Arten von Liedern gegeben habe, die nicht einmal dem Nahmen nach bekannt geblieben sind. Wie schnell hätte sich unter diesen Umständen

die

die deutsche Poesie auch in der Litteratur erheben können, wenn die Geistlichkeit nicht geglaubt hätte, Allem, was nur weltlich klang, wenn es nicht den Staat und die Kirche anging, den Eintritt in die Litteratur versperren zu müssen [1])!

Das Uebergewicht, das der fränkisch-hochdeutsche Dialekt seit der Stiftung der fränkischen Monarchie über alle übrigen deutschen Dialekte erhalten hatte, dauerte selbst im zehnten Jahrhundert unter der Regierung der Kaiser von sächsischem Stamme fort. Die Muttersprache dieser Kaiser war die sächsische oder niederdeutsche. Aber an ihren wandernden Höfen — denn es gab keine bleibende Residenz des deutschen Kaisers — kamen Fürsten und Herren aus allen Theilen des Reichs zusammen. Kaum läßt sich bezweifeln, daß die deutsche Hofsprache noch immer die fränkisch-deutsche blieb; denn aus dem zehnten Jahrhunderte sind mehrere schätzbare Denkmäler des fränkisch-deutschen Dialekts vorhanden. In eben diesem Jahrhunderte, dem man öfter die tiefste Barbarei vorgeworfen hat, machte die Civilisation in Deutschand fast unglaubliche Fortschritte. Vor Kaiser Heinrich I. (vom Jahre 918 bis 936) gab es im nördlichen Deutschland, dem alten Sachsenlande, kaum hier und da einen befestigten Ort, den man eine Stadt nennen konnte. Heinrich I. wird mit Recht von neueren Geschichtschreibern der Städte-Erbauer genannt, nachdem er lange genug, einer seiner Lieblings-

1) Nachweisungen über die Urkunden, in denen deutscher Volkslieder aus den Zeiten der Carolinger gedacht wird, findet man in Schmidt's Gesch. der Deutschen, Band II. S. 108 und 128.

lingsergötzungen wegen, der Vogelfänger geheißen. Einem so tapferen, klugen, thätigen, redlichen und fröhlichen Herrn hatte Deutschland seit Carl dem Großen nicht gehorcht. Ihm verdankt es seine Rettung vor der Obermacht der andringenden Ungarn, damals Hunnen genannt. Während Heinrich durch Anlegung von Städten das Land in seinem Innern befestigte, wie es die Kriegskunst damals verlangte, rief er zugleich mit dem Bürgergeiste einen neuen Rittergeist hervor. Durch die Kriege mit den berittenen Ungarn waren die Deutschen genöthigt, sich besonders im Dienste zu Pferde hervorzuthun. Diesen Dienst zu vervollkommnen, veranstaltete Heinrich die ritterlichen Uebungen und Feste, aus denen nachher die förmlichen Turniere wurden. Nur darin blieb er hinter Carl dem Großen zurück, daß er, ganz Krieger und Staatsmann, für die Geistescultur seiner Nation unmittelbar wenig gesorgt zu haben scheint. Desto mehr hat er mittelbar für sie gethan. Unter seinem Sohne Otto I. (vom Jahre 936 bis 972) wurde Deutschland, auch ohne, wie unter Carl dem Großen, mit Frankreich vereinigt zu seyn, die imposante Macht, der kein europäischer König den Rang streitig zu machen wagte. Oft genug ist beklagt, wie viele tapfere deutsche Mannschaft Otto aufopferte, um sein Kaiserrecht auch als König von Italien geltend zu machen. Nicht ohne Grund ist ihm und seinen Nachfolgern aus dem sächsischen Kaiserhause vorgeworfen, daß sie die innern Anlegenheiten Deutschlands, um der Römerzüge und italienischen Händel willen, zurücksetzten. Aber die deutsche Kraft half sich selbst. Die Entdeckung der Metalladern im Harzgebirge verbreitete über Deutschland einen neuen

Reich-

Reichthum. Und wie manche fruchtbare Idee, wie manche Kenntniß, die im Stillen fortwirkte, mag damals von den Deutſchen, die aus Italien zurückkehrten, in ihre Heimath mitgebracht ſeyn! Anders, als aus dieſer Verbindung Deutſchlands mit Italien läßt ſich auch nicht wohl erklären, wie die deutſchen Chronikenſchreiber im zehnten Jahrhundert ſich der Kunſt, lateiniſche Verſe zu machen, ſo befleißigen, und wie ſelbſt eine deutſche Dichterin damals lernen konnte, in lateiniſchen geiſtlichen Dramen die Manier der Luſtſpiele des Terenz, wenn gleich in Proſe, nachzuahmen, Legenden in Hexametern und Pentametern zu ſchreiben, und auch die Geſchichte des Kaiſers Otto I. in lateiniſchen Verſen zu erzählen. Dieſe Dichterin, Roswith oder Hroswitha, Nonne zu Gandersheim in Niederſachſen, hatte zu ihrer Zeit vermuthlich in ganz Europa unter den Frauen nicht ihres gleichen. Wie leicht wäre der Uebergang von ſolchen lateiniſchen Schauſpielen zur dramatiſchen Poeſie in deutſcher Sprache geweſen, wenn nicht religiöſe Vorurtheile die nationale Entwickelung der Poeſie in Deutſchland gehemmt hätten! Und doch leſen wir von deutſchen Schauſpielern (mimis), die unter der Regierung der ſächſiſchen Kaiſer das Volk durch dramatiſche Darſtellung merkwürdiger Begebenheiten aus der Landesgeſchichte ergötzten. Andere Stellen in den Werken der Chroniſten jener Zeit machen uns aufmerkſam auf die Achtung, in der die Muſik in Deutſchland geſtanden; und der vollkommene Sänger war damals, dieſen Nachrichten zu Folge, zugleich der Dichter deſſen, was er ſang tt).

Die

tt) Auch über die hierher gehörenden Notizen findet man Nach-

Die Zeit der Regierung des zweiten fränkischen Kaiserstammes, vom Jahre 1024 bis 1125, befestigte in der aufkeimenden deutschen Litteratur das Ansehen, das der fränkische Dialekt selbst unter den sächsischen Kaisern nicht verloren hatte. Die deutsche Poesie schien indessen keine Fortschritte zu machen. Was sich von Gedichten in deutscher Sprache aus diesem Zeitraume erhalten hat, beweiset, wie der deutsche Dichtergeist auch damals noch von dem Mönchsgeiste in einer Gefangenschaft gehalten wurde, aus der er sich erst in dem folgenden Jahrhunderte befreite. Aber die allgemeine Cultur der deutschen Nation rückte mächtig vor. Die kraftvolle und verständige Regierung der Kaiser Conrad II. und Heinrich IV. gab dem deutschen Reiche in der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts noch mehr innere Haltung, als es unter den Ottonen gehabt hatte. Die Fürsten gehorchten dem Kaiser, ohne die Vorrechte einzubüßen, aus denen sich in der Folge die fürstliche Landeshoheit entwickelt

Nachweisungen in Schmidt's Gesch. der Deutschen (Band II, S. 371 ff.). — Die lateinischen Gedichte der Roswith wurden, bekanntlich, von Conrad Meissel, genannt Celtes, aus Schweinfurt, einem der geistreichsten Restauratoren der alten classischen Litteratur, gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts wieder aufgefunden und mit Enthusiasmus bekannt gemacht durch die Nürnbergische Ausgabe von 1501 in Folio. In neueren Zeiten, nach der Ausgabe von Schurzfleisch, scheinen sie öfter genannt, als angeblickt zu seyn. Gewöhnlich wird die gute Roswith nur als dramatische Dichterin wegen ihrer dramatisirten Legenden angeführt. Aber ihre erzählenden Legenden, besonders die Geschichte des heil. Gangolf, möchten leicht die dramatisirten übertreffen.

wickelt hat. Die deutschen Städte blühten unter dem Schutze des Kaisers sichtbar auf. Gewerbe, Künste und Handel wurden allgemeiner in Deutschland. Schon im Jahre 1015 wurde der Bau des prächtigen Münsters zu Straßburg angefangen. Der Italiener Guido von Arezzo, der Erfinder einer neuen Art, Musik in Noten zu setzen, wurde von einigen Bischöfen nach Deutschland berufen, um seine Kunst einzuführen. Die enge Verbindung des deutschen Reichs, als eines römischen, mit Italien wurde durch die Römerzüge unterhalten. In der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts unter der langen Regierung des unbeständigen, irre geleiteten, bald muthigen, bald zaghaften Kaisers Heinrich IV. triumphirte die päbstliche Autorität über die kaiserliche. So schmählich war noch kein Monarch von einem Pabste gedemüthigt worden, wie Heinrich IV. von dem gewaltigen Gregor VII. Aber das deutsche Reich fühlte sich nicht entehrt durch die Schande, die sein Oberhaupt traf, als der unglückliche Heinrich im bloßen Hemde zu Canossa vor dem Pabste Buße that, um die Absolution von ihm zu erhalten. Denn die meisten deutschen Fürsten und Reichsstände selbst waren einverstanden mit dem Pabste. Es freute sie, den Kaiser, der seine Gewalt auf Kosten der landesfürstlichen vergrößern wollte, dahin gebracht zu sehen, daß er nun auch ihnen nachgeben mußte, damit sie ihm wieder gehorchten, so weit sie sich dazu verpflichtet glaubten. Auch wurde durch die fortwährenden Unruhen in Deutschland unter der Regierung Heinrich's IV. der Zusammenhang aller Theile des deutschen Reichs so wenig aufgelöset, daß es nur einer stärkeren Hand bedurfte, dem Ganzen wieder die vorige Festigkeit

zu

zu geben. Heinrich V., der vom Jahre 1108 bis 1125 regierte, wußte den Päbsten schon wieder zu zeigen, was kaiserliche Autorität in Italien und in Deutschland war, obgleich in Deutschland die Unruhen noch immer nicht aufhörten. Unverkennbar regte sich in Allem, was die Deutschen damals für und gegen ihre Kaiser unternahmen, ein nationales Kraftgefühl, dessen wilde Ausbrüche von den Italienern deutsche Wuth (furor Teutonicus) genannt wurden. Wie sich, ungestört durch die politischen Stürme, Kenntnisse und Bildung unter den Deutschen verbreiteten, zeigen mehrere Beispiele. Was noch in unsern Tagen nicht leicht ist, das Organon des Aristoteles in das Deutsche zu übersetzen, unternahm schon damals ein Deutscher, vermuthlich ein Mönch u). Und in den ersten Decennien des zwölften Jahrhunderts lehrte Werner, genannt Irnerius, ein deutscher Jurist, das römische Recht zu Bologna. Aber merkwürdiger für die Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit in den ersten Decennien des zwölften Jahrhunderts ist der Anfang der Kreuzzüge und die dadurch veranlaßte genauere Bekanntschaft deutscher Ritter mit französischen. Als Nation nahmen die Deutschen an dem ersten Kreuzzuge keinen Antheil. Die meisten Kreuzfahrer, die dem frommen Gottfried von Bouillon folgten, waren Franzosen. Aber an diese meistens

u) Der gelehrte Herbert, Abt zu St. Blasien im Schwarzwalde, entdeckte diese Uebersetzung, und lieferte eine Probe davon in seinem Itinerarium Alemannicum, append. p. 143. Noch ein Mal wird dieses alte Denkmal deutscher Prose im folgenden Capitel genannt werden müssen.

stens französische Heeresmacht schlossen sich, neben andern Streitern aus allen Theilen der katholischen Christenheit, auch Deutsche an. Bei dieser Gelegenheit erhielten ohne Zweifel deutsche Ritter, die nicht unempfänglich für poetische Freuden des Geistes waren, die erste Kunde von der neuen Poesie, die gerade um diese Zeit im südlichen Frankreich emporkam, und gewöhnlich die provenzalische genannt wird. Die romantische Schwärmerei der Provanzalen fand Eingang in deutsche Gemüther. Dem deutschen Ritter und Edeln schien die fröhliche Kunst (gaya ciencia) der Provenzalen der Nachahmung in deutscher Sprache werth. Aber einige Zeit wurde doch erfordert, ehe die neue Art, in deutscher Sprache zu dichten, mit Glücke versucht werden konnte. Gewohnheit und Vorurtheil mußten überwunden werden. Die rohe Volkspoesie des gemeinen Mannes, und auf der andern Seite die latinisirende und meistens geistliche Poesie der Mönche, konnten nicht plötzlich den ritterlichen Liebes- und Heldengesängen weichen. Das eigentliche Ritterthum, das seine erste Ausbildung in Frankreich erhalten hatte, mußte den Deutschen bekannter werden, ehe die Art von Poesie, die ganz an diesem Ritterthume hing, in deutschem Boden Wurzel schlagen konnte. Unterdessen eilten die Provenzalen auf dem neuen Wege den Deutschen weit voran. Auch die Ritterpoesie in der Sprache des nördlichen Frankreichs, geweckt durch die provenzalische, konnte, wegen der ursprünglichen Verwandtschaft beider Sprachen, und wegen der politischen Verbindung aller Franzosen in Einer Monarchie, leicht der deutschen Ritterpoesie voreilen. Es verging also noch über ein halbes Jahrhundert, ehe die deutsche

deutsche Ritterpoesie, die sich im Stillen nach der provenzalischen und nordfranzösischen gebildet hatte, mit ihrem Vorbilde zu wetteifern anfing.

Die Zeit der Regierung Lothar's II., vom Jahre 1125 bis 1137, kommt für die Geschichte der deutschen Litteratur nicht besonders in Betracht. Lothar II. war der letzte deutsche Kaiser von niedersächsischer Abkunft; aber den niedersächsischen Dialekt der deutschen Sprache zu vervollkommnen, oder mehr in Ansehen zu bringen, scheint die Regierung dieses Kaisers keine Veranlassung gegeben zu haben.

Mit der Thronbesteigung des Kaisers Conrad III. aus dem schwäbischen Hause Hohenstaufen im Jahre 1138 fängt in der deutschen Litteratur die merkwürdige Veränderung an, durch die der fränkische Dialekt, der so lange geherrscht hatte, von dem alemannischen oder schwäbischen verdrängt, und die ritterliche Liebes- und Heldenpoesie, bis dahin noch fast ausschließlich ein Eigenthum der Provenzalen und der übrigen Franzosen, in Deutschland so einheimisch wurde, wie in Frankreich selbst und in dem angrenzenden Theile des südlicheren Europa. Der Uebergang der Sprache des deutschen Kaiserhofes von dem fränkischen Dialekte in den schwäbischen erfolgte von selbst, da beide Dialekte so nahe verwandt sind, daß sie in einander verschmelzen mußten, sobald sie in einer gemeinschaftlichen Sphäre zusammentrafen; und in dieser Verschmelzung behielt der schwäbische Dialekt schon deßwegen leicht die Oberhand, weil er die angestammte Sprache des neuen Kaiserhauses war. Niederdeutsch zu reden und zu schreiben, hatte man sich im südlichen Deutschland, selbst dem niedersächsischen Kaiserhause zu Gefallen, nie bequemen wol-

len, weil die Verschiedenheit des niederdeutschen und hochdeutschen Urdialekts zu groß ist, und der hochdeutsche längst der vornehmere und cultivirtere war; aber die schwäbische Modification des hochdeutschen Urdialekts gegen die fränkische zu vertauschen, war um so natürlicher, da selbst dasjenige Deutsch, das bis dahin für Fränkisch galt, ohne grammatische Festigkeit zwischen mehreren Provinzialdialekten hin und her schwankte, und zuletzt kaum noch ein besonderes Vaterland hatte. Das neue schwäbische Deutsch nahm die unvollkommene Cultur des fränkischen leicht in sich auf, und vervollkommnete sie nach den neuen Bedürfnissen des aufgeregten poetischen Geistes. Einige übrig gebliebenen poetischen Denkmäler dieser Zeit machen anschaulich, wie das herrschende Hochdeutsch nicht auf ein Mal schwäbisch, sondern unvermerkt immer weniger fränkisch und immer schwäbischer wurde x). Die breiten Diphthongen der schwäbischen Mundart wurden vergütet durch eine naive Anmuth, die dieser Mundart vorzüglich eigen gewesen zu seyn scheint. Aber die Sprache war das Wenigste, was in der deutschen Litteratur sich änderte. Auch blieben durch das ganze schöne Zeit-

x) Zum Beweise des Ueberganges der fränkischen Dichtersprache der Deutschen in die schwäbische dient auch das neuerlich erst wieder bekannt gewordene Gedicht König Rother (Rothhaar) im 1sten Bande der Sammlung deutscher Gedichte des Mittelalters, herausgegeben von den Hrn. v. Hagen und Büsching. (Berlin, 1808). Doch ist in diesem Gedichte das Uebergewicht des schwäbischen Dialekts schon entschieden. Spuren des schwäbischen Dialekts in der älteren fränkischen Büchersprache finden sich schon bei Ottfried. Vergl. Hrn. Petersen's schätzbare Preisschrift.

Zeitalter hindurch, das man in der Geschichte der deutschen Litteratur das schwäbische nennt, die übrigen deutschen Dialekte in ihrer Heimath ungestört. Selbst die deutsche Poesie dieses Zeitraums war nicht ganz auf den schwäbischen Dialekt eingeschränkt. Manches neue Gedicht wurde aus dem einen Provinzialdialekte in den andern übertragen y). Was der deutschen Sprache und Poesie überhaupt einen Schwung gab, den sie noch nie gehabt hatte, war der romantische Geist der Zeit. Dieser Geist, dessen ausführliche Charakteristik zur Geschichte der mittleren Jahrhunderte gehört, fing in Deutschland unter der Regierung Kaisers Conrad III. mit voller Kraft sich zu entwickeln an. Conrad, dem die Stillung der fortdauernden politischen Unruhen in Deutschland Sorge genug machte, entschloß sich ungern, mußte sich aber doch entschließen, im Jahre 1147 einen National-Kreuzzug der Deutschen nach dem gelobten Lande anzuführen. Dieser Kreuzzug, so unglücklich er für die deutschen Waffen endigte, gab dem Geiste der Nation ein neues Leben. Dieselbe Masse von neuen Vorstellungen, die aus dem Orient nach Frankreich von den ersten Kreuzfahrern zurückgebracht worden war, strömte nun frisch aus der Quelle auch den Deutschen zu. Die romantische Poesie der Franzosen wurde nun erst den Deutschen

y) Auf die niederdeutschen Minnelieder machte zuerst der treffliche Möser aufmerksam. Vergl die Allgemeine deutsche Bibliothek, Band XXXVII, S. 371; und Möser's Patriot. Phantasien Band III. S. 240. Mehr über die niederdeutschen Gedichte aus dem schwäbischen Zeitalter wird im folgenden Capitel, und noch mehr im folgenden Buche, vorkommen.

auch der Ruhm des deutschen Nahmens die geistige Cultur der ganzen Nation beschleunigen, wenn gleich der Patriotismus nicht leicht unmittelbar ein Gedicht hervorbrachte. Mochten immerhin die mönchischen Latinisten in Deutschland ihre Muttersprache noch eben so geringe schätzen, wie zu den Zeiten Ottfried's; der deutsche Ritter und Edle dachte jetzt anders. Mit dem Degen in der Faust die Würde seiner Nation geltend zu machen, genügte ihm nicht mehr. Im freien Wetteifer mit den französischen Dichtern ehrten und vervollkommneten die Deutschen die Sprache ihrer Väter, nicht aus politischen Gründen, sondern, weil es ihre Sprache war. Ihr nationales Selbstgefühl wurde jetzt durch das Bewußtseyn geistiger Vortrefflichkeit noch stärker. Aber nach alter deutscher Art äußerten sich diese Bestrebungen ohne Anmaßung und Ruhmredigkeit, still und bescheiden, und nur als natürliche Folgen eines neuen Verlangens nach geistreicher Unterhaltung und Belehrung. Die deutschen Sänger der Liebe und der romantischen Heldentugend ließen am liebsten den Kaiser und das Reich sich selbst verherrlichen. Ihre Poesie war keine Staatsangelegenheit. Gedichte, wie das epische in lateinischer Sprache von Günther, der um das Jahr 1190 den Kaiser Friedrich I. unter dem Nahmen Ligurinus besang, athmeten nicht den wahren Geist der deutschen Ritterpoesie dieses Zeitraums. Aber nie würde sich diese Ritterpoesie in deutscher Sprache so entfaltet haben, wenn die Nation damals nicht mehr Selbstgefühl gehabt hätte, als in den folgenden Zeiten. Deutschland war, ungeachtet seiner schwankenden Verfassung und aller Unruhen in seinem Innern, unter der Regierung der drei ersten

Hohen-

Hohenstaufer vom Jahre 1138 bis 1197 ein kraftvolles, politisches Ganzes. Den unförmlich vielgliedrigen Reichskörper belebte eine thätige Seele. Die Kaiser strebten nach vermehrter, auch wohl unumschränkter Macht; die Fürsten und jeder Reichsstand nach erweiterter Unabhängigkeit; aber die Kaiser konnten eben so wenig die Unabhängigkeit der Fürsten, als die Fürsten die kaiserliche Autorität, vernichten. Jeder sorgte zunächst für sein besonderes Interesse; aber das Reichsoberhaupt war und blieb in den Augen aller patriotischen Deutschen der Beschirmer der gemeinschaftlichen Freiheit. Darin bestand diese deutsche Freiheit, daß die Rechte des Einen durchgängig die Rechte des Andern beschränkten; daß niemand als Gnade genießen wollte, was ihm seiner Meinung nach von Rechtswegen zukam; und daß jeder nach dem Schwerdte griff, sein Recht, wenn er es für gekränkt hielt, zu verfechten, und sollte es gegen den Kaiser selbst seyn. Daher eine gewisse Wildheit in Allem, was die Deutschen damals für, oder gegen ihre Kaiser und Fürsten unternahmen; und eben daher um dieselbe Zeit das mächtige Streben nach gesetzlicher Ordnung in Deutschland. Ehe der Niedersachse Ecko von Repgow zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts seinen Sachsenspiegel schreiben konnte, dem bald nachher ein Schwabenspiegel folgte, mußten schon eine Menge von einzelnen Land- und Stadtrechten vorhanden seyn. Diesem Streben nach durchgängiger Freiheit und Rechtlichkeit verdankte Deutschland einen bürgerlichen Wohlstand, den weder der Verlust einer Menge von Menschen, zum Theil aus den edelsten Geschlechtern, durch die Kreuzzüge, noch die unaufhörlichen Fehden und Räubereien

bereien im Innern der Reichsländer, merklich schwächen konnten. Ueberall regte sich neben dem Rittergeiste die bürgerliche Industrie. Augsburg, Nürnberg, und andere Reichsstädte sammelten Schätze. Im Jahre 1248 wurde der Bund der rheinischen Städte zur Erhaltung ihrer Rechte und ihres Handels geschlossen. Im Norden Deutschlands entwickelte sich schon der hanseatische Bund oder die Hanse. Der Handel theilte den Deutschen auch die Waaren des Luxus aus dem südlichen Europa und dem Oriente mit. Durch Deutschland ging seit den Kreuzzügen die große Handelsstraße aus dem Orient über Venedig und Genua nach dem Norden von Europa. Wenn dieser politische und bürgerliche Zustand Deutschlands auch noch so vieles zu wünschen übrig ließ, besonders weil die deutsche Reichsverfassung so schwankend und immer mit sich selbst im Kampfe war, so darf es doch eine schöne Zeit heißen, da so viel Kraft und Unternehmungsgeist das ganze Reich belebten, und ein so feuriges Interesse für Freiheit und Recht sich mit dem Streben nach erweitertem Lebensgenusse vereinigte. In jedem Falle war es eine herrliche Zeit für die dichtende Phantasie. Darum fand auch bald die Poesie in Deutschland, wie in Frankreich, Eingang und Begünstigung an den fürstlichen Höfen. Der Kaiser Friedrich I. soll romantische Gesänge geliebt haben, obgleich er selbst kaum lesen und schreiben konnte. Friedrich II., in Italien gebildet und verwöhnt, verschmähte doch auch die rauheren deutschen Verse nicht, und zeigte, wie er die deutsche Sprache ehrte, als er in ihr den Landfrieden zu Mainz im Jahre 1235 niederschreiben ließ. Kaiser Heinrich V., der mehr in Italien, als in Deutschland, geschäftig

war,

war, machte deutsche Minnelieder. Unter den Reichsfürsten, an deren Höfen die Dichter willkommen waren, ist besonders der Landgraf Hermann von Thüringen berühmt geworden. Auf seinem Schlosse, der Wartburg bei Eisenach, wetteiferten ein Mal mehrere deutsche Dichter, das Lob ihrer Fürsten zu singen. Von diesem Wettgesange, den man den Krieg zur Wartburg nennt, dürfen wir wohl auf ähnliche poetische Unterhaltungen an den Höfen anderer Reichsfürsten schließen. Da die Poesie auf diese Art unter den Großen in die Mode gekommen war, so suchte Jeder, wer nur einiges Talent zur Verskunst hatte, selbst mitzudichten, um die Mode vollständig mitzumachen. Die Menge dieser Dichter und Versmacher war wenig bekümmert um Unsterblichkeit ihres Nahmens. Auch trugen die meisten kein Bedenken, wo es ihnen an eignen Gedanken fehlte, mit einigen Veränderungen zu wiederholen, was schon unzählige Mal von Andern gesungen war. Classische Vollendung ihrer Werke kam nur sehr Wenigen in den Sinn; und selbst diese Wenigen, unbekannt mit den Mustern des classischen Alterthums, konnten die nachtheiligen Einflüsse nicht überwinden, die das Zeitalter auf die Poesie hatte. Eine verworrene Masse unvollkommener Kenntnisse aller Art, tingirt durch Kirchensatzungen und Klosterphilosophie, überfüllte die Phantasie mit Vorstellungen, in welche die Dichter selbst sich nicht zu finden wußten. Daher der romantische Nebel, in welchem die meisten dieser Dichtungen schwimmen. Die neue Verschmelzung morgenländischer Bilder und Vorstellungsarten mit alten nordischen vermehrte noch die Verwirrung. Unkunde in der Geographie und Geschichte veranlaßte,

laßte, daß diese Dichter in der poetischen Bearbeitung historischer Sagen alle Länder, Zeitalter und Nationen in grotesker Mischung durch einander warfen, und doch allen den Anstrich des romantischen Ritterthums gaben. Aber so weit auch damals die romantische Poesie der Deutschen, ähnlich ihrem Vorbilde, der provenzalischen und nordfranzösischen, von classischer Vollendung entfernt blieb, so war sie doch wahrhafte Poesie, nicht elegante Prose in Versen, nicht erkünsteltes Machwerk. Vieles in ihr war nur Galanterie des Zeitalters; aber sehr Vieles war auch Ausdruck des innigen Gefühls, voll Treuherzigkeit und Anmuth, und wahrhaft poetischer Anschauung der Natur und des menschlichen Lebens. Und ein so poetisches Zeitalter, wie dieses schwäbische, ist für Deutschland nie wiedergekommen. Selbst die scholastische Philosophie und Gelehrsamkeit, die damals aus Frankreich und Italien nach Deutschland wanderte, machte neben der Poesie, auf die sie nur nachtheilig wirkte, ein geringes Glück. Der philosophische Geist der Deutschen sollte sich erst im siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte ganz entwickeln. Daß die scholastische Logik und Metaphysik in Deutschland weit weniger verarbeitet wurden, als in Frankreich, Italien und England, beweiset allerdings eine merklich höhere Geistescultur der Franzosen, Italiener und Engländer dieses Zeitraums; aber es beweiset zugleich das volle Jugendgefühl des deutschen Geistes, der damals lieber der Phantasie und dem Herzen folgen, als sich in Abstractionen vertiefen mochte.

Merkwürdig in der Geschichte der deutschen Litteratur ist dieses so genannte schwäbische Zeitalter

auch

auch durch den Anfang der Verbreitung der deutschen Sprache im Norden von Europa, weit über die Grenzen des deutschen Reichs hinaus. Die Gründung des abenteuerlichen geistlichen Ritterstaats in Preussen, Curland und Liefland war auf lange Zeit das härteste Unglück, das die unterjochten Eingebornen dieser Länder treffen konnte. Die fanatische Grausamkeit der deutschen Ordensritter erregt Schaudern. Aber so, wie die Deutschen damals von den heidnischen Preussen, Letten und Esthen dachten, so dachte man in der ganzen Christenheit von allen heidnischen Völkern. Man hielt sie für Verworfene, deren Vertilgung durch Feuer und Schwerdt, wenn sie einen Augenblick zögerten, sich zu bekehren, ein hohes Verdienst war, das man sich um den wahren Glauben zu erwerben wähnte. Aber welcher Unternehmungsgeist, welche Selbstverleugnung, welcher ausdauernder Muth, überhaupt welche heroische Größe dazu gehörte, das Reich des deutschen Ordens zu gründen; und zu welcher Fülle des bürgerlichen Wohlstandes dieses Reich, unter dem Schirme deutscher Ritter, durch die Betriebsamkeit deutscher Kaufleute aufblühte; dieß verkennen, oder für Nebensache ansehen, heißt wenigstens, das Verdienst sehr einseitig schätzen [zz]).

Aber

zz) In Hrn. v. Kotzebue's übrigens schätzbarem Werke über die ältere Geschichte Preussens hat die Einseitigkeit der Ansicht bewirkt, daß die ganze Geschichte der Gründung des deutschen Ordensstaats in ein falsches Licht gestellt ist, die imposante Größe der Unternehmung verschwindet, und der Geist des Zeitalters ohne diejenige Humanität, die auch ihm nicht fremd war, nur im Reflexe einer modernen, für das Große eben nicht sehr empfänglichen Empfindsamkeit erscheint.

Aber auch schon unter der Regierung der Hohenstaufer, die auf Heinrich VI. folgten, vom Jahre 1197 bis 1254, gerade damals, als die romantische Ritterpoesie der Deutschen in voller Blüthe stand, fing das mächtige deutsche Reich durch den Kampf der Gegenkaiser sich selbst aufzulösen an. Der gewaltige Friedrich I., der Schrecken der Italiener, die ihn Barbarossa nannten, hatte zum letzten Male gezeigt, was kaiserliche Autorität in und außer Deutschland vermochte, wenn der Mann, der dem Reiche vorstand, Kraft genug hatte, das Ganze an den Banden, die es zusammenhielten, mit fester Hand zu leiten. Sein Nachfolger Heinrich VI. hatte durch die Grausamkeit, ohne die er die unruhigen Italiener nicht beherrschen zu können glaubte, den deutschen Nahmen in Italien auf das äußerste verhaßt gemacht, aber, auch während seiner Abwesenheit, in Deutschland Ordnung zu erhalten verstanden. Schon der Kaiser Philipp, der Bruder Heinrich's VI., fand einen Gegenkaiser, den eine andere Partei anerkannte, in Otto von Braunschweig. Nach Philipp's Tode behauptete Otto vier Jahre, von 1208 bis 1212 den Kaisertitel, wenn gleich mit sehr beschränkter und schwankender Autorität, allein. Dann vertheidigte er sein wahres, oder vermeintes Kaiserrecht sechs Jahre gegen den Hohenstaufer Friedrich II. Sieben und zwanzig Jahre, von 1218 bis 1245, saß der kühne und geistreiche, weit über die Schranken seines Zeitalters hinausblickende Friedrich II., einer der ausgezeichnetsten Fürsten in jeder Hinsicht, allein auf dem deutschen Kaiserthrone. Es war die letzte schöne Zeit der kaiserlichen Macht im deutschen Reiche. Aber durch den Einfluß des Pabstes, der in geistlichen

lichen und weltlichen Dingen keinen gefährlicheren Widersacher hatte, als den Kaiser Friedrich II., wurden noch vor Friedrich's Tode die politischen Verhältnisse zwischen Kaiser und Reich wieder so zerrüttet, daß zwei Gegenkaiser hinter einander, erst Heinrich von Thüringen, dann Wilhelm von Holland, auftraten, nachdem Friedrich's Sohn, Conrad IV., schon zum römischen Könige und Nachfolger seines Vaters gewählt worden war. Keiner dieser Gegenkaiser vermochte die Zerrüttung abzuwehren, die immer allgemeiner wurde. Nach dem Tode Conrad's IV., der in Italien erobern wollte, was er in Deutschland an Macht verloren hatte, und Wilhelm's von Holland, der nie viel mehr, als ein Schattenkaiser, gewesen, war die Verwirrung auf das höchste gestiegen. Wie wenig den deutschen Fürsten und übrigen Reichsständen damals an der politischen Einheit des gemeinschaftlichen Vaterlandes gelegen war, zeigte sich deutlich, als man, um doch den Schein der alten Reichsverfassung zu retten, zwei Ausländer, Richard von Cornwall und Alfons von Castilien, die beide wieder einander bestritten, auf den Kaiserthron berief. Dieser Zustand der Dinge war ein wahres Interregnum, wie es auch von den älteren Geschichtschreibern genannt wird, ob gleich immer Jemand da war, der einige Rechte der kaiserlichen Gewalt ausübte. Ueber zwanzig Jahre hatte dieser Zustand gedauert, als mit der Thronbesteigung Rudolph's von Habsburg, im Jahre 1272, endlich eine Art von Ordnung wieder hergestellt wurde, die aber nur dem Scheine nach die alte war. Deutschland hatte für immer aufgehört, ein kräftiges Ganzes zu seyn.

Diese politischen Verhältnisse in Erinnerung zu bringen, war durchaus nothwendig, wenn die Geschichte des deutschen Geistes und Geschmacks nicht oberflächlich erzählt werden sollte. Anders läßt sich auch nicht zeigen, warum die Deutschen, obgleich in der bürgerlichen Cultur eine Zeit lang noch immer vorrückend, doch in der geistigen, besonders der ästhetischen, schon um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts rückwärts gingen, und von dieser Zeit an, bis in das achtzehnte Jahrhundert, immer hinter den Nationen, denen es hätte voreilen können, zurück blieben. Aber dieß aus einander zu setzen, sey bis zum Anfange des folgenden Buchs verspart.

Zweites Capitel.

Uebersicht der merkwürdigsten Denkmäler der deutschen Poesie und Beredsamkeit von den frühesten Zeiten bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Da eine vollständige Geschichte der älteren schönen Litteratur der Deutschen außerhalb den Grenzen dieses Buchs liegt, so muß ihre Stelle, bis wir die Zeit der Regierung Rudolph's von Habsburg erreichen, wenigstens durch eine Zusammenstellung der litterarischen Notizen ausgefüllt werden, ohne die man nicht verstehen kann, wie die deutsche Litteratur das wurde, was sie im vierzehnten Jahrhundert zu werden anfing.

I. Was bis jetzt von Denkmälern der deutschen Sprache und Litteratur aus der Periode, da der fränkische Dialekt in ihr der herrschende war, also vom sechsten Jahrhundert bis in das zwölfte, aus dem Dunkel alter Handschriften hervorgezogen ist, läßt sich leicht übersehen. So viel Interesse es für den Sprachforscher hat, so wenig Ausbeute liefert es zur Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit. Doch verdient es sehr, auch in dieser Hinsicht bekannter zu werden. Es lehrt uns die Arbeit kennen, die es dem thätigen Geiste der ersten Bearbeiter der deutschen Sprache kostete, ungeborgte Gedanken und Gefühle in dieser Sprache mit einer Bestimmtheit auszudrücken, deren Muster die lateinische war. Verloren sind die fränkischen und sächsischen Volkslieder, deren von den Chronisten dieses Zeitraums so oft erwähnt wird. In lateinische Formen eingezwängt, erscheint der Geist der alten fränkischen Gedichte und anderer Schriften, die von Geistlichen verfaßt sind, nirgends so natürlich, daß wir auch nur auf den wahren Charakter der ältesten deutschen Umgangssprache, und noch weniger auf ihr Verhältniß zur Volkspoesie, wie sie damals war, aus jenen Schriften mit Sicherheit schließen können. Um so merkwürdiger sind in der Verbindung mit diesen, der deutschen Sprache vermuthlich immer fremdartigen Formen die Spuren eines wahrhaft poetischen Geistes und einer prosaischen Kunst natürlicher und edler Darstellung und Entwickelung von Thatsachen und Gedanken. Lehrreich ist es auch, die Keime späterer Dichtungen in diesen früheren aufzufinden.

Eine Folge der mönchischen Bearbeitung der deutschen Sprache war, daß diese Sprache in der Litteratur sich früher von der prosaischen, als von der poetischen Seite, zeigt. Aber eben diesen geistlichen Tractaten und Uebersetzungen in Prose verdankt die deutsche Sprache ihre frühe Bildung zum Ausdruck abstracter Vorstellungen, also ihre schon damals sich entwickelnde Brauchbarkeit für die Philosophie. Aelter, als alle deutschen Gedichte, die uns übrig geblieben sind, ist die fränkische Uebersetzung der theologischen Schrift des spanischen Erzbischofs Isidor von der Geburt des Herrn (de nativitate Domini), entweder aus dem siebenten, oder schon aus dem sechsten Jahrhundert a). Der Verfasser ist unbekannt. Die Schrift hat kaum irgend ein ästhetisches Interesse. Aber sie darf doch in der Geschichte der schönen Litteratur der Deutschen nicht übergangen werden, weil sie nach der gothischen Bibelübersetzung des Ulphilas das älteste Document der litterarischen Cultur der deutschen Prose ist. Ueber die Natürlichkeit des Ausdrucks läßt sich jetzt nicht mehr urtheilen. Man sieht aus dieser Uebersetzung auch, wie der Latinismus, der die deutsche Prose so früh und so lange entstellt hat, damals noch nicht überall in sie eindrang, am wenigsten

a) Schilter nahm diese alte Urkunde deutscher Prose in seinen Thesaurus antiquit. German. Tom. I. auf. Andere Ausgaben sind angezeigt in Koch's Handbuche. Ein neuer Abdruck mit lateinischer Uebersetzung und einigen kritischen Anmerkungen findet sich in Michaeler's schon oben angeführten Tabulae antiquiss. Teuton. linguae dialectorum, Part. III. p. 84.

nigſten in die Declination lateiniſcher und griechiſcher Nahmen unter deutſchen Wörtern [b]).

Kero's, eines Mönchs zu St. Gallen, fränkiſche, in den Feſſeln des Latinismus ſteif einherſchreitende Ueberſetzung der Regel des heil. Benedict, aus der erſten Hälfte des achten Jahrhunderts, gehört in eben dieſe Claſſe von Schriften, die hier genannt werden müſſen, aber nicht genauer angezeigt werden können [c]).

Früher

b) Als Probe dieſes älteſten Documents der litterariſchen Cultur der deutſchen Proſe mag die folgende Stelle dienen. Umbi dhazs ſelba quhad auh in Jobes boohhun: Spahida dhes gotlichhin fater huuanan findis? Dhiu chiholan iſt fona maño augom, joh fona allem himil fleugendem iſt ſiu chiborgan. Siu iſt chiuuiſſo ſelben Angilum unchundiu. — Bidhiu huuanda dhazs ziuuare iſt ubar hepfendi Angilo firſtandan joh iro chiuuizs, huuer manno mac izs dhanno chirahhon? — Das heißt in einer wörtlichen Ueberſetzung: Um daſſelbe (deßhalb) heißt es auch in Hiob's Buche: Weisheit des göttlichen Vaters wo findeſt (du ſie)? Die verhüllet iſt von (vor) Mannes (Menſchen) Augen; und von (vor) allen Himmelfliegenden (Vögeln des Himmels) iſt ſie geborgen (verborgen). Sie iſt gewiß ſelbſt den Engeln unkundig (unbekannt). — Nun wo (da) das (dieß) zwar (ſogar) iſt überhüpfend (überſteigend) Engel-Verſtand und ihr Wiſſen (ihre Begriffe), wer Mann (welcher Menſch) mag es denn berichten? — Welch ein beſtimmtes Hochdeutſch in ſo frühen Zeiten! In dieſer uralten Schrift findet man auch noch kein Chriſti, Chriſto, Chriſtum, oder Jeſu und Jeſum, ſondern Chriſt, Chriſtes; Jeſus, Jeſuſes. Selbſt der Nahme Cyrus wird (cap. III. §. 3.) deutſch declinirt Cyres (des Cyrus); Cyre (dem Cyrus).

c) Kero's Arbeit iſt zu finden bei Schilter Tom. I.

Früher noch, als dem fränkiſchen Dialekte, müßte dem niederdeutſchen eine litterariſche Cultur durch geiſtliche Schriften zu Theil geworden ſeyn, wenn die niederdeutſche, mit fränkiſchen Wörtern gemiſchte Harmonie der Evangelien, die ſich in England, zu Oxford in der Cottoniſchen Bibliothek, erhalten hat und unter dem Nahmen Codex quadrumanus und Liber Canuti bekannt iſt, wirklich, wie man hat wahrſcheinlich machen wollen, ſchon aus dem fünften Jahrhundert abſtammte. Aber wenn dieſes merkwürdige Denkmal des niederdeutſchen Dialekts auch ſchwerlich von ſo hohem Alter iſt, ſo reicht es doch höchſt wahrſcheinlich über die Zeit Carl's des Großen hinaus; denn die Sprache iſt dieſelbe, die wir in andern Proben des Niederdeutſchen aus der erſten Hälfte des achten Jahrhunderts finden, da die Franken den Sachſen das Chriſtenthum aufzudrängen anfingen. Unter günſtigeren Umſtänden hätte alſo der niederdeutſche oder alte ſächſiſche Dialekt leicht zu gleichem Anſehen mit dem fränkiſchen kommen können, nach welchem er ſich zu modeln angefangen hatte [d]).

Mehrere

und in Goldaſt's Scriptor. rerum Alemann. Tom. II. part. I.

d) Weil ſich dieſer alte Codex in England befindet, ſo wurde die Sprache von Engländern, die vermuthlich kein Deutſch verſtanden, für eine Art von Angelſächſiſch gehalten. Adelung nennt die Sprache dieſes Codex Niederrheiniſch; und am Niederrhein berührten allerdings die Franken und Sachſen einander ſo, daß ihre Dialekte leicht zuſammenfließen konnten. Aber eine genauere Anſicht dieſes Niederrheiniſchen lehrt bald, daß es nichts anderes, als wahres Niederdeutſch oder Sächſiſch, nur mit fränkiſchen Wörtern gemiſcht, iſt.

Mehrere andere der früheſten geiſtlichen Schriften, Gebete, Beichtformeln, im fränkiſchen, alemanniſchen, und ohne Zweifel auch in andern Dialekten wirkten eben dahin, die deutſche Sprache an den Ausdruck abſtracter Vorſtellungen zu gewöhnen, und ſie dadurch brauchbar zur wiſſenſchaftlichen Proſe zu machen *).

Aber weit merkwürdiger, als alle dieſe geiſtlichen Denkmäler der deutſchen Sprache aus den Jahrhunderten vor Carl dem Großen iſt für die ſchöne Litteratur ein Fragment, das ſich von einer alten Rittergeſchichte vermuthlich aus der erſten Hälfte des achten Jahrhunderts erhalten hat †). Dieſes, von den Litteratoren bisher nur

iſt. Ich wähle zur Probe eine Stelle aus dem Fragmente, das ſich bei Michaeler (Parte III. p. 52.) als Probe des älteſten fränkiſchen Dialekts findet. — Than was thar en gigamalod (nach dem ſkandinaviſchen *gamla;* alt) man, that was fruod gomo habda ferehtan hugi. Was fan liuden Levias — Zacharias was hie hetan. That was ſo ſalig man, huand hie ſimblon gerno Gode theonoda, &c. Das heißt, wörtlich in ein neueres, z. B. Braunſchweigiſches, Plattdeutſch überſetzt: "Dann was dar en old Mann, dei was — (das Folgende iſt kein Niederſächſiſch, bis zu den Worten) Was van den Lüden Levias. Zacharias was hei heten. Dei was ſo (en) ſeelig Mann, alſo dat (huand iſt fränkiſch) hei immer geren Gott deinde, u. ſ. w. — Vergl. oben Seite 41. die Anmerk. p. — Eben lerne ich noch, daß es auch in Deutſchland Handſchriften dieſes Codex giebt. S. Hrn. Docen's Miſcellen.

*) Nachweiſungen über alle dieſe Schriften liefert Koch's Handbuch.

†) Es findet ſich, ſo viel ich weiß zum erſten und einzi-

nur beiläufig genannte und keiner besondern Aufmerksamkeit gewürdigte Fragment unterscheidet sich schon durch die Sprache von allen übrigen deutschen Schriften aus demselben Zeitalter; denn der Dialekt, in dem es geschrieben, ist weder reines Fränkisch, noch Niedersächsisch, mit fränkischen Wörtern gemischt; sondern sehr altes Fränkisch, nach dem niedersächsischen Klange gemodelt, und gemischt mit niedersächsischen Wörtern. Der unbekannte Verfasser scheint also ein Niedersachse gewesen zu seyn, der sich bemühte, Fränkisch zu schreiben [g]). Aber daß dieser Unbekannte, so lange Zeit vor der Erscheinung des Ritterromans in der französischen und spanischen Litteratur, eine Geschichte schreiben, vielleicht gar nur nach einer noch älteren Handschrift abschreiben konnte, die zu der Gattung der Ritterromane, oder vielmehr Heldenromane im weiteren Sinne, unverkennbar gehört, beweiset auch, daß die ganze Gattung viel älter ist, als man gewöhnlich

gen Male, abgedruckt in den höchst schätzbaren, zur Kenntniß der älteren deutschen Sprache und Litteratur noch lange nicht genug benutzten Commentarii de rebus Franciae orientalis von Joh. Georg von Eckhart (Würzburg, 1729, in 2 Foliobänden), Tom. I. p. 864, mit dem Beisatze: Ex Codice Hasso-Casselano. Also ist die Handschrift vermuthlich noch in Cassel zu finden.

g) Zu dem Irrthume, die Sprache dieser Rittergeschichte für niedersächsisch zu halten, scheinen die niedersächsischen Worte, mit denen es anfängt, Veranlassung gegeben zu haben. Diese Worte sind: Ik gihorta that seggen (Ich hörte das sagen). Alles Folgende ist offenbar Fränkisch, nur mit niedersächsischen Wörtern gemischt. Jener Irrthum, der aus Eckhart's Angabe stammt, ist fortgepflanzt durch Adelung und in Koch's Handbuche.

lich glaubt, und daß sie am Ende wohl gar deutschen Ursprungs seyn möchte. Doch die Merkwürdigkeit dieses alten Fragments für die deutsche Litteratur wird vollendet dadurch, daß in ihm schon der Keim der nationaldeutschen Dichtungen erscheint, aus denen in den folgenden Jahrhunderten das Lied der Nibelungen und das Heldenbuch erwachsen sind. Der Zusammenhang der Begebenheiten in dem Fragmente zeigt dieß freilich nicht. Das ganze Fragment ist so kurz, daß man kaum einen Zusammenhang erkennt. Aber die Nahmen Hildebrand und Dieterich, die schon in diesem alten Romane, und nachher in dem Nibelungenliede und dem Heldenbuche glänzen; die Erwähnung des Hunnenreichs, das wir aus dem Nibelungenliede näher kennen lernen, schon in demselben alten Romane; diese und noch manche andere Uebereinstimmung macht es wohl gewiß, daß die Kette aller dieser nationalen Sagen und Dichtungen der Deutschen bis tief in die Zeiten vor Carl dem Großen hinab reicht, und daß das Fragment, dem man bisher so wenig Aufmerksamkeit gegönnt hat, in jener Kette eines der ersten Glieder ist. Mehr darüber wird bei der Anzeige des Liedes der Nibelungen gesagt werden müssen [h]).

Kaum

h) Zum Beweise, daß die Grundlage der Sprache in diesem alten Romane fränkisch und nicht Niedersächsisch ist, diene folgende Stelle: Forn her Ostar gih, weit floh her Otachres nid, bina miti Deotrihhe enti sinero degano filu. Iser furlaet in lante luttila sitten, prut in bure, barn unuuahsan, arbeo losa. Wörtlich übersetzt: "Bevor er (nach dem) Orient ging, weit floh er Otachers (Odoacer's) Neid, beinahe

Kaum dürfen wir erwarten, durch den Fleiß der litterariſchen Alterthumsforſcher entdeckt zu ſehen, welches das älteſte noch vorhandene Gedicht in deutſcher Sprache iſt. Die wir bis jetzt als die älteſten kennen, ſind ſämmtlich geiſtlichen Inhalts, vermuthlich aus dem neunten Jahrhundert, und überdieß nur Ueberſetzungen lateiniſcher Kirchenlieder, zum Theil ohne Sylbenmaß und Reim, und ſo buchſtäblich nach dem Lateiniſchen, daß man aus ihnen nicht einmal die älteſte deutſche Verſification kennen lernen kann. Man ſieht deutlich, daß die Ueberſetzer auf Alles Verzicht thaten, was die pünktlichſte Treue der Uebertragung der Bedeutungen jedes lateiniſchen Worts in ein deutſches hätte zweifelhaft machen können [1]). Gewiß genug iſt indeſſen, daß der Reim ſchon

(ungefähr zu gleicher Zeit) mit Dieterich (Theodorich) und ſeiner Degen (Helden) vielen. Er verläßt im Lande ſeine Kleinen, die Braut im Gebauer (Gemache), die Kinder unerwachſen, erbelos". — Braut iſt hier noch einerlei mit Gemahlin.

1) Drei ſolcher alten fränkiſchen Ueberſetzungen lateiniſcher Kirchenlieder ſtehen nach einer Oxfordiſchen Handſchrift abgedruckt in Eckhart's Comment. de rebus Franc. orient. Tom. II. p. 984. Zwei derſelben ſind Lobgeſänge am Morgen, und wahrhaft poetiſch; aber darum doch kaum Denkmäler der deutſchen Poeſie zu nennen, weil ſie ohne Reim und Sylbenmaß buchſtäblich aus dem Lateiniſchen übertragen ſind, wie z. B. die folgende Strophe:

Seinautes ortfruno himiles,
Du der Manun leoht nahtin
Sunnun tago lauftim
Kauuiſſemu Kaſtudnos fade;

nach

ſchon damals der deutſchen Poeſie eigen war, und daß man gewöhnlich in kurzen Verſen reimte. Vielleicht war auch ſchon im neunten Jahrhundert die Abtheilung der Verſe in Strophen von vier Zeilen beliebt. Außer einem auf dieſe Art gereimten geiſtlichen Liede aus dem neunten Jahrhundert [k]), zeigt uns auch Ottfried's Harmonie der Evangelien aus demſelben Zeitalter, welche Versart damals der deutſchen Poeſie die angemeſſenſte ſchien [l]). Ottfried's Arbeit, mehr ein Werk des Fleiſſes, als des Geiſtes, hat nur einige Stellen, aus denen man ſieht, daß der Mann, der ſich ein ſo großes Verdienſt um die Cultur ſeiner Mutterſprache erwarb [m]), nicht ohne poetiſche Anlagen war,

nach den lateiniſchen Zeilen:
Fulgentis author aetheris,
Qui lunam lumen noctibus,
Solem dierum curſibus
Certo fundaſti tramite.

k) Der fleißige Litterator Hr. Docen theilt dieſes alte geiſtliche Lied aus dem neunten Jahrhundert mit in ſeinen Miſcellen zur Geſch. der deutſchen Litt. Band I. S. 4. Dieſes Lied würde das älteſte bis jetzt bekannte deutſche Gedicht zu nennen ſeyn, wenn es nicht höchſt wahrſcheinlich auch nur Ueberſetzung wäre. Doch geben ihm wenigſtens der Reim und Vers ein Nationalgepräge. Es hat aber nur drei Strophen. Hier iſt die erſte:
Unſar trohtin hat forſalt
Sancte Petre giuualt,
Daz er mac ginerian
Ze imo dingenten man.

l) Hr. Docen glaubt, daß man auch Ottfried's Verſe in vierzeilige Strophen oder Tetraſtichen abtheilen müſſe. Das Werk ſelbſt, die Harmonie der Evangelien von Ottfried, iſt bekannt genug, beſonders aus Schilter's Theſaurus, Tom. I.

m) Vergl. oben, Seite 43.

war, und vielleicht ein Dichter geworden wäre, wenn er nicht die Poeſie in ſeinem Werke nur als eine Nebenſache mitgenommen hätte. Der Zweck ſeiner mühſamen, dem widerſtrebenden Zeitalter abgerungenen Harmonie der Evangelien iſt durchaus religiös. Bei weitem der größte Theil des Werks iſt gereimte Proſe. Wo es ſich der Poeſie nähert, ſcheint Ottfried, ohne es ſelbſt zu wiſſen, von ſeinem Enthuſiasmus für die Sache zu einer höheren Sprache hingeriſſen zu ſeyn n).

Von Nahmen deutſcher Dichter aus dieſen frühen Zeiten finden wir gar nichts angemerkt, wenn wir nicht Ottfried unter die Dichter ſtellen wollen. Von

n) Zu dieſen Stellen, wo Ottfried's Sprache poetiſch wird, gehört der Anfang des Schlußcapitels:

Selben Chriſtes ſtiuru
Joh ſinera ginadu
Bin nu zi thiu giſierit
Zi ſtade hiar gimierit.
Bin nu mines uuortes
Gikerit heimortes.
Joh uuill es duan nu enti
Mit thiu ih fuar ferienti.
Nu uuill ih thes giflazan,
Then ſegal nitharlazan,
Thas iu thes ſtades feſte
Min ruader nu gireſte.

Daß heißt: "Mit Hülfe Chriſti ſelbſt und ſeiner Gnade bin (ich) nun dahin geführt, zum Geſtade her getrieben. Bin nun meines Wortes gekehret heimwärts, und will es thun zu Ende (endigen) mit dem ich fuhr auf der Fährte (dem Schiffe). Nun will ich, dieß beendet, das Seegel niederlaſſen, daß in des Geſtades Veſte mein Ruder nun raſte". — Man ſieht aus dieſer Probe zugleich, wie Ottfried die Sylben maß, oder nur zählte.

Von einem Dichter Kazungali, der noch vor Ottfried gelebt haben soll, kann nicht mehr die Rede seyn, seitdem hinlänglich erwiesen ist, daß man an die Existenz eines deutschen Dichters dieses Nahmens zu glauben durch ein bloßes Mißverständniß verleitet wurde o).

Eine versificirte Erzählung vom Gespräch Christi mit der Samaritanerin, nach der Bibel, von einem unbekannten Verfasser, vermuthlich aus den Zeiten Ottfrieds, verdient wegen einer gewissen Naivetät, zu der freilich der Gegenstand selbst aufforderte, bemerkt zu werden. Auch hier zeigen sich die kurzen Verse, ohne genaue Sylbenquantität, nach der damals üblichen Art zu reimen p).

In

o) Das Versehen, das die Herausgeber der Monumenta Boica begingen, als sie aus dem fränkischen Worte Kazungali (Gezüngel, für Rednerkunst) einen Poeta Kazungali machten, ist aufgedeckt von Hrn. Docen in seinen Miscellen, Band I. S. 24. Unterdessen war dieser seltsame Dichternahme in mehrere litterarische Werke hinübergewandert; und das fränkische Gebet, das zu dem Irrthume Veranlassung gegeben hat, war gar als ein deutsches Gedicht aufgeführt.

p) Man findet dieses Gespräch bei Schilter, Tom. II. und bei Michaeler am angef. O. Parte III. p. 160. Hier sind einige Zeilen, zur Anzeige der Sprache und Versification.

Quam sone Samario
Eiu quena sario
Scephan thaz unazzer.
Thannanoh so saz er,
Wurban sina thegena
Besina lipleita.
Bat er sih ketrinken, &c.

Ueber-

In eben dieſe Zeiten gehört vermuthlich auch die älteſte uns übrig gebliebene deutſche Legende in Verſen, eine Erzählung von den Wunderthaten des heil. Georg oder Georio, wie er in der fränkiſchen Urſchrift heißt. Nur ein Fragment davon iſt der Vergeſſenheit entriſſen. Poetiſcher Geiſt blickt nicht daraus hervor [q]).

Unabhängig von kirchlichen Zwecken und mit einiger Selbſtſtändigkeit erſcheint die deutſche Poeſie zum erſten Male in einem heroiſchen Geſange, einem Siegesliede auf den weſtfränkiſchen oder franzöſiſchen König Ludwig III., nachdem er im Jahre 883 die räuberiſchen Normänner zurückgeſchlagen hatte [r]). Hier iſt poetiſcher Geiſt nicht zu verkennen; aber er kämpft mit einer wenig gebildeten Sprache, und mit der ganzen Rohheit des Zeitalters [s]). Beiläufig beweiſet dieſes Gedicht, daß

Ueberſetzt: Kam von Samaria ein Weib (quena, wie noch im Schwediſchen quinna; daher das engliſche Queen) ſofort (zu) ſchöpfen das Waſſer. Da annoch ſo ſaß er (er ſaß), warben (waren beſchäftigt) ſeine Degen (Diener), anzuſchaffen Lebensmittel. Bat er ſich zu trinken ꝛc.

q) Dieſes alte Denkmal der fränkiſchen Sprache und Verskunſt wurde aus dem Dunkel hervorgezogen von dem däniſchen Litterator Roſtgaard, und herausgegeben von dem Dänen Sandvig unter dem Titel: Lectionum Theotiscarum ſpecimen. Carminis antiqui de S. Georgio fragmentum. Hafn. 1783, in 8.

r) In Schilter's Theſaurus, Tom. II. Andere Ausgaben und Bearbeitungen ſind angezeigt in Koch's Handbuche.

s) Die vorzüglichſte Stelle iſt die folgende:
Tho nam her ſkild indi ſper,
Ellian licho reit her.

Vuolt

ß auch nach der Trennung Frankreichs von Deutsch-
ıd noch gegen das Ende des neunten Jahrhun-
ts die deutsche Sprache bei den Westfranken oder
anzosen als alte Nationalsprache in Ansehen stand.

Wenn wir die deutsche Poesie vom neunten
ahrhundert an bis zum zwölften nach den wenigen
enkmälern beurtheilen dürfen, die sich aus dem
hnten und eilften Jahrhundert erhalten
aben, oder bis jetzt wieder bekannt geworden sind,
rückte sie im Ganzen während dieser Zeit wenig
vor,

Uuolt her uuarer rahchon
Sina uuidersahchon.
Tho ni uuaz iz buro lango,
Fand her thio Nortmannon.
Godelob, sageta.
Her siht, des her gereda.
Thar Kunig reit kuono,
Sang lioth frano,
Joh alla samau sungan
Kyrieleison.
Sang was gesungen,
Uuig uuas bigunnen.
Bluot skein in uuangon
Spilodunder Vrankon.
Thar raht thegeno gelih
Nichein so, so Hludouuig.

Uebersetzt: Da nahm er Schild und Speer.
Eilends ritt er; wollt' er wahrlich rächen
seine Widersacher (sich an ihnen). Da nicht
war es dauernd lange, (so) fand er die Nor-
männer. Gottlob! sagte (er). Er sieht, daß
er begehrte. Der König reitet kühn, sang
(ein) Lied fromm; und alle zusammen sangen
Kyrieleison. Sang war gesungen; Kampf
war begonnen. Blut schien in (den) Wan-
gen spielender (fechtender) Franken. Da rächt
(sich), Degen gleich, (wie ein Held) niemand
so, als Ludwig.

vor, aber sie erweiterte doch ihre Herrschaft über die Sprache, bereicherte sich mit neuen Bildern, und wurde immer gewandter, und unabhängiger von der lateinischen Phraseologie.

Einen höheren Schwung mußte die poetische Sprache der Deutschen nehmen, als sich die Uebersetzer biblischer Schriften an die Psalme wagten. In dieser Hinsicht ist der fränkische Psalter von Notker Labeo merkwürdig [t]). Daß dieser Notker, Abt zu St. Gallen in den ersten Decennien des eilften Jahrhunderts, dieselbe Person mit dem Mönche Kero von St. Gallen sey, der im achten Jahrhundert die Regel des heil. Benedict in fränkisches und doch undeutsches Deutsch übersetzte [u]), können nur diejenigen glauben, die die Sprache Beider nicht genauer verglichen haben. Notker's Sprache ist nicht nur bei weitem freier, natürlicher, und wegen ihrer näheren Verwandtschaft mit dem neueren Hochdeutsch verständlicher; sie hat auch, ungeachtet ihr das Sylbenmaß fehlt, einen gewissen Rhythmus; und was die Kraft des Ausdrucks betrifft, möchte sie wohl vor den meisten neueren Uebersetzungen der Psalmen den Vorzug verdienen [x]).

Aber

t) In Schilter's Thesaurus, T. I.

u) Die Meinung, daß Notker und Kero eine und dieselbe Person sey, wurde aufgestellt von Eckhart, dem Verfasser der Commentarii de rebus Franc. orientalis. Michaeler, sonst ein so trefflicher Kenner, läßt die Sache unentschieden. Alle übrigen Sprachforscher und Litteratoren, die des Notker erwähnen, unter ihnen auch Adelung, unterscheiden ihn bestimmt von dem weit älteren Kero. Vergl. oben Seite 69.

x) Was für ein undeutsches Deutsch der Mönch Kero schrieb, hat auch Adelung angemerkt, und zum Beweise folgende

Aber wie um dieſelbe Zeit ein anderer Latinismus die deutſche Sprache unter den Händen ihrer geiſtlichen Bearbeiter zu entſtellen anfing, zeigt auffallend die Paraphraſe des Salomoniſchen Hohen Liedes von Willeram, Abt zu Ebersberg in Baiern y). Dieſer Geiſtliche, der in der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts lebte, ſcheint eine Vorliebe für das hohe Lied gehabt zu haben. Er hat es auch lateiniſch in barbariſchen Hexametern

folgende Stelle gewählt: Zekeſerenne iſt kenueſſo fona uns dera truhtinlihhun ſcuala dera deonoſti, in dera keſerridu necuueht ſarfer, necuueht ſuuarre unz keſerrente uuananemes; das iſt, Wort für Wort ausgedrückt das Lateiniſche: *Conſtituenda eſt ergo a nobis Dominici ſchola ſervitii, in qua inſtitutione nihil aſperum, nihil grave nos conſtituturos ſperamus.* Nun vergleiche man damit einige Stellen aus Notker's Pſalmen; z. B. Mina uuega behuoto ih ſo, daz ih mittero zungin no miſſetuoe. So mir der ſundigo uuidere uuas, ſo huoto ih mines mundes. Ih irſtummeta unde gediemuota mih &c. Nach dem Lateiniſchen: *Cuſtodiam vias meas, vt non delinquam in lingua mea. Poſui ori meo cuſtodiam, cum conſiſteret peccator adverſum me. Obmutui et humiliatus ſum.* Wer ſieht hier nicht, wie der deutſche Pſalmiſt, um der Sprache willen, von der lateiniſchen Wortordnung abgewichen iſt, und wie ſich dieſes fränkiſche Deutſch dem ſchwäbiſchen nähert! — Eben ſo in der folgenden Stelle aus einem anderen Pſalme: Der Israelis Got, uuieo guot der iſt, dien, die rehte ſint in iro herzen! Aber mine fuozze uuangto nah abe. Mine genge ſint nah ze uuitſueiſte uuorden. Nach dem Lateiniſchen: *Quam bonus Israel Deus his, qui recto ſunt corde! Mei autem pene moti ſunt pedes. Pene effuſi ſunt greſſus mei.*

y) Bei Schilter, Tom. I.

tern paraphrasirt. Die deutsche Paraphrase ist in Prose verfaßt. Sie ist im Ganzen nicht ungelenkig, und, wie es scheint, nicht ohne Gefühl für die Poesie des Originals unternommen. Aber nicht nur die Nahmen erscheinen hier mit lateinischer Declination; ganze lateinische Wörter und Phrasen sind in den deutschen Text eingemengt. So kündigte sich von dieser Seite das Kauderwelsch, das im siebzehnten Jahrhundert die Schande der deutschen Litteratur wurde, schon in der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts an [z]).

Daß in der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts mehrere heroische Gesänge, vielleicht epische, in deutscher Sprache bekannt waren, scheint der Anfang des bei weitem vorzüglichsten aller deutschen Gedichte zu beweisen, die uns aus diesen Zeiten, und überhaupt aus den Jahrhunderten vor dem schwäbischen Zeitalter, übrig geblieben sind. Dieses poetische Kleinod ist der Hochgesang zum Andenken des heil. Anno, Erzbischofs zu Cölln.

z) Hier ist der Anfang der Arbeit von Willeram: Cusser mih mit cusse sines mundes. Dicco giehiez er mir sine cuonft (Oft verhieß er mir seine Ankunft) *per prophetas*. Nu cume er selbo, unte cusse mih mit dero suaze sines *evangelii*. Uuanto besser sint dine spunne (Brüste) demo uuine! Sie stinchente (duften) mit den bezzesten salbon. — An dem Worte Stinken wird sich hier niemand ärgern, wer weiß, daß es im älteren Deutschen überhaupt so viel als Duften bedeutet. — An einer anderen Stelle dieser Paraphrase wird gesagt: Do der Kuning gesaz uffe sinemo stuole, do begunde min salbuuurz mer unte mer ze stinkene. Uuanta sih Got uon himile hera ze erdon gebrohta durh minen uuillon, des de flizlichor uuillo ih imo dankan mit *odore spiritualium virtutum*.

ölln a). Der Nahme des Dichters ist verschwun-
en; aber dem Ungenannten sichert sein Werk die
nsterblichkeit. Von einem Gedichte, wie dieses,
ndet sich keine Spur in der früheren poetischen Lit-
ratur der Deutschen. Auch das oben angezeigte
Siegeslied auf den König Ludwig tritt neben die-
em Hochgesange weit in das Dunkel zurück. Das
anze Gedicht ist ein Erguß des Genies, nicht ohne
lecken und Mängel, aber voll gediegener Kraft
nd Fülle des Gefühls und der Sprache. Es darf
estimmt zu der lyrischen Gattung gezählt wer-
en, ob es sich gleich in erzählenden Digressionen,
ie den lyrischen Theil selbst zu verschlingen schei-
en, über die ganze Weltgeschichte verbreitet. Ly-
isch ist der Ton des Ganzen. Nach lyrischer Art
st es auch in Strophen abgetheilt. Die Strophen,
eren neun und vierzig, die meisten von mehr als
wanzig Zeilen, gezählt werden, sind nicht kunst-
eich. Reim folgt auf Reim in unregelmäßigen
urzen Zeilen. Sehr oft vertritt eine bloße Asso-
nanz

a) Dieser von Martin Opitz in einer Bibliothek zu Breslau entdeckte und von ihm im Jahre 1639 zuerst herausgegebene Rhythmus de S. Annone wurde wieder abgedruckt in der unvollendet gebliebenen Ausgabe der Werke Opitz'ens, die Bodmer und Breitinger besorgten. Ein anderer, sehr incorrecter Abdruck findet sich bei Schilter, im Thesaurus Tom. I. Noch bekannter hätte das Gedicht durch den Abdruck und die Uebersetzung von dem verdienstvollen Historiker Hrn. Hegewisch (im Deutschen Magazin von 1791) werden können. Aber selbst durch Herder's gerechtes Lob ist es noch lange nicht bekannt genug geworden. Es verdient schon als die beste Einleitung in die romantische Poesie des schwäbischen Zeitalters eine neue kritische Bearbeitung.

nanz die Stelle des Reims. Die Sprache ist zwar noch fränkisch, aber dem schwäbischen Dialekte so nahe verwandt, daß sie zuweilen ganz in ihn übergeht. In diesen metrischen und grammatischen Formen ist eine, nach unsern Begriffen seltsame, aber im Geiste des Zeitalters durchaus natürlich zusammenhängende Masse romantischer Vorstellungen entfaltet. Von einer moralischen Reflexion geht die Dichtung aus. Es sey Zeit, sagt der Dichter, nachdem so viel von Heldenthaten gesungen, ein Muster zur frommen Nachahmung aufzustellen [b]). Als ein solches Muster verdiene niemand mehr aufgestellt zu werden, als der heil. Anno, der eben erst der Welt entrissen worden. Hier, wo ein gemeiner Lobredner sogleich die Verdienste des gefeierten Mannes aufgezählt haben würde, führt den Dichter die Betrachtung aller menschlichen Verdienste zur Schöpfung der Welt zurück. Gott, sagt er, habe die Engel und Menschen über alle übrigen Geschöpfe erhoben; und während der ganze übrige Theil der Welt den Gang

b) Das Gedicht fängt so an:

Wir horten je dikke singen
Von alten dingen,
Wi snelle heliden vuhten,
Wi si veste burge brechen,
Wi sih liebin winisceste schieden,
Wi riche Kunige al zegingen.
Nu is ciht, daz wir denken,
Wi wir selve sulin enden.

(Wir hörten gar oft singen von alten Dingen, wie tapfere Helden fochten, wie sie feste Burgen brechen, wie sich liebe Freundschaften (winisceft, im Schwedischen Vänskap, Freundschaft), wie reiche (mächtige) Könige all zergingen. Nun ist (es) Zeit, daß wir denken, wie wir selbst sollen enden.)

hang gehe, den Gott ihm angewiesen, habe sich
ur eine Partei der Engel und nach ihnen der Mensch
egen das Gesetz des himmlischen Herrschers em-
ört. Diese Stelle gehört zu den schönsten in dem
Gedichte. Sie glänzt von mahlerischer Wahrheit c).
Seit-

c) Die ganze Strophe muß hier stehen.
Dü sih Lucifer dü ce ubile gevieng,
Unt Adam diu Godis wort ubirgieng,
Du balch sig es Got desti mer,
Daz her andere sine werch sach rehte gen.
Den manen unten sunnen,
Di gebin ihre liht mit wunnen.
Di sterrin bihaltint ire vart.
Si geberint vrost unte hizze so starch.
Daz fuir havit ufwert sinen zug,
Dunner unte wint irin vlug,
Di wolken dragint den reginguz,
Nidir wendint wazzer irin vluz.
Mit blumin cierint sich diu lant,
Mit loube dekket sich der walt.
Daz wilt habit den sinin ganc,
Scone is der vugil sanc,
Ein iwelich ding diu é noch havit,
Di emi Got van crist virgabit,
Newere di zuei gescefte,
Di her geschuft di bezziste,
Di virkerten sich in diu doleheit.
Dannin hubin sich diu leit.

(Da sich Lucifer nun dem Uebel gefangen gab, und Adam Gottes Wort übertrot, da erzürnte sich Gott deß desto mehr, weil er andere seiner Werke sah recht gehn. Der Mond und die Sonne, die gaben ihr Licht mit Wonne. Die Sterne behalten ihre Fahrt. Sie gebären Frost und Hitze so stark. Das Feuer hat aufwärts seinen Zug; Donner und Winde ihren Flug. Die Wolken tragen den Regenguß. Nieder wenden die Wasser ihren Fluß. Mit Blumen zieren sich

Seitdem, fährt die Dichtung fort, Christus die Siegesfahne erhoben, sey das Heil der Welt zurückgekehrt; und keine der kleinsten Wohlthaten des Heilandes sey, daß er der Gemeine zu Cölln einen Anno zum Hüter bestellt habe. Der Ruhm dieser Gemeine habe den Bischof, aber der Bischof auch sie verherrlicht. Das Lob der Bischofsstadt Cölln erinnert den Dichter an die Vorzeit. Nach den romantischen Sagen stammten die Franken, zu deren Gebiete Cölln gehörte, von den Trojanern ab. Das Gedicht verbreitet sich nun in mehreren Richtungen über die ganze Weltgeschichte nach den verworrenen Vorstellungen, auf die sich damals die Geschichtskunde einschränkte; aber immer bezieht sich die Erzählung auf Cölln und seinen heiligen Bischof Anno. Nach der bekannten Vision des Propheten Daniel, die zu der Vorstellung von den vier Monarchien der alten Welt Veranlassung gegeben hat, wird jene Vision selbst von dem Dichter mahlerisch beschrieben, und die fabelhafte Geschichte der vier Monarchien erzählt. Romantische Wunder von Alexander dem Großen werden berichtet. Am ausführlichsten verweilt die Erzählung bei den Römern. Sie soll zeigen, wie die Römer mit den Deutschen, nahmentlich mit den Franken, in Verbindung gekommen; und weil doch auch die Römer, nach der Sage, von den Trojanern abstammen sollen, so schweift

die Lande (Gefilde); mit Laube decket sich der Wald. Das Wild hat seinen Gang; süß ist der Vögel Sang. Ein jeglich Ding das Gesetz noch hat, das ihm Gott zu Anfang gab. Nur die zwei Geschaffenen, die er schuf die besten, die verkehrten sich in die Thorheit. Von dannen erhub sich vieles Leid.)

chweift die Erzählung noch ein Mal nach der Ge-
chichte von Troja und seiner Zerstörung aus, um
u dem Trojaner Frankus zu gelangen, der das
rankenreich gestiftet haben soll. Eine herrliche Be-
chreibung des Sieges, den Julius Cäsar in der
harsalischen Ebene über Pompejus erfocht, ist die
chönste Stelle in diesem abenteuerlichen Gemählde
er römischen Geschichte [d]). Endlich eilt die Er-
ählung von der Epoche der Geburt Christi zur
Stiftung des Erzbisthums in Cölln. Nun folgt
as Lob der Tugenden des Anno. Dann wird die
Vision beschrieben, die dieser Heilige gehabt, als
r, schon dem Tode nahe, in den Himmel blickte,
und den für ihn bestimmten Stuhl erkannte. Den
Beschluß macht der Bericht von einem Wunder,
das die Heiligkeit des Verstorbenen nachdrücklich
beweisen soll. Das Gedicht hat also, ungeachtet
des weitläuftigen historischen Apparats und dessen
phantastischer Entstellung, eine wahrhaft lyrische
Composition, die öfter an Pindar's Manier erin-
nert.

d) Oy, wi di wisine clungin,
Da di marin cisamine sprungin!
Herehorn duzzin,
Becche blutis fluzzin.
D'erde diriuntini diuniti.
Di helle in gegine gliunte,
Da di heristen in der werilte
Suchtin sich mi fuertin, &c.

(Ha! [der schwäbischen Dichter Hei!] wie die Waf-
fen klangen, da die Rosse zusammensprun-
gen! Heerhörner ertoseten. Bäche Blutes
flossen. Die Erde drunten dröhnte. Der
Glanz glühte ihnen entgegen, als die Er-
sten in der Welt sich suchten mit Schwer-
tern, u. s. w.

nert. Und so weit auch im Ganzen der fränkische Hymnendichter hinter den griechischen zurücktreten muß, darf er doch ein Geistesverwandter Pindar's genannt werden. Was sein Gedicht an mehreren Stellen Mattes, Prosaisches und Geschmackloses hat, wird durch die Schönheit anderer Stellen hinlänglich vergütet. Auch die schöne Menschlichkeit, die besonders aus der Beschreibung der Tugenden des Anno spricht, hat dichterischen Werth. Ueberhaupt hat sich die deutsche Poesie vor dem schwäbischen Zeitalter über die Höhe dieses Gedichts nicht erhoben.

Noch einige Gedichte, die man der deutschen Litteratur aus dem fränkischen Zeitalter hat zuordnen wollen, gehören wahrscheinlicher der ersten Hälfte des schwäbischen an, zum Beispiele ein nicht unpoetisches Lob der heil. Jungfrau in kurzen Strophen [e]), und das Fragment des ältesten deutschen Rittergedichts von den Thaten Carl's des Großen und seiner Paladine [f]).

Einige Denkmäler der deutschen Prose aus dem eilften Jahrhundert und aus den ersten Decennien des zwölften müssen hier noch genannt werden. Sie

e) Dieses geistliche Lied findet sich, wo man es kaum suchen sollte, in des Pezius theologischem Thesaurus Anecdotorum (Aug. Vindel. 1721, fol.) Vol. I.

f) Abgedruckt bei Schilter, Tom. II. Die Sprache ist mehr schwäbisch, als fränkisch. Als eines der ältesten deutschen Rittergedichte würde es noch mehr Aufmerksamkeit verdienen, wenn wir nur wüßten, ob, oder wie weit es Originalwerk, oder Uebersetzung aus dem Lateinischen, oder Französischen ist. Umgearbeitet durch einen Dichter aus dem schwäbischen Zeitalter ist es vollständig vorhanden. Davon nachher.

Sie sind von geringem Belange; zeigen aber doch, wie man fortfuhr, die deutsche Sprache, wenn auch nicht nach Grundsätzen, zum Ausdrucke wissenschaftlicher und philosophischer Begriffe zu bearbeiten. Eine Uebersetzung des Boethius, handschriftlich vorhanden zu St. Gallen, vermuthlich aus dem eilften Jahrhundert, verräth in dem Fragmente, das davon bekannt geworden, mehr eine schülerhafte Uebung, als einen selbstständigen Geist. Auch das Organon des Aristoteles hat ein deutscher Logiker damals in seine Muttersprache zu übersetzen versucht [g]). Eine Uebersetzung des Martianus Capella, auch im fränkischen Dialekte, der schon in den schwäbischen übergeht, ist als Denkmal des uralten barbarischen Latinismus aus diesen Zeiten der ersten Bildung der deutschen Prose merkwürdig [h]).

Aus diesen Zeiten, vermuthlich aus dem eilften Jahrhundert, stammt auch das älteste bis jetzt

g) Die Fragmente, die uns der gelehrte Abt Gerbert im Anhange zu seinem Itinerarium Alemannicum von diesen Uebersetzungen des Boethius und des Aristoteles mittheilt, sind nur gar zu kurz. Vergl. oben Seite 51.

h) Auch dieses Fragment ist durch Gerbert's Itin. Alemann. zuerst bekannt geworden, und nicht viel länger, als jenes. Aber so kurz es ist, starret es doch vom barbarischen Latinismus. Es fängt so an: Remigius leret unsih tisen *auctorem* ale namen wesen geheizenen *Martianum* und *Mineum* umbe fine fareuua &c. — Aber dize fier namen ougent uns, taz er *Romanus* was *dignitate*. Doh er burtig ware fone *Cartagine*. — Die rasche Abwechselung zwischen *was* und *ware* (war) zeigt auch die grammatische Unbestimmtheit der Sprache.

jetzt bekannt gewordene Denkmal der oratoriſchen Kunſt oder eigentlichen Beredſamkeit in der deutſchen Litteratur. Es beſteht in Fragmenten mehrerer Predigten über bibliſche Texte. Die Sprache iſt fränkiſch, aber dem neueren Hochdeutſch ſchon ſo nahe verwandt, daß man ſie auch ohne Gloſſarium faſt ganz verſtehen kann. Von höherer, das Gemüth ergreifenden und hinreißenden Beredſamkeit iſt hier nichts zu finden. Das Meiſte in dieſen Predigten iſt dogmatiſche Erklärung und Paraphraſe bibliſcher Lehren. Aber wo ſich der Prediger, von dem man weiter nichts weiß, oratoriſch an das Herz ſeiner Zuhörer wendet, hat doch ſeine Sprache eine anſpruchloſe Klarheit, Würde und Leichtigkeit, die man einem Kanzelvortrage aus jenen Zeiten der Verworrenheit der Begriffe kaum zutrauen würde, wenn die folgenden Jahrhunderte nicht bewieſen hätten, wie wenig die geiſtliche Beredſamkeit in denſelben Verhältniſſen, wie die Klarheit der theologiſchen Begriffe, ſich ausbildet [i]).

II.

i) Hier iſt eine, auch ohne Ueberſetzung leicht zu verſtehende Stelle aus einer dieſer, durch ihr hohes Alter ſo merkwürdigen Predigten. Die Fragmente finden ſich bei Eckhart, Tom. II. S. 942. — Mina liebiſtun brudera, nu fernemet dei Gotes Kebot. Ir ſculit zaller eriſte Got minnon ſone allemo iuweremo muote, ſone allera iuwerena chrefte; daranah iuweren nahiſten, ſameſo iuwih ſelben. — Azat die hungerenten; drenchet die durſtenten; watet (bekleidet) die nachonten. — Saligia uuituwa (ſeelige Wittwe), du ſelbon Got habeſt rihtare unde piskirmare. Umbe was ſcolt du nu decheinon man weinon, ſit du nu bezzare biſt, danne du e wareſt? E (ehedem) kedruotoſt tu in den mennisken; nu gedingeſtu (traueſt, hoffeſt)

II. Ein weites Feld öffnet ſich uns, wenn wir
n den Denkmälern der deutſchen Litteratur aus
m fränkiſchen Zeitalter zu denen aus dem ſchwä-
ſchen übergehen.

Aber wenn auch eine ausführliche Bearbei-
ng dieſes Theils der poetiſchen Litteratur der Deut-
en, des intereſſanteſten bis gegen die Mitte des
htzehnten Jahrhunderts, nicht außerhalb der Gren-
n dieſes Buches läge, ſo würde ſie doch nach dem
eiſt und Zwecke des Buches einem künftigen
eſchichtſchreiber überlaſſen bleiben müſſen. Denn
e ſich die Geſchichte der deutſchen Poeſie derjeni-
n Jahrhunderte, die mit Recht vorzugsweiſe die
mantiſchen heißen, nach der Idee des litterariſchen
ragmatismus mit einiger Genauigkeit erzählen
ßt, müſſen Vorarbeiten beendigt ſeyn, die jetzt
um angefangen haben. So lange es noch an ei-
m kritiſch berichtigten Texte dieſer alten
edichte fehlt, iſt es unmöglich, ihr poetiſches Ver-
enſt im Einzelnen genau zu erkennen. Drin-
nd nothwendig wird eine ſolche Berichtigung
s Textes durch die Freiheit, die ſich die Abſchrei-
r nahmen, umzuändern, was ihnen beliebte.
ie Dichter ſelbſt, deren Urſchrift nicht mehr vor-
nden iſt, dachten zwar auch an keine Genauigkeit;
nd manche Aenderungen von fremder Hand mögen
Verbeſſerungen ſeyn. Aber je getreuer der Text
r Urſchrift geblieben zu ſeyn ſcheint, deſto beſtimm-
ter

hoffeſt) awar in Got. E kedahtaſt (gedachteſt) du mennisken, nu nah Gote. — Nu frewe dih, tohter; wanda (ſintemal) du e firchoufit (verkauft) wari, daz du dines mannes diu (Magd) wariſt; nu haſtu awer die Friheit vone Gote imfangen, &c.

ter beurkundet er den wahren Geist des Gedichts; und da aller Geschmack in der deutschen Poesie nach dem schwäbischen Zeitalter Jahrhunderte lang im Sinken war, so wird in den meisten Fällen bei der Vergleichung dieser alten Handschriften der älteste und ächteste Text zugleich der beste seyn. Aber bis auf die neuesten Zeiten ist für die meisten dieser Gedichte noch lange nicht so viel geschehen, daß man gewiß seyn könnte, sie in ihrer ursprünglichen Gestalt zu erkennen. Nach einem verstümmelten, verdorbenen, wenigstens verworrenen Texte läßt sich bis jetzt auch das wahrhaft Poetische dieser Werke nur nothdürftig beurtheilen. Sollte man aber endlich ein Mal in dieser Vorarbeit merklich fortgeschritten seyn, so bedarf es doch noch einer zweiten, ohne die der pragmatische Geschichtschreiber der Litteratur eine Hauptfrage, die er sich selbst vorlegen muß, nicht genau beantworten kann. Wie weit das Originalverdienst des deutschen Geistes in der Poesie dieses Zeitalters sich erstrecke, wollen wir wissen. Nun sind einige unter der Menge deutscher Gedichte aus dem schwäbischen Zeitalter ohne Zweifel so original und national, als es irgend ein altes provenzalisches, oder nordfranzösisches seyn mag; aber die größere Zahl jener deutschen Gedichte ist doch ohne Zweifel durch Nachahmung und Umbildung, zum Theil wohl nur durch Uebersetzung, provenzalischer Geisteswerke entstanden. So lange wir also nicht genauer, als jetzt, wissen, wie weit ein deutsches Gedicht aus jenen Zeiten von seinem provenzalischen Vorbilde abweicht, fehlt es uns gänzlich an Kenntniß seines Originalverdienstes. Die Geschichte des deutschen Geschmacks in dieser Periode läßt sich zur Noth ohne genauere

Kennt-

lenntniß der provenzalischen Litteratur erzählen; ber die Geschichte des deutschen Genies erwartet loch ein Licht von den Bemühungen Derer, die en Schatz der alten provenzalischen Poesie durch- orscht, und, was sie gefunden, mit den deutschen Gedichten des Mittelalters verglichen haben werden. Und diese Bemerkungen mögen als ein Lückenbüßer hier stehen, wo die Erzählung an keine sichere Notizen geknüpft werden konnte k).

Was uns aus der Menge deutscher Gedichte des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts im Allgemeinen zuerst anspricht, wenn wir empfänglich sind,

k) Noch eine Bemerkung mag hier unter dem Texte Platz finden. Seitdem endlich mehrere deutsche Litteratoren, unter ihnen junge Männer, von deren Eifer sich etwas Ungewöhnliches erwarten läßt, angefangen haben, die deutsche Litteratur des Mittelalters kritisch zu bearbeiten, ist die Frage entstanden, ob nicht mehr anzurathen sey, aus den Lesarten der verschiedenen Handschriften und alten gedruckten Ausgaben einen Text, der jetzt am lesbarsten und verständlichsten ist, zusammenzutragen, als, die alte Urschrift, so weit es noch möglich ist, wieder herzustellen und unverändert abdrucken zu lassen? Mich dünkt, beide Arbeiten können neben einander bestehen: die eine für den Dilettanten; die andere für den Kenner. In derjenigen Form, die der Kenner verlangt, werden jene alten Gedichte den Dilettanten doch ungenießbar bleiben. Aber auch eine Ausgabe für Kenner ist nicht an die Manier der Vorzeit so diplomatisch gebunden, daß sie auch genau nach der ältesten Handschrift die Orthographie oder vielmehr die regellose Unbestimmtheit im Schreiben aus den Zeiten beibehalten müßte, wo es noch keine deutsche Orthographie gab. Aber Umarbeitungen des alten Textes in eine Sprache, die weder alt, noch neu, ist, geben, auch wenn sie sonst verdienstlich sind, doch selbst dem Dilettanten weder Altes, noch Neues.

sind, es zu vernehmen, ist die ganze Kraft und Fülle der Phantasie und die ganze Wärme und Zartheit des Gefühls, die wir an der romantischen Poesie in ihrer ursprünglichen, völlig entwickelten, aber noch durch keine Nachahmung des classischen Alterthums gebildeten Natur bewundern müssen. Was aber auch Jeder, den nicht selbst ein romantisches Vorurtheil blendet, an diesen deutschen Gedichten eben so sehr, als an den ausländischen, mit denen sie zu einer Gattung gehören, sogleich beim ersten Eindrucke im Ganzen vermißt, ist das classische Gepräge im eigentlichen Sinne; nicht eine erzwungene Uebereinstimmung mit dem Style des griechischen und römischen Alterthums; denn dieser Styl ist der romantischen Poesie überhaupt fremd; sondern jene besonnene Vermeidung des Widersinnigen, Unschicklichen und Ungeheuern, jene Klarheit und Bestimmtheit der Gedanken und des Ausdrucks, jene musterhafte Reinheit und Festigkeit der ästhetischen Formen, die gar nicht an die Poesie des classischen Alterthums gebunden ist. Die Deutschen hatten in den mittleren Jahrhunderten noch weniger, als die Provenzalen, eine Ahndung von dem, was aus ihrer Poesie werden konnte, wenn sie so behandelt würde, wie bald nachher von den Italienern. Und doch sind einige dieser alten deutschen Gedichte nur noch wenige Schritte von der classischen Vollendung entfernt. Von Italien aus mußte erst zu den europäischen Nationen die Kunde kommen, wie die romantische Poesie classisch in ihrer Art werden könne. Dafür aber büßte diese Poesie in Italien sehr vieles vom Charakter ihrer Ursprünglichkeit ein; und diesen Charakter zeigt sie in einigen deutschen Gedichten aus dem schwäbischen Zeitalter

alter so reizend, daß wir darüber selbst vieles offenbar Geschmacklose vergessen, das ihre naive Schönheit verdunkelt. Wollte man sich diesen ganzen Vorrath von Gedichten als eine einzige Masse denken, so möchten in dieser Masse das wahrhaft Schöne und das Geschmacklose einander wohl die Wage halten. An ästhetischer Kunstbeflissenheit fehlte es übrigens diesen Dichtern so wenig, als den Provenzalen. Dieses beweiset schon der durchdachte Plan einiger ihrer epischen Gedichte. Noch deutlicher zeigt es sich in der kunstreichen Bildung und Behandlung ihrer lyrischen Versarten und in der Cultur des Reims, der zu diesen Versarten gehörte.

Die bis jetzt wieder bekannt gewordenen deutschen Gedichte aus dem schwäbischen Zeitalter lassen sich auf drei Classen zurückführen; die lyrische, epische und didaktische Classe, wenn wir nehmlich alle poetischen Erzählungen in die zweite dieser Classen aufnehmen, und zu den didaktischen Gedichten mehrere satyrische, auch die äsopischen Fabeln, zählen wollen. Die lyrische und epische Classe zeichnen sich durch den größten Reichthum aus. Das dramatische Fach ist in diesem Theile der deutschen Litteratur ganz leer. Nur durch einen falschen Begriff vom Drama getäuscht, hat man den poetischen Wettstreit zur Wartburg für ein dramatisches Gedicht ansehen können [1]).

1) Eine sehr gute, systematische und bibliographische Uebersicht des ganzen bis jetzt aufgefundenen Vorraths deutscher Gedichte des Mittelalters findet sich vor dem ersten Bande der Sammlung altdeutscher Gedichte von v. d. Hagen und Büsching. Nur die lyrische Classe

1. In der lyrischen Classe glänzen die meisten und unter ihnen die vornehmsten der bekannt gebliebenen Dichternahmen aus diesem Zeitalter der deutschen Litteratur. Da steht ein Kaiser, als Dichter, neben Königen, Herzogen, Fürsten und andern Edeln der Nation; und in ihrer Gesellschaft befinden sich Geistliche, vielleicht von niederer Abkunft; Dichter, die Meister betitelt sind und vielleicht Gelehrte bürgerlichen Standes waren, vielleicht nur als Meister in der Kunst diesen Beinahmen erhielten; andere, die auch Meister heißen, und doch vielleicht eben so gut zum Adel gehörten, wie der Ritter Meister Hildebrand in der romantischen Fabel der Nibelungen und des Heldenbuchs. Auch die meisten epischen Dichter der Deutschen aus dem schwäbischen Zeitalter nehmen zugleich in der lyrischen Classe einen Platz ein. Die Anzahl dieser sämmtlichen Dichter und Reimer ist so groß, daß schon ihre Menge auf nicht wenig Gemeines und Mittelmäßiges schließen läßt, das von Nachahmern, die nur die Mode mit machten, zu dem immer wachsenden Vorrathe hinzugefügt und nachher von Liebhabern dieser Art von Poesie mit dem

Classe ist zu unbestimmt und bloß im Allgemeinen angezeigt. — Ein chronologisches Verzeichniß der Nahmen dieser Dichter mit einigen unbedeutenden biographischen Notizen gab schon Adelung in seinen Magazin für die deutsche Sprache, Band II. Stück 3. Die beigefügten kritischen Glossen muß man dem trockenen Grammatiker, der für poetische Schönheit nicht sehr empfänglich war, verzeihen. Man vergleiche damit das alphabetische Verzeichniß dieser und der folgenden Dichter bis zu Anfange des sechzehnten J. H. von Hrn. Docen in dem Museum für altdeutsche Litteratur und Kunst, Band I. Heft 1.

n Guten und wahrhaft Poetiſchen ohne alle Aus-
hl in die Sammlungen aufgenommen wurde.
enn man von der bis jetzt berechneten Menge auch
hrere abzieht, die entweder ſpäter gelebt haben,
er unter mehreren Nahmen vorkommen, ſo dür-
wir doch wohl annehmen, daß vielleicht eben ſo
le nicht mehr bekannt ſind. Nach dieſer Berech-
ng mögen leicht vom zwölften Jahrhundert an
s in das vierzehnte an zwei hundert Verfaſſer
tiſcher Gedichte und Reimwerke am deutſchen Par-
ſſe berühmt, oder genannt, geweſen ſeyn; und
kurz zu faſſen, wenn ſie zu dichten, oder zu rei-
n, anfingen, war, der romantiſchen Geſchwätzig-
t gemäß, gewöhnlich nicht die Sache dieſer rüſti-
n Sänger. Von den Lebensumſtänden der
iſten wiſſen wir wenig, oder gar nichts. Gewiß
re uns ihre Geſchichte intereſſanter, als die der
iſten neueren Dichter; denn ſie waren ja keine
tubengelehrte; ſie lebten im Zeitalter der heroi-
en und galanten Abenteuer. Mehrere haben
reuzzüge nach dem gelobten Lande mitgemacht.
er auch über ihre Werke iſt noch nicht ſo viel
ht verbreitet, daß wir uns über ihr Dichter-
rdienſt ein ſicheres Urtheil anmaßen dürften.
den Sammlungen, aus denen wir ſie näher ken-
n lernen, ſcheint zwar Jedem das Seinige zuge-
eilt; aber Manchem iſt doch zugeſchrieben, was
u wahrſcheinlich nicht angehört; und die Gedichte
bſt ſind durch die Abſchrift ſo entſtellt, und in
r Geſtalt, wie die meiſten bis jetzt vor uns liegen,
ſchwer für das, was ſie wirklich ſind, zu erken-
n, daß noch vieler Fleiß und kritiſcher Scharf-
n, und überhaupt ein beſonderes Studium auf
verwandt werden muß, ehe man ſie im eigentli-

chen Sinne wird lesbar nennen können. In der allgemein bekannten Sammlung, die der Züricher Rüdiger von Manesse schon in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts veranstaltet, oder selbst zusammengetragen hat, sind nicht einmal die verschiedenen Gedichte, die denselben Verfasser haben, von einander abgesondert. Man muß entdecken, oder errathen, wo das eine Gedicht aufhört, und das andere anfängt. Die Zeilen müssen nicht selten anders geordnet werden, wenn der metrische Bau des Gedichts erscheinen soll. Nimmt man nun dazu, daß mehrere dieser Gedichte verstümmelt sind, was jetzt hinlänglich erwiesen ist; daß man ohne Hinzufügung der Interpunction, die dem Texte der alten Handschriften fehlt, auch der Wahrheit und Feinheit der lyrischen Gedanken und Wendungen nur mit Mühe auf die Spur kommen kann; und daß endlich der gedruckte Text der Manessischen Sammlung nach Bodmer's Ausgabe, mit der wir uns bis jetzt begnügen mußten, gar einer flüchtigen und oft sehr fehlerhaften Abschrift folgt; so kann man wohl ohne Vorliebe zu diesen Gedichten behaupten, daß der Schatz von lyrischen Gedanken und Gefühlen, den sie enthalten, größer ist, als man weiß. Denn in der Gestalt, wie wir sie vor uns haben, ragt selbst das leicht erkennbare Schöne nur wie eine Ruine aus dem Schutte hervor. Und wie vieles mag dieser Schutt noch verdecken [m])!

Was

m) Mit Dank und Achtung muß immer noch der Nahme des edeln Bodmer auch bei dieser Gelegenheit ausgesprochen werden. Ohne seinen unermüdeten Fleiß und Eifer läge die Sammlung der deutschen Minne-

Was sich über den Geist und Werth dieser lyschen Gedichte, und über das Originale oder Nachahmte in ihnen im Allgemeinen sagen läßt, fällt um Theil mit dem zusammen, was der deutschen Doesie aus dem schwäbischen Zeitalter überhaupt igenthümlich, oder von ihr angenommen ist. Unter den wenigen provenzalischen Gedichten, die man mit denen der deutschen Minnesinger verglichen hat, haben sich schon Stellen gefunden, die von den Deutschen fast wörtlich übersetzt sind n). Dessen ungeachtet dürfen wir nicht bezweifeln, daß ein guter Theil dieser deutschen Gedichte ihren Verfassern eigenthümlich angehört. Wo so viel Kraft und Wärme des Gefühls in so mannigfaltigen Formen aus einer solchen Menge von Liedern spricht, da fällt der Verdacht der bloßen Nachahmung, oder Uebersetzung, von selbst weg. Ueber den Stoff und die Form dieser Gedichte läßt sich schon bestimmter urtheilen. Der Stoff aller dieser Gedichte

Minnesinger von Manessen (Zürich, 1758) höchst wahrscheinlich noch in der Handschrift zu Paris verborgen. Aber wie vieles dieser Ausgabe fehlt, liegt zum Theil am Tage, zum Theil ist es gezeigt durch Hrn. Benecke's Ergänzung der Sammlung von Minneliedern (Göttingen, 1810) nach einer Bremischen Handschrift, und durch Hrn. G. W. Raßmann in dem Museum für altdeutsche Kunst und Litteratur von v. d. Hagen u. s. w. Band I. Stück 2.

n) Schon Bodmer, der warme Verehrer der von ihm herausgegebenen Minnesinger, fand solche Stellen auf, und theilte sie ehrlich mit. S. auch die kleine Abhandlung: Vergleichung der Provenzalen mit den Minnesingern in dem Magazin Bragur von Böckh und Gräter, Band V. Abtheil. 1.

dichte gehört dem Zeitalter nicht weniger, als den Dichtern selbst, an. Keiner von ihnen blickte über sein Zeitalter hinaus; keiner erhob es, wie zum Beispiel die Italiener Dante und Petrarch das ihrige, zu einer höheren Stufe der allgemeinen menschlichen Bildung. Alle ihre Gefühle und Gedanken waren eingeschränkt durch den Kreis, den die Kirche und das Ritterthum um ihr Gewissen und ihre Ehre gezogen hatten. Das immer wiederkehrende Thema, das man für unerschöpflich hielt, nachdem es längst erschöpft war, ist in diesen Gedichten die romantische Minne oder Liebe. Wenn man auch die deutschen Dichter des schwäbischen Zeitalters im Ganzen nicht schicklich Minnesinger nennt, so dürfen doch ihre lyrischen Gedichte immerhin Minnelieder genannt werden; denn was sie noch von andern Gegenständen enthalten, verliert sich beinahe unter den unendlichen Gemählden der Leiden und Freuden der Liebe. Was in diesen Gemählden Natur, oder Affectation, wirkliches, in schöner Selbsttäuschung befangenes Gefühl, oder bloße Galanterie ist; wer vermag es noch zu unterscheiden? Seltsam und merkwürdig genug ist diese Rastlosigkeit der Phantasie, dem ewigen Einerlei immer noch neue Mannichfaltigkeit zu entlocken. Arm an Gedanken, haben die meisten dieser Minnesinger den Ausdruck ihrer wirklichen, oder affectirten Gefühle durch lyrische Beschreibung zu heben gesucht. Sie mahlen ihren Seelenzustand, und nebenher auch die äußere Natur, besonders die Erscheinungen des Frühlings. Eben ihre Armuth an Gedanken verleitete sie zu der Weitschweifigkeit, die nicht leicht noch jemand, der sie nicht schwärmerisch bewundert, an ihnen loben wird. Sie glaubten, das Gefühl müßte sich doch endlich aus-

aussprechen, wenn es nur nicht zu sprechen aufhörte, und sollte es auch in langen Reihen von Strophen, nur mit veränderter Folge von Worten, immer Dasselbe wiederholen. Aber selbst dieses im Ganzen bald ermüdende Einerlei hat doch ziemlich viel Mannichfaltigkeit im Einzelnen und Kleinen. Auch dürfen wir ohne Bedenken die eigentlichen Minnelieder die vorzüglichsten dieser Gedichte nennen. Da, wo ein moralisches, oder religiöses Thema von diesen Dichtern verhandelt wird, ist die Ausführung gewöhnlich gemein, oder phantastisch. Unter den eigentlichen Minneliedern behaupten wieder die schwärmerisch-ernsthaften, und die freudig-gefühlvollen den Vorzug vor denen, in die der Scherz und die Satyre sich einmischen.

Besonders reich an Mannichfaltigkeit ist die metrische Form dieser Gedichte. Absichtliche Cultur ist in ihr fast überall sichtbar, wenn gleich selten so vollendet, wie es der Geist der romantischen Poesie erlaubt. Bis wir die Poesie der Provenzalen auch von dieser Seite genauer kennen, bleibt unentschieden, wie weit die deutschen Minnesinger die provenzalischen Versarten nachgebildet, oder abgeändert haben. Wahrscheinlich schwebten ihnen diese Versarten nur im Allgemeinen als Muster vor. Die strenge Regelmäßigkeit einiger der künstlicheren, vermuthlich aber auch bei den Provenzalen am spätesten eingeführten Versarten, zum Beispiel des Sonetts und der Terzinen, muß man bei den deutschen Dichtern dieses Zeitalters nicht suchen. Aber mehrere ihrer Gedichte zeigen doch sehr bestimmt den Grundriß der Form des Sonetts in vierzehn Zeilen mit nicht mehr als vier Reimen. Auch

die provenzalische Canzone, die einen freieren Strom des Rhythmus und der Gefühle erlaubt, freilich auch schon durch ihre metrische Natur zur Geschwätzigkeit verführt, ist von den deutschen Minnesingern nachgeahmt, nur ohne die strengen Gesetze, die nachher von den Italienern angenommen wurden. Waren indessen die Strophen dieser deutschen Gedichte nach einer Melodie wirklich für den Gesang bestimmt, so mußten sie auch regelmäßiger versificirt seyn, als der erste Anblick vermuthen läßt. Auch leuchtet aus dem ganzen Charakter dieser Versification hervor, wie man eine Folge von Strophen, ungeachtet einiger Verschiedenheit ihres metrischen Baues, nach derselben Melodie absingen konnte. Man zog ohne Zweifel bald mehrere Sylben so zusammen, daß sie im Gesange die Stelle einer einzigen vertraten; bald dehnte man eine Sylbe so lang aus, daß sie das Zeitmaß mehrerer Sylben füllte. Diese Freiheit konnte man sich ungestörter in einem romantischen Rhythmus nehmen, dessen Seele der Klang, nicht ein harmonisches Verhältniß langer und kurzer Sylben, ist. Um des Klanges willen verkürzte und verlängerte man die Wörter, und spielte besonders mit dem Reime so zierlich und auf so mannichfache Art, daß mehrere dieser Dichter zuweilen nur um des Reimes willen gereimt zu haben scheinen. In die alte romantische Empfindungsart muß man sich zurück versetzen können, wenn man einen Theil dieser Reimkunst nicht kindisch und langweilig finden will. Aber in einigen dieser deutschen Gedichte aus dem schwäbischen Zeitalter hat der ganze Versbau eine Vollkommenheit, die er in der deutschen Poesie bald nachher verlor, und bis auf die neueren Zeiten nicht wieder

wieder erreichte. Und so wenig die deutschen Minnesinger im Ganzen auf Länge und Kürze der Sylben geachtet haben, so deutlich unterscheiden sich doch in den Sammlungen ihrer Gedichte die trochäischen Versarten von den jambischen. Jene haben eine besondere Anmuth, die, nach dem Charakter der deutschen Sprache, mit dem Ausdrucke weicher und schwärmerischer Gefühle vorzüglich harmonirt.

Der älteste in der Reihe dieser Dichter, deren Werke und Nahmen bis jetzt wieder aufgefunden sind, ist Heinrich von Veldeck oder Veldig, aus dem nördlichen Deutschland. Seine Celebrität fällt schon in die letzten Decennien des zwölften Jahrhunderts. Von seiner Lebensgeschichte ist nichts weiter in den neueren Zeiten bekannt geworden °). Daß er aber in dieser Reihe, wo er jetzt als der älteste an der Spitze steht, nicht der erste gewesen seyn kann, bezeugt der große Abstand zwischen seinen und allen früheren deutschen Gedichten, die man wieder an das Licht gezogen hat. Veldeck's Sprache und Versification tragen in den bestimmtesten Zügen das Gepräge der höheren Cultur, das diesen Zeitraum von dem vorhergehenden unterscheidet. Wäre nicht vor ihm die deutsche Poesie im schwäbischen Dialekte schon Modepoesie gewesen, so würde auch schwerlich Veldeck seine niederdeutsche Mutter-

sprache

o) Da ich auf die Berichtigung, oder Erweiterung dieser dürftigen biographischen Notizen Verzicht thun muß, so verweise ich hier, wie bei allen folgenden Dichtern der schwäbischen Periode, auf die (oben, Anmerk. 1) angeführten Bemühungen Adelung's u. s. w.

ſprache verleugnet haben, um im ſchwäbiſchen Dialekte zu dichten. Nach einer Handſchrift in der vaticaniſchen Bibliothek zu Rom, ſang Veldeck entweder anfangs, oder auch nachher noch zur Abwechſelung, in einem Gemiſche von Hochdeutſch und Niederdeutſch oo). Von ſeinen epiſchen Werken wird nachher die Rede ſeyn. Seine Lieder der Liebe ſind voll Gefühls, das in ungeſchminkter Anmuth mit der zarteſten Treuherzigkeit erſcheint. Schon bei ihm finden wir das weiche trochäiſche Versmaß p). Dem Reime ſcheint auch ſchon er eine beſondere poetiſche Kraft zugetrauet zu haben q).

Hart-

oo) Man ſehe die merkwürdige Probe in Adelung's des Jüngern Nachrichten von altdeutſchen Gedichten in der vatic. Bibliothek. (Königsberg, 1796 und 1799, 2 Bändchen) Band I. Seite 114.

p) Z. B. in dieſen Strophen:

In den ziten von dem jere,
Das diu tage ſint lanc,
Und das weter wider clere,
So verniuwet (erneuet) offenbere
Diu merlin (die Merle; der Hänfling) ir ſanc,
Diu uns bringen liebiu mere;
Got mag er (der; derjenige) ſin wiſſen danc,
Swer (wer) hat rechte minne,
Sunder ruwe (Reue) und ane wanc.

Nur um des Versmaßes willen ſteht dieſe, an ſich nicht beſonders poetiſche Strophe hier. Ich habe ſie, wie Alles, was ich als Beiſpiel aus der Maneſſiſchen Sammlung mittheilen zu müſſen glaube, umgeſchrieben, damit das Sylbenmaß in die Augen falle. Uebrigens iſt der Text durch keine Kritik berichtigt, wo nicht etwa offenbar ein Schreibfehler zu berichtigen war, wie in der erſten Zeile dieſer Strophe, wo in Bodmer's Ausgabe vor ſtatt von ſteht.

q) Aber mit den Reimkünſten hat auch ſchon Veldeck eine unge-

Hartmann von Aue (Owe), vermuthlich aus Franken, auch einer der früheren dieser Dichter, scheint mehr Talent zur epischen, als zur lyrischen Poesie gehabt zu haben [r]).

Auch Wolfram von Eschenbach oder Eschelbach, der im Jahre 1207 an dem poetischen Wettstreite auf der Wartburg Antheil nahm, verdient als lyrischer Dichter genauer gekannt zu werden, ob er gleich in der epischen Poesie sich mehr hervorgethan hat, und vielleicht, wie wir unten sehen werden, einer der größten deutschen Dichter dieses Zeitalters ist. Er war von adliger Familie, aus der Oberpfalz [s]). Seine Lieder voll Klage über ver-

ungemeine Lieblichkeit des naiven Ausdrucks zärtlicher Gefühle verbunden; z. B. in dem Liede, dessen erste Strophe die folgende ist:

Min sendes (sehnendes) denken,
Nabi (vermuthlich dabi) mine sinne algemeine,
Gar one wenken,
Besorgent sunder (nur) das eine,
Wie ich ir bescheine (bescheinige),
Das ich nu lange
Mit sange
Si meine,
In stetem muote,
Si guote,
Si reine.

Die Variation der letzten Zeilen in einer Art von Refrein der folgenden Strophen erhöhen den Ausdruck der kindlichen Innigkeit des Gefühls.

r) S. die Manessische Sammlung, Th. I. S. 178.

s) S. die neuesten Nachrichten über diesen Dichter von Hrn. Büsching in dem Museum für altdeutsche Litt. Band I. Zum Grunde liegen die Notizen aus Adelung's Püterich von Reicherzhausen, die-

verſchmähte Liebe ſind kunſtreich im Geſchmacke de Zeitalters; mehr ſtark, als ſanft; in manchen Zü gen kühner, als die meiſten Minnelieder t).

Der tugendhafte Schreiber, wie er in den alten Sammlungen heißt, vermuthlich Heinrich von Riſpach, der auch epiſche Werke nach dem Franzöſiſchen oder Provenzaliſchen bearbeitet und an dem Wettſtreite zur Wartburg Antheil genommen

ſem ſehr ſchätzbaren Beitrage zur Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt im ſchwäb. Zeitalter. (Leipzig, 1788, in 4.)

t) Die Maneſſiſche Sammlung enthält nur wenige Lieder dieſes merkwürdigen Dichters. Zur Probe ſeiner Manier mögen die beiden Strophen dienen:

Du treiſt (trägſt) ſo veſtes herze
Uf min verluſt;
Wie ſol der ſitte (die Sitte) an dir zergan?
Eim (einem) müzer valze, eim terzen (Kunſtwörter der Falkenjagd),

Dem mag die bruſt
Nicht bas, dan dir dü dine, ſtan.
Din munt iſt uf den kus geſtalt (geſtaltet);
Din lacheliges gruezen (Grüßen)
Mag mir wohl geſuezen
Sure not. Sus (alſo) hat din minne min gewalt.

Moecht ich di ſelde (Seeligkeit) reichen (erreichen),
Dü ſo hoh
Ob miner fröide ſtet gezilt!
Got muos ir herz erweichen,
Sit (ſintemal) es noch
Der miner ſwere nicht bevilt (vielleicht fühlt).
Man ſieht mich alzeſelten geil (fröhlich).
Ein vlinz (Kieſel) von donreſtralen
Moecht ich zallen (zu allen) malen (eher, als die Schöne)
Han erbetten, das im (ihm) der hert (Härte) entwich ein teil.

ommen hat, war nicht ohne lyriſches Gefühl u), nd ſpielte auch ſchon kunſtfertig mit dem Reime x).

Einer der vorzüglichſten unter dieſen erſten und nter allen deutſchen Minneſingern iſt Walther on der Vogelweide aus einer adeligen Familie

u) Welche Melodie des Gefühls in den folgenden Strophen!

Es iſt in den walt geſungen,
Das ich ir genaden (ihrer Gnade) clage,
Dü min herze hat betwungen,
Und noch twinget alle tage.
Mir iſt ſam (gleich) der nahtegal,
Dü ſo vil vergebne ſinget,
Und ir doch ze leſte (zuletzt) bringet
Niht wan (als) ſchaden ir ſuezer ſchal.

Was tougt in dem wilden walde
Kleiner vougeline ſanc,
Und ir döne manigvalde?
Wer ſeit (ſagt) in (ihnen) der vuoge (muſikaliſche Fuge) danc?
Dankes iſt ſo toub der walt;
So iſt das wilde waltgeſinde,
Von der wilde (vor Wildheit) gar ze ſwinde (zu flüchtig),
Hübeſchem lone niht geſtalt.

x) Z. B.

Ein lachen
Machen
Kan ir ſuezes mündel rot,
Das es get (geht) durh dü ougen min.
Der ſachen (darüber)
Krachen (beben)
Muos das herze min von not.
Ich wande (wähnte) es were der ſunnen ſchin!
Swer (wer) mir das niht gelouben wil,
(Der bedenke) Der minne ſtrale
Und al ir kale (vermuthlich kwale; Quaal),
Mich tuot wunt (verwundet mich), als ſi der ſenden (Sehnenden) wundet vil.

milie im Thurgau. Einige ſeiner Gedichte, deren die Maneſſiſche Sammlung einen guten Vorrath aufbewahrt, ſcheinen noch vor dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts entſtanden zu ſeyn. Aus ſeinen volltönenden, kräftigen, und lieblichen Geſängen ſpricht ein wahrhaft lyriſches Genie. Selbſt religiöſe Gegenſtände behandelt er glücklicher, als die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen. Auch war er reicher an Gedanken, als ſie. Ihm ſchwebte, wie jedem großen Dichter, auch ohne philoſophiſche Meditation, das Ganze des menſchlichen Lebens vor. Gewöhnlich haben ſeine Darſtellungen etwas Mahleriſches. Einige ſeiner Geſänge in langen Zeilen nähern ſich dem metriſchen Charakter des Sonetts y). Einige nehmen einen hohen, feier-

y) Z. B. die folgende Vergleichung der Weibesſchönheit mit den Blumen.

Durchſuezet und gebluemet ſint die reiuen frowen;
Es wart nie niht ſo wunnekliches anzeſchowen
In luften, uf erden, noch in allen gruenen owen.
Lilien, roſen, bluomen ſwa di (wo nur die Blumen) luchten (leuchten)
In meyentowen (Maienthaue) durh das gras, und kleiner vogelin ſanc (nehmlich ertönt),
Das iſt gegn ſolcher wunnebernden (wonnegebährenden) fröide kranc.
Swo (wo) man ein ſchöne frowen ſiht, das kan trüben muot erfuchten,
Und leſchet alles truren in derſelben ſtunt.
So lieblich lachet in liebe ir ſuezer roter munt;
Und ſtrale us ſpilden ougen ſchieſſen in mannes herzengrunt.

Kann die neuere Poeſie etwas Anmuthigeres ſagen? Beiläufig kann man an ſolchen langen Verszeilen ſich üben, um zu finden, ob man die Verſe der deutſchen Minneſinger nach dem romantiſchen Rhythmus zu declamiren verſteht. Vergl. oben Seite 93.

ierlichen Schwung; andere gehen den leichten, ra-
chen Schritt des muntern Volksliedes [2]); noch an-
ere ſind mit einer faſt epigrammatiſchen Feinheit
ausge-

2) Als Muſter des Tons eines ächten und doch durch-aus poetiſchen Volksliedes kann das folgende dienen, deſſen erſte drei Strophen unverſtümmelt hier ſtehen müſſen.

Do der ſumer komen was,
Und dü bluomen durh das gras
Wunneklich entſprungen,
Und dü vogel ſungen,
Do kam ich gegangen
Uf einen anger langen,
Do ein kueler brunne (Quell) entſprang.
Durch den anger was ſin gang,
Do dü nahtigal wol ſang.

Uf den anger ſtuont ein boun (Baum).
Do getrounde mir ein troun.
Ich was zuo dem brunnen
Gegangen von (vor) der ſunnen,
Das dü linde mere
Mir da ſchatten bere (trüge; brächte).
Do ich do geſeſſen was,
Miner ſorge ich gar vergas.
Vil ſchiere (gar bald) entſlief ich umbe das (deßhalb).

Do beduchte (dünkte) mih zehant (zur Hand; alſobald).
Wi mir dinten ellü (alle) lant,
Und wi min ſele were
Ze himel ane ſwere,
Und doch der lib ſolte
Hie leben, wi er wolte.
Do was mir ſanfte und niender (nicht mehr) we.
Got beſcheide es, wi es erge;
Wan (denn) beſſer troun en-wart (ward) nie me.

Die beiden folgenden Strophen geben dem Liedchen erſt die rechte Abrundung; aber ſie ſind nicht ſo leicht zu verſtehen, wie die vorhergehenden.

ausgeführt a). Weinerliche Klage war nicht dieſes Dichters Sache; aber im Preiſe der Frauen iſt er unerſchöpflich. Doch das poetiſche Verdienſt des trefflichen Walthers von der Vogelweide iſt einer ausführlichen Analyſe werth, zu der ſich hier kein Raum findet. Noch verdient ſein Vaterlandsgefühl bemerkt zu werden. Einige ſeiner Gedichte haben das öffentliche Wohl Deutſchlands zum Gegenſtande. Im Volkstone hat er das Lob des deutſchen Nahmens geſungen b).

Reinmar

a) Es möchte Verſchwendung des Raums ſcheinen, wenn hier noch mehrere Lieder von einem einzigen Dichter eingerückt würden. Ich verweiſe alſo auf die Bodmeriſche Ausgabe, Th. I. Seite 110, zweite Columne, wo ſich unten ein Lied mit den Worten anfängt: Ich weis niht wol, wi es darumbe ſi. Auch das reizende Lied Bin ich dir unmere (Seite 117 bei Bodmer) gehört hierher.

b) Dieſen patriotiſchen Verſen des edeln von der Vogelweide darf denn doch hier der Platz nicht verſagt werden. Sie ſtehen in der Bodmeriſchen Ausgabe, Th. I. Seite 119.

Tütſche man ſint wolgezogen;
Als engel ſint dü wib getan.
Swer ſi ſchildet (ſchilt), der iſt betrogen,
Ich en-kan ſin anders niht verſtan.
Tugent und reine minne,
Swer (wer) dü ſuochen wil,
Der ſol kommen in unſer land, da iſt wunne vil.
Lange mueſſe ich leben darinne!

Ich han lande vil geſehen,
Und nam der beſten gerne war.
Uebel mueſſe mir geſchehen,
Kunde ich in (ihnen) je min herze bringen dar,
Das ime wolde wolgevallen
Froemder ſitte!
Was hulfe mich, ob ich unrechte ſtritte?
Tütſche zucht gat (geht) vor in allen.

Reinmar der Alte oder der Aeltere, aus einer adeligen Familie, deren Stammschloß am Rheine lag, auch einer der Dichter, die an dem Wettstreite zur Wartburg Theil nahmen, war einer der berühmtesten zu seiner Zeit. Seine Manier ist kunstreich, feierlich, in manchen Zügen vortrefflich; hat aber im Ganzen etwas Grübleriſches und Studirtes c).

Herr Nithard, wie er in den Sammlungen heißt — sein Familiennahme soll von Rüwen

c) Die Gedichte Reinmar's des Alten gehören zu den zahlreichen in der Maneſſiſchen Sammlung (Th. I. S. 61 ff.). Selbſt das Studirte und Grübleriſche in ihnen erſcheint zuweilen als Tiefe des Gefühls, z. B. in dem Liede, das mit der Strophe anfängt:

Ich weis den weg nu lange wol,
Der von der liebe unz (bis) an das leit.
Der ander, der mich wiſen ſol
Us leide in liebe, der iſt mir noch unbereit.
Das mir von gedanken iſt als unmaſſen we,
Des überhöre ich vil, und tuon, als ob ich des niht verſte.
Git minne niht wan (als) ungemach,
So mueſſe minne unſelig ſin.
Dieſelbe ich noch io (immer) in bleicher varwe ſach.

Zuweilen nimmt er einen freieren und kräftigen Schwung, z. B. in dem Liede, wo er von glücklicher Liebe ſingt:

Hoch, alsam dü ſonne, ſtet das herze min.
Das komt von einer frowen, dü kan ſtete (beſtändig; treu) ſin.
Ir genade, ſwa (wo) ſi ſi (ſie ſey),
Si machet mich von allem leide fri.

Und bald nachher:

Fuer ſi über den wilden ſe,
Dar fuer ich hin. Mir iſt nach ir ſo we!

wenthal gewesen seyn — sang zur Abwechselung auch lustige und muthwillige Lieder. Sein Scherz ist platt; seine Heiterkeit nicht ohne Anmuth [d]).

Graf Conrad von Kirchberg oder Kilchberg scheint mit besonderer Vorliebe den Wechsel der Jahrszeiten im Verhältnisse zu den Freuden und Leiden der Liebe besungen zu haben [e]).

König Conrad, in den Sammlungen genannt der Junge oder Jüngere, vielleicht der unglückliche Conradin, hat durch ein Minnelied, das sich von ihm erhalten, der Nachwelt bewiesen, daß auch er sich diese Art von Poesie zu eigen gemacht hatte [f]).

König Wenzel von Böhmen, Vater des Ottocar, der in der politischen Geschichte des Zeitalters keine unbedeutende Rolle spielte, sang in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts deutsche Minnelieder, von denen sich einige treffliche erhalten haben. Sie können mit denen vom Kaiser Heinrich VII. genannt werden, der um dieselbe Zeit mit zartem und edlem Gefühle ritterliche und poetische Lorbern zu brechen suchte [g]).

Herr

d) Außer den in der Manessischen Sammlung enthaltenen Liedern von Herrn Nithard (Theil II. S. 71 ꝛc.) ist ein artiges Tanzlied von ihm durch ein Spiel des Zufalls der Vergessenheit entrissen. S. die oben angeführten Ergänzungen der Minnelieder von Benecke.

e) In der Manessischen Sammlung Th. I. S. 12.

f) In derselben Sammlung, Th. I. S. 1.

g) In der Manessischen Sammlung Th. I. Seite 1 und 2. Diese Gedichte sind ziemlich bekannt.

Herr Gottfried von Nifen, der im Jahre 1240 mit dem Biſchofe von Coſtanz Krieg führte, war unermüdet im Beſtreben, ſeinen lyriſchen Natur- und Herzensgemählden, die von mehr Gefühl, als Phantaſie, zeugen, durch die Kunſt des Reims in den mannichfaltigſten Verbindungen einen höheren Schwung zu geben [h]).

Bruder Werner oder Werner der Pfaff, ein Geiſtlicher, trug um dieſelbe Zeit Moral, ſo gut er ſie zu geben vermochte, in Strophen vor, die den lyriſchen ähnlich ſind. Hin und wieder hat er einen poetiſchen Gedanken [i]).

Ein Herzog von Anhalt, vermuthlich Heinrich, genannt der Fette, der im Jahre 1267 geſtorben, war, nach den beiden Liedern zu ſchließen, die ſich von ihm erhalten haben, kein großer Verskünſtler, aber ein Sänger der Liebe voll edler und zarter Galanterie [k]).

Herr

h) Eine reiche Nachleſe zu den Gedichten des Gottfried von Nifen nach der Bodmeriſchen Ausgabe der Maneſſiſchen Sammlung liefern die ſchätzbaren Ergänzungen von Benecke.

i) In der Maneſſiſchen Samml. Th. II. S. 159.

k) Eben daſelbſt, Theil I. S. 6. — Der ſchöne, ſo oft geprieſene Gedanke von Kleiſt: "Komm Luft, mich anzuwehen! Du kommſt vielleicht von ihr!" findet ſich ſchon in einem zärtlichen Liede dieſes Herzogs.

Sta bi! Lat mich den wint anweien.
Der kumt von mines herzen kuniginne!
Wi moecht ein luft ſo ſuſse dreien,
Ern wer (es wäre denn) all uht und uht (ganz durch und durch) ein minne!

Herr Burkard von Hohenfels, aus einer adeligen Familie in der Pfalz, oder in Baiern, hat in seinen fröhlichen und zärtlichen Liedern mehrere platte und geschmacklose, zuweilen aber glückliche und kühne Bilder und Gedanken [l]).

Graf Otto von Henneberg, nach seinem Schlosse genannt von Bodenlauben (Botteloube), der im Jahre 1254 gestorben, sang nicht ungeschickt in der eingeführten Weise mit. Auch wagte er zärtliche und tugendhafte Gefühle des weiblichen Herzens im Nahmen der Frauen zu singen [m]).

Werner von Tüfen (Tiufen), ein Freiherr aus dem Thurgau, scheint dem Reime eine poetische Wunderkraft zugetrauet zu haben [n]).

Herr

l) In der Manessischen Sammlung, I. S. 83. — Er vergleicht sich selbst ein Mal ernsthaft mit einem Affen, der sich im Spiegel beschauet. Glücklicher vergleicht er an einer andern Stelle sein Gemüth mit einem Falken.

Do min muot sit (seitdem) wolde vliegen
Als ein valke in frocidengir,
So mocht er si nit betriegen;
Er mueste aber (dennoch) wider zir (zu ihr),
Von der er verstoln fluog.
Er forhte, si neme es war,
Ob er si mit wandel truog,
Und er anders wolte denken.
Do duchte in, si solde wenken;
Also swang er wider dar.

m) Einige Nachträge zu seinen Gedichten in der Bodmerischen Ausgabe der Manessisch. Samml. liefern Benecke's Ergänzungen.

n) Man sehe seine Reimspiele in der Maness. Samml. Th. I. S. 22.

Herr Walther von Metz war zugleich deut-
er und franzöſiſcher Dichter. Seine Verſification
t eine intereſſante Cultur; ſeine Gefühle ſind zart
d edel o).

Her Dietmar von Aſt ſang auch mit vieler
rtheit Gefühle des weiblichen Herzens p).

In der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrhun-
rts ſangen auch Walther von Klingen, aus
er adligen und mächtigen Familie im Thurgau;
rr Rubyn aus Tyrol; der Reinboth von
oren, der unter den epiſchen Dichtern noch ein
al zu nennen iſt; und mehrere andere, die man
s der Maneſſiſchen Sammlung genauer kennen
men kann q).

Nicht

o) Als Probe diene dieſe ſchöne Strophe (bei Bodmer, Th. I. S. 165):

Was hilfet mich, das ich ze fremden fröiden var?
Solde ich den geſten fröide machen,
Diwile ich ſelber trurig bin?
Es muos ein wib e (erſt) fröide bi mir ſenden dar;
In (vermuthlich ich) kan in (ihnen) allen niht gelachen.
Si lache mir, ſo lache ich in (ihnen).
Minr fröide hort lit (liegt) in ir huote.
Da pfendet mich du liebe gewaltiklichen mitte.
Si ſelig wib, ſi reine, guote.
Unſprechend ich ſi zallen (in allen) ziten bitte
In ſtummen wis, und mit verſwiegnem muote.
Sus flehe ich ſi nach toren ſitte.

p) In der Maneſſ. Samml. Th. I. S. 39.

q) Da ein vollſtändiges Verzeichniß der deutſchen Minneſinger nicht in dieſe ſummariſche Ueberſicht gehört, ſo verweiſe ich hier wieder auf Adelung.

Nicht zu übersehen sind unter diesen deutschen Minnesingern aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts noch der Herzog Johann von Brabant und der Marggraf Heinrich (genannt Illustris) von Meissen. Beide fürstliche Dichter sangen nicht nur mit, um der Mode willen; sie hatten poetisches Gefühl, das sich freilich in einem andern Zeitalter nicht so entwickelt, oder anders geäußert haben würde. Der Marggraf von Meissen zeichnete sich überdieß noch vor mehreren deutschen Fürsten durch seine Tapferkeit, seinen Reichthum, seine Freigebigkeit, und seinen glänzenden Hofstaat aus [r]).

Besonders bemerkt zu werden verdienen noch in dieser Reihe von Minnesingern aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts Meister Gottfried von Straßburg und Ulrich von Lichtenstein. Gottfried von Straßburg, über dessen Lebensumstände noch keine Nachricht hat aufgefunden werden können, ist auch in der Reihe der epischen Dichter der mittleren Jahrhunderte einer der merkwürdigsten [s]). Unter den lyrischen Dichtern der Deutschen aus diesem Zeitalter steht er mit wenigen andern auf der höchsten Stufe jener unvollkommenen Cultur, zu der sich damals die deutsche Poesie erhob. Sein männlicher Geist wurde durch den Kreis der immer wiedertönenden Liebesklagen nicht beschränkt. Poetisch

r) Die Minnelieder dieser beiden Fürsten sind zufällig bekannter, als viele andere und vorzüglichere, geworden, weil sie sich zu Anfange der Manessischen Sammlung finden.

s) Vergl. über ihn auch die Notizen in Oberlin's Abhandlung De poëtis Alsatiae eroticis medii aevi. Argentor. 1786. Die Abhandlung ist eine Doctordisertation in fremdem Nahmen.

tiſch philoſophirte er auch über die Liebe im höheren und religiöſen Sinne. Sowohl durch Klarheit und beſtimmte Anordnung der Gedanken, als durch Feinheit und Regelmäßigkeit der Verſification zeichnen ſich die lyriſchen Gedichte aus, die ſich von ihm erhalten haben [t]). In einem dieſer Geſänge iſt die Versart dem metriſchen Baue des Sonetts, aber in kurzen Zeilen, um ſo ähnlicher, weil jeder Strophe genau vierzehn Zeilen und nur vier Reime zugetheilt ſind [u]). Ulrich von Lichtenſtein, aus der noch blühenden fürſtlichen Familie dieſes Nahmens, unterſcheidet ſich auf eine andere Art zu ſeinem Vortheile von den meiſten Minneſingern, die ſeine Zeitgenoſſen waren [x]). Er könnte vorzugsweiſe der Fröh-

t) In der Maneſſiſchen Sammlung, Th. II. S. 183.

u) Dieſes Gedicht von der göttlichen Liebe gehört überhaupt zu den vorzüglicheren in ſeiner Art. Hier iſt die erſte Strophe.

Swer (wer) Gotes minne wil beiagen (erjagen),
Der muos ein jagendes herze tragen,
Das niht verzagen
Kunne auf der iagenden weide.
Er muos ouch heldes krefte han,
Wil er dü reine minne fan (fahen),
Und faſte ſtan,
Ringen, ſtriten. Dü beide,
Dü muos er haben nacht und tag
Nah der gewihten minne.
Si gat niht ſlafende in den ſak.
Man muos ſi twingen in den hag,
Schlecht (gerade) und ſtrak (ſtraff)
Mit reinem, ſteten ſinne.

Schade, daß der niedrige Gedanke: Sie gat niht ſlafende in den ſak, dieſe ſchöne Harmonie ſtört.

x) In der Maneſſ. Samml. Th. II. S. 24 u. ff.

Fröhliche heißen, wenn gleich auch die übrigen nicht immer klagen; aber ſeine Fröhlichkeit iſt von der edelſten, wahrhaft poetiſchen Art. Sie ſtammt aus einem innig heiteren, freien Gemüthe, das im Gefühle glücklicher und tadelloſer Liebe mit männlicher Zuverſicht ſich über alles Leid der Erde hinausſchwingt, und kein höheres Glück verlangt, als eben dieſe Liebe [y]). Die Leichtigkeit der Sprache und Verſification dieſes Dichters iſt unübertrefflich [yy]). Auch den daktyliſchen Vers, den man bei

y) Es iſt der immer wiederkehrende Lieblingsgedanke dieſes fröhlichen Dichters, daß ein wackerer Rittersmann ſuchen müſſe, immer frohen Muthes zu ſeyn, und daß er anders auch den Damen nicht gefallen könne. Von ſich ſelbſt ſingt er:

Ich bin hohes muotes.
Hoher muot mir ſanfte tuot.
Nie nicht wart ſo guotes (ſo etwas Gutes),
So (als) mit züchten hoher muot.
Hochgeboren ſchöne wib
Mag vil wol erwerben
Hochgemuoten ritters lîp.

Den Melancholikern ruft er zu:

Wafen (Wehe!) über dü gar unguoten,
Dü da ſelten werden fro!

In einem andern Liede ſingt er:

Wie ſol ein ungemuoter (mißmüthiger) man
Erwerben hochgemuotes wibes habedanc?
Wil er ir ertröwen an (anmuthen; anſinnen),
Das ſi in (ihn) mimne, ſo iſt ſin tumber wan vil kranc.

Noch an einer andern Stelle:

Truren iſt zwar nieman guot,
Wan (als) dem einen, der ſin ſünde klagt.

yy) Ueberall begegnet man in den Liedern Ulrich's von Lichtenſtein den Reizen der Sprache und des leichten Verſes, z. B.

In

bei den übrigen Minnesingern so selten findet, hat er in seiner Gewalt [2]). Er verdient in jeder Hinsicht

In dem walde sueſſe döne (Töne)
Singent kleine vogelin.
An der heide bluomen schöne
Blügent (blühen) gegen des meien schin.
Alſo bluet min hoher muot
Mit gedanke gegen ir guete,
Dü mir richet (reich macht) min gemuete,
Sam (wie) der troum den armen tuot.

Und wenn das nicht zugleich wahre Poeſie des eigentlichen Liedes ist, was soll denn so heißen? — In einem andern Liede singt er von der Treue:

Truwe ist al der werlte (Welt) ein ere.
Wol im (ihm), der si rechte treit (trägt)!
Si ist uf alle tugend ein lere,
Slos (Schloß) ob (zu) aller werdekeit (Würdigkeit).

Hier verlangte der Ernst des Gedankens keinen so leichten Fluß des Verses. — Noch merke ich bei dieser Gelegenheit an, daß in der Maneſſischen Sammlung (Th. I. Seite 28.) auch einige Strophen, die schon unter den Gedichten Veldeck's vorkommen, sich unter die Rubrik Ulrich von Lichtenſtein verirrt haben.

2) Zum Beispiel:

Was klageſt du, tumber,
Vil seligen kumber,
Den ich durch Got dir geraten han,
Das du der guoten,
Der reine gemuoten,
Wereſt mit truwen vil untertan?
Tuot dir den tot
Vil sueſſe not,
So senfte swere,
So lieblich twanc,
We, zwifelere!
So biſt du vil krank.

Ich zweifle, daß jemals vollkommnere Verse dieser Art in deutscher Sprache gemacht sind, die vorletzte Zeile abgerechnet.

ſicht einen der erſten Plätze unter den deutſchen Liederdichtern [zz]).

Unter den deutſchen Minneſingern aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts iſt Heinrich von Rugge, vermuthlich ein Ritter aus dem Thurgau, merkwürdig, weil auch ihm der daktyliſche Rhythmus gelang. Doch ſcheinen ihm die damals gewöhnlichen jambiſchen und trochäiſchen Verſe geläufiger geweſen zu ſeyn [a]).

Der

zz) Als Probe der claſſiſchen Vortrefflichkeit, die nichts zu wünſchen übrig läßt, und ſich in den Gedichten der Minneſinger nur ſelten findet, glaube ich folgende Strophen aus einem Frühlingsliede Ulrich's von Lichtenſtein hier hervorheben zu müſſen.

Heide, velt, walt, anger, ouwe,
Sach ich nie bekleidet bas.
Von dem (ohne Zweifel *der*) lufte ſüſſen touwe
Sind di bluomen alle nas.
Vögeline
Singent lob des meien ſchine.

So ſinge ich von guoten wiben,
Als ich allerbeſte kan.
Mit ir (ihrem) lob wil ich vertriben
Swas (was) ich ungemuotes han.
Wibesguete
Git (giebt) mir fröidenrich gemuete.

Wibes ſchöne, wibes ere,
Wibes guete, wibes zucht,
Iſt fürwar ein erenlere (Ehrenlehre),
Minnegernder (minnebegehrender) herzen ſucht.
So iſt (einsylbig zu declamiren) ir hulde
Alles guotes übergulde.

a) In der Maneſſ. Samml. Th. I. S. 97. — Adelung muß die Gedichte Ulrich's von Lichtenſtein nicht genauer gekannt haben, als er in ſeinem chronologiſchen Verzeichniß (S. oben) den Heinrich von Rugge wegen eines daktyliſchen Gedichtes beſonders auszeichnet

Der Schenk Ulrich von Winterſtetten, erwandt mit der Familie der Truchſeſſe von Waldburg, trieb das Reimſpiel ſo weit, wie freilich Andere auch, daß er in mehreren Liedern Wort auf Wort unmittelbar zuſammen reimte [b]). Aber er ang auch ſehr melodiſche Lieder mit einem ſogenannten Refrein [c]).

Bruder

b) Zu den Liedern des Ulrich von Winterſtetten nach Bodmer's Ausgabe hat Hr. Benecke in ſeiner oben angeführten Ergänzung eine anſehnliche Nachleſe geliefert. Das Meiſte iſt freilich matte Reimerei, ungefähr in dieſem Tone:

Ir blik
Den ſtrik
Mir hat gerichtet der minne, des war,
Darin
Ich bin
Gefallen gar
An falſchen var.
Wil ſi,
So iſt fri
Min lib von ſelbem bande;

Oder gar Reim auf Reim:

Woluf, ir kint,
Sint
Fro!
So
Muos
Buos
Sorgen fin.
Truren, var hin!
Muot
Tuot
Geil
Heil
&c. &c.

c) Siehe z. B. in Benecke's Ergänzungen Seite 201. und 203.

Bruder Eberhard von Sax, ein Dominicanermönch, vielleicht aus der freiherrlichen Familie von Hohenſax, hat einen Hymnus auf die heil. Jungfrau hinterlaſſen, der durch Würde der Gedanken und metriſchen Schwung der Sprache alle übrigen religiöſen Gedichte aus der deutſchen Litteratur dieſes Zeitalters übertrifft [d]). Den Gedankenreichthum, ohne den die höhere lyriſche Poeſie bald ermattet, muß man freilich bei dieſem romantiſchen Hymnenſänger ſo wenig, wie bei ſeinen Zeitgenoſſen, ſuchen [e]).

Eine Canzone vom Herzog Heinrich von Breslau (Preſſela), der im Jahre 1266 die Regierung ſeines Fürſtenthums antrat, zeichnet ſich durch Zartheit des Gefühls aus [f]).

Einer der feurigſten und vorzüglichſten Sänger der Liebe aus der zweiten Hälfte des dreizehnten

d) In der Maneſſ. Sammlung, Th. I. S. 28.

e) Hier iſt eine Strophe:
Du biſt der nature wunder.
Himmel, erd, lobt dich biſunder.
Von des hoehſten geiſtes zunder
Din lib gar gepuret (geläutert) ſtat;
Wan (denn) du genzelich entbrunnen (entbrannt)
Were (ohne Zweifel *wereſt*; wareſt) von dem waren ſunnen,
Der von dir iſt ausgerunnen,
Und uns al erluchtet hat.
Din frid iſt gar ungemeſſen.
Got an dir niht (nichts) hat vergeſſen.
Dich durchfüllet und beſeſſen
Hat ſin hohe majeſtat.

f) Dieſer Minnegeſang des Herzogs von Breslau iſt einer der bekannteſten geworden, weil er ſich unter den erſten in der Maneſſiſchen Sammlung findet.

ten Jahrhunderts ist Christian von Hamlen (Hamle) [g]. Man möchte glauben, er sey außerhalb Deutschland unter einem südlicheren Himmel gebohren [h]. Seine Begeisterung reißt ihn auch zuweilen zu dem daktylischen Rhythmus hin, der sich bei diesen deutschen Dichtern so selten findet, und in der provenzalischen Poesie vielleicht gar nicht üblich war [i]. Unter den Gedichten des Christian von

g) In der Maness. Samml. Th. I. S. 46.

h) Z. B. in dem Liede, wo er den Anger, auf welchem die Geliebte gewandert, Herr Anger anredet.

Ich wolte, das der anger sprechen solte,
Als der sytich (Sittig; Papagei) in dem glas,
Und er mir danne rechte sagen wolte,
Wie gar sanfte im (ihm) hüre (heuer) was,
Da min frowe bluomen las
Ab im (ihm), und ir minneclichen fuesse
Ruerten uf sin gruenes gras.

Her anger, was ir üch froeiden mustet nieten (genießen),
Da min frowe kam gegan,
Und ir wissen (weißen) hende begunte bieten (auszustrecken)
Nach üwern bluomen wolgetan!
&c.

i) Das erste Lied des Christian von Hamle in der Manessischen Sammlung ist ein daktylisches. Es fängt sich an:

Mit fröhlichem libe,
Mit armen umbevangen (dreisylbig zu lesen),
Wi sanfte das tuot!
Von eime (einem) trostlichen wibe,
Mit roeselechten (dreisylbig) wangen,
Vor liebe gelachet,
Das fröwet den muot.
Da sint zwei herzen (einsylbig zu lesen) und ein einiger lib;

Mit

von Hamlen iſt auch ein ſogenanntes Tagelied, eines der üppigen, aber doch anſtändigen, mit dem vollen Genuſſe der Liebe ſcherzenden Lieder, die uns zeigen, wie dieſe ritterlichen Schwärmer, die ſo vieles von reiner Tugend ſangen, auch den natürlichen Lohn der Treue zu ſchätzen wußten [k]).

Der

Mit worten (einſylbig) unterſcheiden (unterſchieden) ein man und ein wib.
Da muos dü ſorge ze ſtuken (in Stücke) zerbrechen;
Da lat ſi dü liebe ietweder us ir munde
Bi langer zit ein wort niht ſprechen.
Da mag man küſſen den ſueſſeſten munt,
Der manne je von frowen was kunt.

k) Als Probe eines ſolchen Tageliedes für Diejenigen, die dieſe Scherze der romantiſchen Muſe noch nicht kennen, mag das folgende von Chriſtian von Hamle hier ſtehen. Es hat, wie alle ihm ähnlichen, die Situation der glücklichen Liebenden zum Thema, die durch den Ruf des Nachtwächters an das Ende ihrer Freuden erinnert werden. Hier wird nun gar die Dame redend eingeführt, die von den Gefahren der nächtlichen Zuſammenkunft mehr für den Geliebten fürchtet, als für ſich ſelbſt.

Wachter, wie mag dich ſo kurzer wile erlangen
Sit ich han den liben man zu mir gevangen,
Der mir an dem arme und in dem herzen lit,
Und mir für ſenende ſorge ſpilnde fröiden git?
Wachter, bekenneſt du des manens ſchin für tageszit?

— Frowe, ich kan ü (euch) ze hulden niht wol geſingen.
Got der laſſe ü beide immer wol gelingen.
E (ehe) doch klage ich den edeln, werden, ſüſſen man.
Mir iſt leid, ſol ich im helfen niht von dan.
Wol im, der bi libe leides ſich behueten kan! —

Sa

Der Tannhäuser (Tanhuser), vermuthlich aus der freiherrlichen Familie von Thannhausen in Baiern, ist einer der munterſten, aber nicht der geſchmackvollſten unter dieſen Dichtern. Er ſang mit beſonderer Herzensluſt von den Freuden des Maies und des Tanzes, und von der Gunſt ſchöner Frauen [l]). Dabei trägt er gern ſeine Beleſenheit vor. Wo ſich nur eine Gelegenheit zeigt, nennt er Ritter und Damen aus den damals beliebten romantiſchen Erzählungen. Aber er miſcht auch mit affectirter Galanterie in ſeine deutſchen Verſe viele franzöſiſche Wörter ein, die beiläufig verrathen, aus welchen Quellen er ſchöpfte. Er verdient wegen ſeiner Sprachmengerei den erſten Verderbern der poetiſchen Diction in der deutſchen Litteratur beigezählt zu werden [m]).

Zum

Sit (da) din rat mit trüwen (Treue) vert, wachter guot,
So gang (geh) von der wer (Wehr) herum an diſe huot!
Ja, getorſte (durfte) ich dir min leid niht wol geklagen e.
Owe, libes mannes und mines herzens we!
Wachter nim min gold, und hilf im (ihm) hin, ſwies (wie es auch) mir erge!

l) In der Maneſſ. Sammlung, Th. II. S. 58.

m) Da die übrigen deutſchen Minneſinger dieſer Periode nur zuweilen hier und da ein franzöſiſches Wort in ihre Lieder aufgenommen haben, ſo kann die Kritik an dem Tannhäuſer ein Exempel ſtatuiren, wenn ſie den Urſprung des galanten Kauderwelſch in der deutſchen Litteratur bis zu ſeiner Quelle verfolgen will. Der Tannhäuſer ſpricht nicht nur von der Riviere und der Planure und dem Dulz amys; er ſagt auch (Maneſſ. Samml. II. S. 61) daß er parliren müſſen, als

Zum Beschlusse dieser Reihe mag hier Me
Conrad von Würzburg, den man so l
Zeit, gegen alle litterarische Kritik, für den
fasser des Liedes der Nibelungen ausgeg
hat, vorläufig genannt werden. Denn
Nahme dieses Dichters kann als ein schickli
Merkzeichen dienen, das Ende der schönsten
des romantischen Liebes- und Heldengesanges
Deutschen chronologisch zu fixiren. Conrad's
Würzburg Celebrität unter seinen Zeitgenossen
in das letzte Viertel des dreizehnten Jahrh
derts. In seinen lyrischen Gedichten, wie in
nen übrigen Werken, zeigt sich die Art von Po
die in der deutschen Litteratur mit Heinrich
Veldeck anfängt, noch in hellem Glanze, aber a
schon im Kampfe mit dem veränderten Geiste
Zeit. Mehr über diesen merkwürdigen Mann
über mehrere seiner Zeitgenossen zu sagen, kann
bis zu dem folgenden Buche verschoben werden,
doch der nothwendig gewordene Plan dieser
schichte der deutschen Poesie nicht erlaubt,
ganze Zeitalter der schwäbischen Dichter in ei
ununterbrochenen Darstellung zu umfassen n). 1
da die summarische Uebersicht, auf welche die
Buch beschränkt ist, nicht einmal eine vollständ
Zusammenstellung aller Notizen gestattet, die
Geschichte der deutschen Poesie bis gegen das E

als die Nachtigall angefangen habe, zu toubir
Seine Dame sey gesessen bei der Fontane. J
Persone sey schmal und ein lützel grande.
habe sich erhoben sein Parolle. — Wetter kon
man doch wohl damals diese Sprachmengerei n
treiben.

n) Vergl. oben in der Einleitung Seite 16.

des dreizehnten Jahrhunderts gehören, so muß auch andern Litteratoren überlassen bleiben, die übrigen Quellen, außer der Manessischen Sammlung, nachzuweisen, aus denen eine genauere Kenntniß dieses Theils der deutschen Litteratur zu schöpfen ist, zum Beispiel den Jenaischen Codex und die alten deutschen Handschriften in der vaticanischen Bibliothek zu Rom [o]). Eine sorgfältige Nachforschung wird uns auch vielleicht noch alte deutsche Minnelieder in mehreren Provinzialdialekten kennen lehren, die mit den ältesten im schwäbischen Dialekte gleichzeitig sind [p]).

2. Wenn man die alte romantische Poesie der Deutschen in ihrer ganzen Kraft und Größe kennen lernen will, muß man sich von der lyrischen Classe der Gedichte, die uns aus dem schwäbischen Zeitalter übrig geblieben sind, zu der epischen wenden. Da zeigt sich das deutsche Genie auf einer Höhe, zu der es sich nachher ein halbes Jahrtausend hindurch, bis auf Klopstock, nicht wieder hinaufschwang. Hier leiten uns auch sicherere Merkmale, als in der lyrischen Classe, das Originale von dem Nachgeahmten und Uebersetzten zu unterscheiden. Nur da, wo die deutschen Dichter französische, oder provenzalische Rittergeschichten bearbeitet, oder überhaupt einen Stoff gewählt haben, den sie von der

o) Die schätzbaren litterarischen Notizen des jüngeren Adelung über die deutschen Handschriften, die im dreißigjährigen Kriege aus der Heidelbergischen Bibliothek nach Rom in die vaticanische wandern mußten, sind schon oben (Seite 104. Anmerk. oo.) angeführt.

p) Noch ein Mal erinnere ich hier an Möser's Patriotische Phantasien, Band III. S. 240.

der erzählenden Poesie der Franzosen und Provenzalen entlehnten, ist das Verdienst, das sie sich um diesen Theil der Poesie erworben haben mögen, noch sehr problematisch. Umarbeitungen und Nachbildungen nehmen, auch wenn sie sich noch so sehr von bloßen Uebersetzungen unterscheiden, hier, wie überall, nur einen der untern Plätze in der poetischen Litteratur ein. Bis jetzt aber ist man in Deutschland noch viel zu weit von einer genaueren Kenntniß der alten französischen und provenzalischen Litteratur entfernt, als daß sich auch nur mit einiger Gewißheit ausmitteln ließe, wie vieles, oder weniges die Verfasser der deutschen Ritterepopöen und romantischen Erzählungen im schwäbischen Zeitalter den Provenzalen und den Dichtern des nördlichen Frankreichs verdanken. In jedem Falle kann von eigentlicher Originalität solcher deutschen Dichterwerke, die erweislich aus wälschen abstammen, nicht die Rede seyn, so lange nicht wenigstens erwiesen ist, daß ein deutscher Dichter das wälsche, das heißt provenzalische oder französische, Rittergedicht bloß als Stoff benutzt, oder es nach neuen poetischen Ideen mit wahrer Geistesfreiheit umgearbeitet habe. Daß aber die meisten deutschen Ritterepopöen und romantischen Erzählungen aus dem schwäbischen Zeitalter wälschen Ursprungs sind, leidet keinen Zweifel. Wollen wir also das epische Genie der deutschen Dichter dieses Zeitalters, nicht bloß ihr Erzählungs- und Nachahmungstalent, richtig würdigen, so muß, bis auch dieser spezielle Theil der romantischen Litteratur weiter aufgeklärt seyn wird, unsere Aufmerksamkeit vorzüglich auf diejenigen deutschen Rittergedichte gerichtet seyn, die ein unverkennbar deutsches Nationalgepräge,

und,

nd, ſo viel man weiß, kein wälſches Vorbild aben q).

Noch eine, für die litterariſche Geſchichtsforſchung, die nicht bloß Notizen ſammelt, nicht gleichültige Frage muß hier unbeantwortet bleiben. Wenn wir jene erzählenden Gedichte, die durchaus eutſch ſind, oder es wenigſtens zu ſeyn ſcheinen, bſondern von denen, die vielleicht nicht viel mehr ls Ueberſetzungen ſind, ſo ſehen wir immer noch icht ganz deutlich, wie das deutſche Genie zu der Bildung gelangte, die ſich in dem merkwürdigſten jener

q) Auf die Autorität berühmter Litteratoren, der ich nicht mißtrauen zu dürfen glaubte, habe ich bisher angenommen, und an mehreren Stellen dieſer Geſchichte der neueren Poeſie und Beredſamkeit in den vorigen Bänden wiederholt, daß die Poeſie der provenzaliſchen Troubadours faſt ganz auf lyriſche und didaktiſche Gedichte beſchränkt geweſen, und daß das Verdienſt der Erfindung und Ausbildung des epiſchen Theils der alten romantiſchen Poeſie faſt ausſchließlich auf Rechnung der nordfranzöſiſchen Trouveres zu ſchreiben ſey. Jetzt iſt mir mehr als wahrſcheinlich, daß jene Litteratoren, auf deren Kenntniß der Sache ich mich verließ, viel zu voreilig auf die Verſicherung des Le Grand gebauet haben, der in der Einleitung zu ſeiner bekannten Ausgabe der Contes et Fabliaux &c. das Verdienſt des alten romantiſchen Epos den Provenzalen entreißen will. Die Verfaſſer der alten deutſchen Rittergedichte erwähnen mehrere Male provenzaliſcher Vorgänger. Und daß es provenzaliſche Rittererzählungen, wahrſcheinlich früher, als nordfranzöſiſche, gegeben hat, lerne ich aus einem, mir aus Frankreich zugeſchickten Discours ſur l'influence exercée par la médecine ſur la renaiſſance des lettres, par Mr. *Prunelle* (Montpellier, 1809); eine treffliche Schrift, die über die ganze Litteratur der mittleren Jahrhunderte höchſt intereſſante Notizen liefert.

jener nationalen Gedichte zeigt. Denn gerade da, wo diese epische Poesie am nationalsten erscheint, unterscheidet sie sich, der Form und dem Geiste nach, von den romantischen Dichtungen, die aus Frankreich in Deutschland eingewandert waren, in mehreren nicht unbedeutenden Zügen. Wahrscheinlich läuft der Faden, der das epische Lied der Nibelungen mit dem so genannten Heldenbuche verknüpft, bis in Jahrhunderte zurück, da die Provenzalpoesie noch nicht entstanden war. Deutsche Lieder, von denen keine litterarische Spur vorhanden ist, können diese Dichtungen fortgeleitet haben bis zu dem Zeitpunkte, wo die Nachahmungen der provenzalischen Gedichte der ganzen Poesie der Deutschen eine neue Wendung und Bildung gaben. Aber vielleicht sind auch jene verschwundenen Lieder so roh nicht gewesen, wie man vermuthen möchte. Aus der Nachahmung der Provenzalpoesie läßt sich wenigstens auf keine Art erklären, warum das Lied der Nibelungen, das als deutsche Originalepopöe über alle mit ihm verwandten Gedichte hervorragt, sich durch seine besonders merkwürdige Annäherung zum alten classischen Epos der Griechen von den deutschen Rittergedichten, die wälschen Ursprungs sind, auffallend unterscheidet.

Wir dürfen die erzählenden Gedichte, die sich aus der deutschen Litteratur des schwäbischen Zeitalters erhalten haben, nur nach der Verwandtschaft ihres Stoffes und Inhalts ordnen, um gewahr zu werden, wo deutsches Originalverdienst am ersten zu suchen ist, und wo wahrscheinlich, oder gewiß, die deutschen Dichter nur Umarbeitungen ausländischer Werke geliefert haben. Das Verdienst der Erfindung bleibt indessen auch da

zweifel-

zweideutig, wo diese Dichter keinem ausländischen Vorbilde folgten. Denn alle diese Gedichte gehören, wie die homerischen Gesänge im griechischen Alterthum, dem Zeitalter nicht weniger, als den Dichtern, an. Sie enthalten, was man damals glaubte; was Einer dem Andern erzählte; was in mancherlei Umbildungen von Mund zu Munde, von Buch zu Buche ging. Darum beruft sich auch nicht selten eines dieser Gedichte auf das andere. Zu historischer Kritik war man so wenig geneigt, daß man den Unterschied zwischen wahrer Geschichte und poetischen Sagen mit Fleiß verdunkelte, damit die Wirkung des Gedichts desto kräftiger werden, und der bezauberte Geist treuherziger Leser desto ungestörter im Genusse des Seltsamen und Unerhörten schwelgen konnte. Darum dachte auch keiner dieser Dichter, wo der Stoff der Dichtung die wahre Geschichte berührt, an irgend eine Charakteristik der Zeitalter und Nationen. Als ob die ganze Weltgeschichte in der buntesten Verwirrung aller Jahrhunderte aus einem Füllhorne herab fiele, so romantisirten diese Dichter, im Geist und Sinne des ungeheuern Glaubens ihrer Zeit, und nach ihren verworrenen, Alles durch einander werfenden Vorstellungen, was ihnen von historischen Notizen vorkam. Auch die klarsten und verständigsten dieser Gedichte haben etwas Trübes und Chaotisches; was denn freilich schwärmerischen Köpfen zu allen Zeiten vorzüglich gefiel. Da nun in diesen Jahrhunderten die epische Dichtung überhaupt nur ausbildete, was die verworrene Sage lieferte, und was sich von einem Dichter an den andern vererbte, so blieb die epische Erfindung immer der Sage untergeordnet.

Ausländischen Ursprungs und zuverlässig nur Umbildungen, oder Uebersetzungen, provenzalischer Gedichte sind in der deutschen Litteratur des schwäbischen Zeitalters alle die epischen Werke, welche die fabelhaften Sagen von der Massenie des heiligen Graals und von den Rittern der Tafelrunde enthalten. Eine so große, reiche und kühne Dichtung, wie diese, ist der Phantasie in Europa weder vorher, noch nachher, entstiegen. Die alten brittischen, in Frankreich eingewanderten, an sich schon interessanten Sagen vom König Artus und seiner Tafelrunde zu verknüpfen mit dem christlichen, abenteuerlich-mystischen Mährchen vom heiligen Graal oder Gral, war den provenzalischen Dichtern vorbehalten. Der heilige Graal — ein barbarisches Wort, durch Mißbildung des französischen Saing-real (der Sang royal entstanden — war nach dem Glauben der mittleren Jahrhunderte die Schüssel, aus welcher Christus mit seinen Jüngern bei der Einsetzung des heil. Abendmahls gespeiset, und in welcher nachher Joseph von Arimathia das Blut des gekreuzigten Heilandes aufgefangen haben sollte. Was man von den Wunderkräften dieses heiligen Kleinods und seinem Tempel in dem fabelhaften Schlosse Montsalvatsch erzählte, übersteigt Alles, was die Phantasie gläubiger Schwärmer in jenen Zeiten über ähnliche Reliquien zusammengefabelt hat. Bei den romantischen Dichtern selbst muß man es nachlesen, um sich einen Begriff davon zu machen. Mit den brittischen Sagen von der Tafelrunde hatte diese christlich-mystische Dichtung ursprünglich, wie es scheint, gar nichts gemein. Aber in die Erzählung von den Pflegern des Graals und ihrer Massenie oder

geheim-

eimnißvollen Geſellſchaft wurden die Dichtungen
den Rittern der Tafelrunde leicht hinüberge-
n. Nun erhöhte ſich der Reiz des abenteuer-
ſten Ritterthums in der Phantaſie der Dichter
ch den frommen Zauber der chriſtlichen Myſtik.
s Irdiſche wurde zum Ueberirdiſchen durch Wun-
über Wunder hinaufgerückt, und doch den ga-
ten Liebes- und Heldenthaten ein weiter Spiel-
m geſtattet. Hat aber dieſe Dichtung an Größe,
chthum und Kühnheit in der Poeſie des Abend-
des nicht ihres gleichen, ſo iſt ſie auch die un-
euerſte ihrer Art. In ihr erliſcht der letzte
himmer derjenigen Wahrſcheinlichkeit, durch die
eine poetiſche Erfindung mit dem wirklichen Le-
befreundet. Alles in ihr iſt entweder ganz er-
tet, oder wenigſtens durch Umbildung des na-
lichen Stoffes nach ſchwärmeriſchen Begriffen
Ritterthum und Chriſtenthum faſt ganz der all-
meinen Geſetzgebung der Natur entriſſen. Nur
Ritter und den Chriſten werden wir in dieſen
chtungen gewahr, wo wir, wie in den griechi-
n, vorzüglich den Menſchen erblicken möchten.
s Chriſtenthum ſelbſt erſcheint in der Sage vom
ligen Graale durchaus mönchiſch. Von einer poe-
hen Wahrſcheinlichkeit, die ſich, wie in dem my-
ſchen Epos der Griechen, der hiſtoriſchen nähert,
t ſich vollends keine Spur in dieſer wilden ro-
ntiſchen Dichtung, wo faſt alle Perſonen und
lker durchaus Geſchöpfe der Phantaſie ſind, und
Scene ein buntes Utopien iſt, das ſich bald nach
ſem, bald nach jenem Lande nennt. Gleichwohl
die Fülle von Poeſie, die aus dieſen Sagen
n heiligen Graal und ſeinen Pflegern ein unein-
ommenes Gemüth anſpricht, etwas Hinreißendes.

Selbst den kältesten Kritiker kann diese Dichtung dadurch fesseln, daß in keiner andern der ganze poetische Geist der romantischen Jahrhunderte so charakteristisch in seiner Größe und mit aller seiner Thorheit erscheint. Aber wie vielen, oder wenigen Antheil die deutsche Phantasie an der Ausbildung und Ausschmückung dieser romantischen Erfindungen hat, muß erst durch genauere Nachforschung entdeckt werden. Sehr früh bemächtigten sich die deutschen Dichter des schwäbischen Zeitalters der provenzalischen Erzählungen aus diesem Fabelkreise. Der berühmteste unter ihnen ist Wolfram von Eschenbach, der schon oben unter den lyrischen Dichtern genannt werden mußte. Sein Parcival und noch mehr sein Titurel gehören auch zu den Ritterbüchern, die lange Zeit in Deutschland die beliebtesten blieben [r]). Wenn diese beiden Gedichte aus der Phantasie des deutschen Bearbeiters selbst entsprungen wären, so müßte der Nahme Wolfram's von Eschenbach, wenn auch nicht mit Verehrung, doch mit einer Bewunderung genannt werden, die nur wenigen Dichtern gebührt. Aber Eschenbach sagt selbst ausdrücklich, daß er diese Erzählungen aus dem Provenzalischen in das Deutsche übertragen habe [s]). Vielleicht hat der provenzalische Dichter Guiot

r) Bibliographische Notizen über diese und die übrigen in dieser summarischen Uebersicht noch zu nennenden romantischen Gedichte findet man gesammelt in Koch's Compendium der deutschen Litt. und in der Einleitung zu der Ausgabe altdeutscher Gedichte von v. d. Hagen und Büsching.

s) Zu Anfange des Titurel, nach der Einleitung, sagt Eschenbach:

Der

Guiot oder Kyot, dem Eschenbach folgte, um ie Erfindung des ganzen Gedichts nicht mehr Ver- ienst, als Chretien de Troye, dem der deut- che Dichter Verfälschung der ihm ehrwürdigen Fa- el vorwirft t). Daß beide Gedichte von Eschen- ach, der Parcival sowohl, als der Titurel, mehr ls Uebersetzungen sind, läßt sich nicht wohl bezwei- ein. Besonders scheint der Titurel die ganze Seele es deutschen Dichters erfüllt zu haben. Dieser Titurel, ein wahrer poetischer Codex der religiösen Schwärmerei im wild romantischen Costume unter- scheidet sich von dem Parcival desselben Dichters uch auf eine merkwürdige Art durch die Versifica- ion. Der Parcival ist, wie die meisten alten Rit- ergedichte, in so genannten Knittelversen, oder, rich- iger gesprochen, in den unregelmäßigen kurzen Zei- en gereimt, die wahrscheinlich die ursprüngliche me- rische Form der erzählenden Poesie der mittleren Jahrhunderte sind. Aber der Titurel ist ziemlich egelmäßig gereimt in Stanzen von sieben Zeilen, eren vorletzte keinen Reim hat. Die Ausbildung und

Der von *proventzale*
Flagetanis perlüre heidensch von dem grale.
— Das wil ich *tütschen* &c.

Und zum Beschlusse desselben Gedichts:
Kyote Flegetanise
Der was her Wolfram gebende
Die aventüre zo prise &c.

t) Zum Beschlusse des Parcival sagt Eschenbach:
Des (nehmlich über den Meister Kristian von Troys) mag wol zürnen Kyot, der uns die rechten mer entbot. — Und bald darauf noch: Nicht me davon sprechen will Ich Wolfram von Eschenbach, wan als dort der meister sprach.

und Behandlung dieſer Versart im Titurel iſt nicht ohne Kunſt [u]). Eine genauere Anzeige dieſer Gedichte Wolfram's von Eſchenbach muß andern Litteratoren überlaſſen bleiben [x]).

Verwandt mit dem Titurel und Parcival ſind die Rittergedichte Iwain, von Hartmann von Aue, der oben unter den Minneſingern genannt iſt [y]); der Triſtan, von Gottfried von Straßburg;

u) Nur einige Stanzen zur Probe, aber ſchon in verjüngter Sprache und Orthographie nach der alten und einzigen gedruckten Ausgabe des Titurel vom Jahre 1477, einem der ſeltenen typographiſchen Denkmäler, von denen ſich auch auf der Göttingiſchen Univerſitätsbibliothek ein Exemplar befindet. Vom Graal wird in einem der erſten Capitel oder Aventüren geſagt:

Der gral was in (ihnen) da gebende,
Was man da haben ſolde.
Enbor (empor) vil ſchöne ſchwebende
Was er in (ihnen), ob noch lange nieman ſolde
Seyn geboren, der in getorſte (dürfte) rüren.
Die engel nieman ſehende waren,
Die in doch kunden ſwebenden füren.

In der zwölften Aventüre kommt eine Abſchiedsſcene vor, die hier zugleich als Probe ritterlich-ſchöner Zärtlichkeit dienen mag:

Ein umbefang mit trewen zart,
Ein kuſs von rotem munde
Do mit urlaub genommen ward,
Mit waſſerreichen augen an der ſtunde.
Got ſei mir, als ich dir! So ſprach der werde (Werthe);
So wer ich frei vor nöten
Durch alle land! Das was auch ir begerte (Wunſch).

x) Der Parcival iſt von neuem gedruckt, aber ohne alle kritiſche Hülfe, und nur mit Mühe lesbar, in Müller's Samml. alter deutſcher Gedichte, Th. I.

y) Dieſer Iwain iſt durch zwei gedruckte Ausgaben bekannter

burg; und noch andere erzählende Gedichte, von denen in einer speciellen Geschichte der älteren deutschen Poesie Nachricht gegeben werden muß [z]).

An der Erfindung derjenigen alten deutschen Rittergedichte, deren Stoff aus der fabelhaften Geschichte Carl's des Großen und seiner Paladine genommen ist, oder mit dieser Geschichte zusammenhängt, haben die Dichter des nördlichen Frankreichs wahrscheinlich mehreren Antheil, als die Provenzalen. Aber die deutschen Dichter konnten auch gemeinschaftlich mit den französischen aus den lateinischen Werken schöpfen, unter denen die fabelhafte Geschichte Carl's des Großen von dem Pseudo-Turpin am bekanntesten geworden ist. Carl'n den Großen als einen deutschen König zu bewundern, hatten die Deutschen des dreizehnten Jahrhunderts schwerlich verlernt, ob gleich damals auch schon die Franzosen diesen Monarchen sich zueigneten. Das älteste in der deutschen Litteratur übrig gebliebene epische Gedicht von den fabelhaften Thaten Carl's kann allerdings, wenigstens zum Theil, aus deutschen Nationalsagen entstanden seyn [a]). Da die

kannter geworden, die eine, unter dem verdrehten Nahmen Twein, in Müller's Samml. Th. II; die zweite von Michaeler, 1786, in zwei Bänden.

z) Auch der Tristan von Gottfried von Straßburg, nebst der Fortsetzung von einem Dichter Vribert, ist in Müller's Samml. Th. II. zu finden. — Die übrigen hierher gehörenden Gedichte sind verzeichnet in der Einleitung zu der Ausgabe altdeutscher Gedichte von v. d. Hagen und Büsching.

a) Vergl. oben Seite 88. — Eine Vorlesung über dieses, in Schilter's Thesaurus Tom. II. abgedruckte

die Sprache dieses Gedichts zwischen dem schwäbischen und dem fränkischen Dialekte schwankt, so ist es auch vor der Periode entstanden, da fast die ganze provenzalische und nordfranzösische Ritterpoesie nach Deutschland durch Uebersetzungen und Nachahmungen herübergezogen wurde. Aber wahrscheinlich liegt doch auch diesem deutschen Heldengedichte schon das lateinische Werk des Pseudo-Turpin zum Grunde; denn es enthält dieselbe fabelhafte Geschichte von dem Heereszuge Carl's gegen die Sarazenen. Der Anfang dieses Gedichts ist verloren gegangen. Was sich erhalten hat, ist nicht ohne allen poetischen Werth, aber roh, chronikenmäßig, und weit entfernt von der romantischen Zartheit der besseren deutschen Gedichte aus dem schwäbischen Zeitalter. Die Umarbeitung dieses epischen Werks durch den Dichter, der unter dem Nahmen der Stricker bekannt ist, fällt in die letzten Decennien des dreizehnten Jahrhunderts. In dem folgenden Buche muß ihrer noch ein Mal gedacht werden.

Wie beliebt bei den Deutschen des dreizehnten Jahrhunderts die Rittergedichte waren, deren Helden die fabelhaften Paladine Carl's des Großen sind, sieht man aus der Anzahl der in dieses Fach gehörenden Werke, deren mehrere bis jetzt nur noch unter den alten Handschriften aufbewahrt werden[b]). Zu den größeren gehört das Gedicht, dessen zweiten Theil, Der Marggraf von Narbonne überschrieben,

Gedicht hielt Gottsched im Jahre 1747 an einen sächsischen Prinzen. S. Gottsched's Neuen Büchersaal der schönen Wiss. Band IV.

b) S. die oben nachgewiesenen Verzeichnisse.

schrieben, schon zu Anfange des schwäbischen Zeitalters Wolfram von Eschenbach bearbeitet hat. Der erste Theil, unter dem Titel Wilhelm der Heilige von Oranse, soll einen Zeitgenossen Eschenbach's, den Ulrich von Thürheim oder Türkheim zum Verfasser haben. Der dritte Theil, unter dem Titel Der starke Rennewart, ist noch nicht gedruckt [c]). Wenn denn auch das Meiste in der deutschen Bearbeitung dieses weitläuftigen Rittergedichts nur Uebersetzung seyn sollte, so ist es doch einer der schätzbaren Beweise der poetischen Bildung der Deutschen in jenen Zeiten, da sie sich alles anzueignen strebten, was ihnen die romantische Poesie der Provenzalen und Franzosen Schönes und Großes bot. Auch die übrigen, mehr erotischen, als heroischen Rittergedichte, die sich an die Fabel von Carl dem Großen und seinen Paladinen anschließen, wurden bald Lieblingsbücher der deutschen Ritter. Ein besonders ausgezeichnetes Glück hat lange Zeit in Deutschland die Erzählung von Flor und Blanscheflor oder Flos und Blankeflos gemacht, die in diese Reihe gehört. Sie ist seit dem dreizehnten Jahrhundert von deutschen Dichtern öfter, auch in niederdeutschen Versen, bearbeitet [d]).

Wie

c) Nach der vollständigen, in Cassel befindlichen Handschrift gab Hr. Casparson zuerst im Jahre 1781 den Wilhelm von Oranse, und im Jahre 1784 den Wilhelm von Narbonne heraus.

d) S. den Abdruck in Müller's Sammlung, Band II. Ueber die niederdeutschen, vermuthlich späteren Bearbeitungen dieses Gedichts findet man die beste Auskunft bei Eschenburg in dessen Denkmälern altdeutscher

Wie der deutſche Geſchmack bei ſeiner erſten Bildung zu Anfange des ſchwäbiſchen Zeitalters an Werken der Ausländer ſich übte, zeigen auch die romantiſchen Umbildungen einiger epiſchen Gedichte des griechiſchen und römiſchen Alterthums. Albrecht von Halberſtadt, der ein ritterlicher Hofbedienter am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen geweſen ſeyn ſoll, überſetzte für dieſen Fürſten die Metamorphoſen Ovid's. Heinrich von Veldeck, der an der Spitze der lyriſchen Minneſinger des ſchwäbiſchen Zeitalters ſteht, brachte den Inhalt der Aeneide Virgil's, vermuthlich nach einer provenzaliſchen Umbildung von Chretien de Troye romantiſirt, in deutſche Verſe *). Aber vom Geiſte des claſſiſchen Alterthums zeigt ſich wenigſtens in Veldeck's Aeneide keine Spur.

Ausländiſche Werke liegen auch ohne Zweifel den fabelhaften Bearbeitungen der Geſchichte Alexander's des Großen aus dieſer Periode der deutſchen Poeſie zum Grunde †).

Das

ſcher Dichtkunſt (Bremen, 1799), und in den Romantiſchen und andern Gedichten in altplatdeutſcher Sprache, herausgegeben von Hrn. Bruns (Berlin, 1798). Es iſt daſſelbe Gedicht, das Boccaz unter dem Titel Il Filocopo oder Filocolo italieniſch bearbeitet hat. Dieſe Notiz iſt beiläufig zu dem erſten Bande dieſer Geſch. der Poeſie und Beredſamkeit Seite 198 nachzutragen.

*) Die Metamorphoſen Albrecht's von Halberſtadt ſind nur nach der Umarbeitung von Wickram im ſechzehnten J. H. gedruckt. Die Aeneide (Eneidt) von Veldeck iſt zu finden in Müller's Sammlung, Band I.

†) Bibliographiſche Auskunft über dieſe Gedichte findet man in den oben angeführten Verzeichniſſen.

Das wahrhaft Originale und Nationale der epischen Poesie der Deutschen im schwäbischen Zeitalter muß man in dem bewundernswürdigen Liede der Nibelungen und in den poetischen Erzählungen suchen, die in der Folge unter dem gemeinschaftlichen Titel Das Heldenbuch mit einander verbunden wurden. Dem Stoffe dieser Gedichte nähert sich auch, wenn gleich aus einer ziemlich weiten Entfernung, die neuerlich entdeckte Erzählung König Rother. Bei der Analyse dieser Gedichte und den Untersuchungen über ihren Ursprung muß der pragmatische Geschichtschreiber der älteren deutschen Poesie vorzüglich verweilen. Aber hier, in dieser summarischen Uebersicht, darf überhaupt nur das Nöthigste gesagt werden, damit in den folgenden Büchern gezeigt werden könne, wie die Poesie der Deutschen von der Höhe, zu der sie sich im dreizehnten Jahrhundert erhoben, zurücksank. Daß alle diese Gedichte, unter denen das Nibelungenlied bei weitem das vorzüglichste ist, national-deutsch sind, würden schon die deutschen Nahmen der Helden und Heldinnen verrathen, wenn es auch nicht aus andern Gründen gewiß genug wäre. Aber bis jetzt ist nicht nur noch von keinem provenzalischen, oder französischen Werke, aus denen diese deutschen Gedichte geschöpft seyn könnten, die Rede gewesen; es liegt auch in der Natur der Sache, daß der Stoff dieser Gedichte den Provenzalen und Franzosen kaum bekannt seyn konnte. Schon in dem merkwürdigen Fragmente, das sich von einem deutschen Heldenromane aus dem achten Jahrhundert erhalten hat, kommen einige der Nahmen und Begebenheiten vor, die wir in dem Nibelungenliede und Heldenbuche wieder finden.

den g). Ein anderer Theil der Sagen, die dem Nibelungenliede zum Grunde liegen, ist auch von der alten scandinavischen Poesie aufgenommen, die mit der romantischen der Provenzalen und Franzosen nichts gemein hat. Vermuthlich sind einige dieser Sagen aus dem nördlichen Deutschland nach dem scandinavischen Norden gewandert, und vielleicht von da, mit Zusätzen, zurückgekehrt h). Entstanden sind aber alle diese Sagen höchst wahrscheinlich in den Zeiten der fränkischen Monarchie; denn sie knüpfen auf fabelhafte Art historische Notizen zusammen, die nur damals in Deutschland so verknüpft werden konnten; übrig gebliebene, dunkle und verworrene Nachrichten von dem Hunnenkönige Attila, den die Deutschen Etzel nannten; eben so dunkle und verworrene Nachrichten von dem Reiche der longobardischen Fürsten in Italien, das durch die Franken zerstört wurde; und endlich historische Sagen, die im alten Sachsenlande einheimisch gewesen zu seyn scheinen, während der Kriege der Franken mit den Sachsen auch im südlichen Deutschland bekannt wurden, und zuletzt mit der Geschichte eben diese Kriege in eine Masse geworfen wurden. Seitdem nun durch die Kreuzzüge auch der Orient den europäischen Dichtern geöffnet war, konnte man im

g) Vergl. oben, Seite 71.

h) Lesenswerth sind über diesen Gegenstand die Bemerkungen des Hrn. v. d. Hagen in seiner Vorrede zu dem Abdrucke des Gedichts König Rother in der Samml. altdeutscher Gedichte Band I. Was sich weiter darüber ausmitteln läßt, wie die scandinavischen Niflungar mit den deutschen Nibelungen zusammenhängen, setzt ein sorgfältiges Studium der isländischen Edda und der alten scandinavischen Poesie überhaupt voraus.

im schwäbischen Zeitalter leicht neuere Sagen vom griechischen Kaiserthum und dem gelobten Lande in jene alten Dichtungen verweben. Chaotisch blieb indessen das Ganze. Nirgends treten seine Bestandtheile in ein solches Verhältniß zu einander, daß in die Geschichte der Hauptpersonen einige Festigkeit gekommen wäre. Darum hängt nicht nur keines dieser Gedichte, die doch eine Art von Cyklus bilden, mit den übrigen genau zusammen; auch die verwandten fabelhaften Ereignisse sind in jedem dieser Gedichte anders erzählt; und wo die Nahmen der Personen dieselben sind, erscheinen doch ihre Charaktere sehr verschieden; und jede dieser Personen spielt in jedem Gedichte eine andere Rolle.

In der Erzählung König Rother [i]) sind die alten longobardischen Sagen mit den späteren vom Orient und dem griechischen Kaiserthum so vermischt, daß jene einen Theil ihrer Eigenthümlichkeit verloren haben. Das Gedicht gehört aber doch zu den ältesten in dieser Reihe. Es ist auch in den meisten poetischen Zügen, wie in der Sprache, weit roher, als das Lied der Nibelungen und das Heldenbuch.

Das Lied der Nibelungen [k]) enthält einen weit kleineren Theil der longobardischen Sagen, als

i) Zum ersten Male, so weit es noch in der vaticanischen Handschrift vorhanden ist, abgedruckt in von d. Hagen's und Büsching's Sammlung.

k) Zum ersten Male, aber verstümmelt und kaum lesbar, abgedruckt in Müller's Sammlung, Band I. Nachher bekannter geworden durch mißlungene Versuche, es zu moderniſiren, besonders durch Hrn. v. d. Hagen's vollstän-

als das Heldenbuch. Es setzt jene gewissermaßen als bekannt voraus, benutzt nur einige derselben, und folgt in der Hauptsache fränkischen und vermuthlich sächsischen Sagen, die es sehr kunstreich mit den fabelhaften, von der Chronologie und der wahren Geschichte völlig losgerissenen Nachrichten vom Hunnenkönige Etzel oder Attila vermischt. Seinen Titel hat dieses Gedicht von den Nibelungen oder Niflungern, einem fabelhaften Heldenvolke im Norden. Der Nahme dieses Volks wird nachher auf die Burgunder oder Franken übertragen, denen Siegfried, der deutsche Besieger der nordischen Nibelungen, einen Theil dieser Helden zugeführt hatte. Der Verfasser dieses Gedichts ist unbekannt. Ehe man die Muthmaßungen prüfen kann, die es bald diesem, bald jenem Dichter des schwäbischen Zeitalters zutheilen, muß man das Gedicht selbst studirt haben. Es besteht, so wie es vor uns liegt, aus drei Theilen. Aber der dritte Theil ist offenbar nur ein Anhang. Er unterscheidet sich von den beiden ersten Theilen, die ein geschlossenes Ganzes bilden, auffallend durch den Styl und durch eine ganz andere Versart. Wenn also auch der Meister Conrad, der sich ohne genauere Bezeichnung seiner Person am Ende dieses Anhanges zu dem Nibelungenliede als Verfasser, vielleicht aber auch nur als Abschreiber, kund thut, der berühmte Conrad von Würzburg seyn sollte, so würde schon daraus folgen, daß die beiden ersten Theile, oder

vollständige Ueberarbeitung und partielle Modernisirung der Sprache. Endlich unverändert nach der Urschrift, mit musterhafter Genauigkeit und bibliographischer Kritik, herausgegeben von Hrn. v. d. Hagen im Jahre 1810. Nun erst dürfen wir sagen, daß wir es kennen.

oder das eigentliche Gedicht, höchst wahrscheinlich einen andern Verfasser haben. Aus der Natur des Gedichts selbst läßt sich auch hypothetisch erklären, wie der Nahme des Dichters, der sich selbst nicht genannt hat, in Vergessenheit gerathen konnte; denn das Lied der Nibelungen scheint in den mittleren Jahrhunderten weit weniger Glück gemacht zu haben, als mehrere andere Ritterbücher; vermuthlich, weil es für den Geschmack des Zeitalters nicht rittermäßig, nicht verworren genug, und überhaupt zu regelmäßig war. Diese Regelmäßigkeit des Nibelungenliedes gleicht nicht etwa der antiken. Sie folgt einem andern Princip. Aber nach dem Princip, dem die Phantasie des Dichters sich unterwarf, treten die Theile des Gedichts harmonisch zusammen. Das Nibelungenlied ist nicht, wie fast alle übrigen epischen Gedichte des Zeitalters, ein Gemisch von Erzählungen, deren innerer Zusammenhang nicht verschieden ist von ihrer Folge, und die sich selten auf eine bestimmte Hauptbegebenheit beziehen; der ganzen Composition liegt ein bestimmter Gedanke zum Grunde, der sich sogleich zum Anfange des Gedichts ankündigt, und zum Beschlusse in voller Klarheit hervortritt. Wie durch beleidigten Stolz eines Weibes einer der tapfersten und edelsten Ritter fiel, und wie die Liebe jenes Weibes zur Rachsucht wurde, die nicht eher ruhte, als bis sie dem Andenken an den ermordeten Geliebten die Unschuldigen mit dem Schuldigen fürchterlich geopfert hatte; dieser Gedanke ist das Princip der Einheit des Gedichts. Eine freie Phantasie, nicht ein pedantischer Verstand, hat den Plan entworfen und ausgeführt. Zwei lange Reihen fabelhafter Aventüren schlingen sich wie zwei Fäden zusam-

Selbſt den kälteſten Kritiker kann dieſe Dichtung dadurch feſſeln, daß in keiner andern der ganze poetiſche Geiſt der romantiſchen Jahrhunderte ſo charakteriſtiſch in ſeiner Größe und mit aller ſeiner Thorheit erſcheint. Aber wie vielen, oder wenigen Antheil die deutſche Phantaſie an der Ausbildung und Ausſchmückung dieſer romantiſchen Erfindungen hat, muß erſt durch genauere Nachforſchung entdeckt werden. Sehr früh bemächtigten ſich die deutſchen Dichter des ſchwäbiſchen Zeitalters der provenzaliſchen Erzählungen aus dieſem Fabelkreiſe. Der berühmteſte unter ihnen iſt Wolfram von Eſchenbach, der ſchon oben unter den lyriſchen Dichtern genannt werden mußte. Sein Parcival und noch mehr ſein Titurel gehören auch zu den Ritterbüchern, die lange Zeit in Deutſchland die beliebteſten blieben r). Wenn dieſe beiden Gedichte aus der Phantaſie des deutſchen Bearbeiters ſelbſt entſprungen wären, ſo müßte der Nahme Wolfram's von Eſchenbach, wenn auch nicht mit Verehrung, doch mit einer Bewunderung genannt werden, die nur wenigen Dichtern gebührt. Aber Eſchenbach ſagt ſelbſt ausdrücklich, daß er dieſe Erzählungen aus dem Provenzaliſchen in das Deutſche übertragen habe s). Vielleicht hat der provenzaliſche Dichter Guiot

r) Bibliographiſche Notizen über dieſe und die übrigen in dieſer ſummariſchen Ueberſicht noch zu nennenden romantiſchen Gedichte findet man geſammelt in Koch's Compendium der deutſchen Litt. und in der Einleitung zu der Ausgabe altdeutſcher Gedichte von v. d. Hagen und Büſching.

s) Zu Anfange des Titurel, nach der Einleitung, ſagt Eſchenbach:

Der

licher Galanterie ist in dem Nibelungenliede wenig zu finden; von christlichem Mysticismus fast gar nichts. Dafür fesselt uns die gediegene Menschlichkeit der Charaktere und Empfindungen in diesem Gedichte desto mehr. Von den Gesetzen des griechischen Epos entfernt es sich schon durch den Plan, der mehr tragisch, als im strengeren Sinne episch ist. Schon in der ersten Strophe wird die tragische Katastrophe angedeutet, und im Fortgange der Erzählung immer bestimmter angekündigt. Doch hat das Gedicht wenigstens eben so viele heitere, als melancholische Partien. Der Styl hat noch das Eigene, daß ihm die romantische Geschwätzigkeit der meisten Gedichte des Mittelalters fremd ist. Von der merkwürdigen Versification des Nibelungenliedes ist schon oben einige Mal vorläufig die Rede gewesen. Diese, zwar nicht ganz regelmäßigen, aber doch in kunstreichem Ebenmaße fortschreitenden Stanzen von vier langen Zeilen scheinen aus dem lateinischen Alexandriner entstanden zu seyn, der vermuthlich ein Abkömmling des verdorbenen Hexameters ist. Jede Reimzeile in diesen Stanzen läßt sich deßwegen auch, wie der Alexandriner, in zwei Zeilen auflösen; und zuweilen wird eine solche Zeile durch einen Zwischenreim wirklich in zwei aufgelöset [1]). In den meisten Stanzen haben

1) So z. B. sogleich in der ersten Stanze des Gedichts:

Uns ist in alten *maeren* wunders vil geseit
Von helden *lobebären*, von grosser arebeit.
Von fröden und *hochgeziten*, von weinen und von chlagen,
Von chuoner recken *strîten* muget ir nu wunder hören sagen.

ben aber die Zeilen nur den Einschnitt des Alexandriners ohne Zwischenreime; und weil gewöhnlich ein trochäisches oder trochäisch endigendes Wort den Einschnitt macht, so erhält dadurch die Versart eine gefällige Weichheit, die dem Alexandriner gewöhnlich fehlt [m]). Doch die Grenzen der Uebersicht dieses Theils der deutschen Litteratur erlauben nicht, über das schöne Nibelungenlied, das einer allgemeinen

Aber schon in der zweiten Stanze verschwindet der Zwischenreim, und nachher kommt er nur zur Abwechselung vor.

m) Nur für diejenigen, denen das Gedicht noch unbekannt ist, mögen hier einige Stanzen zur Probe stehen. Sie können den Ton und Styl des Ganzen andeuten. Der Dichter beschreibt, wie der Held Siegfried seine geliebte Chriemhilde zum ersten Mal genauer zu betrachten Gelegenheit hat.

Nu gie (ging) dü minnekliche, alsam der morgen rot
Tuot us trüben wolchen. Do schiet von maniger not
Der si do truog im herzen, und lange het getan.
Er sach dü minneklichen nu vil herlichen stan.
— — — — — — —
Sam der liechte mane vor der sternen stat,
Des (dessen) schin so luoterliche ob den wolchen gat,
Dem stuont si wol geliche vor maniger frowen guot.
Des ward da wol gehöhet den zieren helden der muot.
— — — — — — — —
Er dacht in sinem muote: Wi chunde das ergan,
Das ich dich minnen solde? Das ist ein tumber wan.
Sol aber ich dich fremden (meiden), so wer ich senfter tot.
Er wart von den gedanken vil diche (oft) bleich und rot.

nen Celebrität würdig ist, noch mehr zu sagen [n]). Der Anhang oder dritte Theil unter dem Titel Die Klage ist auch nicht ohne Werth, aber umständlich bis zur Langweiligkeit, und auch in der Versart nicht von den gewöhnlicheren Rittergedichten verschieden.

So klar die Schönheit und die Fehler des Nibelungenliedes nach der neuesten Wiederherstellung des Gedichts vor uns liegen, wird uns das so genannte Heldenbuch vielleicht noch lange nicht, oder nie, erscheinen. Wir kennen das Ganze nur in der verdorbenen Gestalt, die es durch Umarbeitungen im vierzehnten, oder funfzehnten Jahrhundert erhalten hat [o]). Daß es aus dem schwäbischen Zeitalter stammt, ist nicht zu bezweifeln. Vielleicht ist es noch älter, als das Nibelungenlied. Denn nach den bekannten Angaben hat ein Theil des Heldenbuchs den unermüdeten Wolfram von Eschenbach zum Verfasser, der nach dieser Voraussetzung hier wirklich als Originaldichter erscheint; ein anderer Theil gehört dem Heinrich von Ofterdingen,

n) Nicht ohne einige Selbstüberwindung enthalte ich mich hier einer durch Beispiele documentirten Exposition der Schönheit und der Fehler und Mängel des Gedichts. Aber ich muß besorgen, über diesen ganzen Theil der deutschen Litteratur schon mehr gesagt zu haben, als in den Grenzen einer summarischen Uebersicht Raum finden sollte.

o) Die erste gedruckte Ausgabe des Heldenbuchs ist die Straßburgische vom J. 1509. Dann folgten mehrere Ausgaben in Frankfurt während des sechzehnten Jahrhunderts. Vom schwäbischen Dialekte ist in diesen Umarbeitungen nur noch ein kleiner Rest zu bemerken.

gen, der mit Eſchenbach an dem poetiſchen Wettſtreite zur Wartburg Theil nahm. Aber erſt ſeit der genaueren Durchforſchung der deutſchen Handſchriften in der vaticaniſchen Bibliothek zu Rom ſind einige Proben dieſes Heldenbuchs im alten ſchwäbiſchen Dialekte zum Vorſchein gekommen [p]). Und noch immer wiſſen wir nicht, ob unter den ſieben, merklich von einander abweichenden vaticaniſchen Handſchriften einiger Stücke des Heldenbuchs eine iſt, die den Werth einer Urſchrift hat. Wie der Antheil Heinrich's von Oſterdingen am Heldenbuche durch ſpätere Bearbeiter umgeſchmolzen ſeyn mag, lernen wir aus dem Abdrucke einer in Copenhagen befindlichen Handſchrift, in der die Erzählung Vom kleinen Laurin, die im gedruckten Heldenbuche Der kleine Roſengarten überſchrieben iſt, ſehr von dieſem Stücke des gedruckten Heldenbuchs abweicht [q]). Die größeren, dem Wolfram von Eſchenbach zugeſchriebenen Erzählun-

p) Das Verdienſt dieſer Entdeckung hat Hr. Adelung der Jüngere. Siehe deſſen oben ſchon einige Mal angeführten Nachrichten von heidelbergiſchen Handſchr. in der vatic. Bibliothek, im erſten Bändchen vom J. 1796, Seite 169. — Der fleißige Litterator Hr. Docen, der ein ähnliches Stück von einer alten Handſchrift des Heldenbuchs zehn Jahre nachher in München entdeckte, hätte alſo in der langen Abhandlung, die er darüber geſchrieben (in v. Aretin's Beiträgen zur Geſch. und Litt. Band III.), die Entdeckung dieſer Handſchrift nicht mit der Meinung verwechſeln ſollen, daß er zuerſt die Unächtheit des gedruckten Heldenbuchs bemerkt habe, und dem ächten auf die Spur gekommen ſey.

q) Man ſehe den Abdruck der copenhagener Handſchrift in Nyerup's Symbolae ad literaturam Teutonicam antiquiorem (Hafn. 1787, 4.).

ählungen im Heldenbuche, Kaiser Otnit, Hug Dieterich, und Wolf Dieterich, scheinen ursprünglich in derselben Manier und metrischen Form, wie das Lied der Nibelungen, gedichtet zu seyn r). Die Umbildung der ächten Stanzen von vier Zeilen in reimreichere von acht Zeilen liegt am Tage. Aus jener Uebereinstimmung könnte man schließen, daß auch der unbekannte Dichter der Nibelungen im Ende kein anderer, als Eschenbach, seyn möchte. Aber wenn der Antheil, den Eschenbach am Heldenbuche haben soll, wirklich von ihm ist, so ist das Lied der Nibelungen gewiß nicht von ihm; denn es streitet gegen alle dichterische Gemüthsstimmung, besonders gegen die Gemüthsstimmung eines solchen Schwärmers, wie Wolfram von Eschenbach war, eine und dieselbe Geschichte nach Sagen, die einander widerstreiten, zwei Mal zu bearbeiten, und den Helden Siegfried, der im Nibelungenliede als der Liebling des Dichters und im hellesten Glanze des Heldenruhms erscheint, in einer andern Erzählung so herabzuwürdigen, wie er im Heldenbuche herabgewürdigt ist. Ueber den poetischen Werth aller dieser im Heldenbuche an einander geheteten Erzählungen läßt sich also noch kein sicheres Urtheil fällen. In dem gedruckten Heldenbuche sticht die Plattheit so vieler Stellen, die vermuthlich

r) Daher denn allerdings auch die von Hrn. Docen entdeckte Handschrift eines Stückes vom Heldenbuche besondere Aufmerksamkeit verdient. Unter den von Hrn. Fr. Adelung entdeckten möchten wohl Nr. 4. 6. und 7. des Verzeichnisses dem künftigen Wiederhersteller dieses alten deutschen Nationalgedichts die willkommensten seyn.

lich dem Umarbeiter angehören, gegen die romantiſche Schönheit anderer Partien des Gedichts um ſo unangenehmer ab, da der Umarbeiter dem ganzen Werke den Ton ſeiner eigenen Geſchmackloſigkeit zu geben geſtrebt hat. Unterdeſſen dürfen wir ſchon urtheilen, daß, wenn auch das Heldenbuch in ſeiner urſprünglichen Geſtalt wiederhergeſtellt werden ſollte, es doch keine Vergleichung mit dem Nibelungenliede aushalten wird. Den longobardiſchen Sagen, an denen es beſonders reich iſt, fehlt ganz die innere Harmonie und das höhere Intereſſe der Fabel des Nibelungenliedes. Der kleine Roſengarten, von Heinrich von Oſterdingen, iſt ein artiges romantiſches Mährchen, aber auch nichts weiter.

Noch ſind zu den erzählenden Gedichten, die entweder urſprünglich deutſch, oder wenigſtens keine Ueberſetzungen und Umbildungen provenzaliſcher und franzöſiſcher Originale ſind, in dieſer Abtheilung der deutſchen Litteratur mehrere hiſtoriſche Gedichte zu rechnen. Sie unterſcheiden ſich von den übrigen romantiſchen Rittererzählungen durch den Stoff, der aus der ſpäteren Geſchichte genommen iſt, und durch einen gewiſſen biographiſchen Charakter, der ihnen einen noch ſtärkeren Anſtrich von hiſtoriſcher Beglaubigung, als andern, ihnen übrigens ähnlichen Erzählungen, geben ſoll. Wunder und Abenteuer fehlen auch in dieſer Gattung nicht. Schon aus den erſten Jahren des ſchwäbiſchen Zeitraums ſtammt eins der vorzüglichſten dieſer Gedichte ab, der Herzog Ernſt von Heinrich von Veldeck[s]). Eine lateiniſche Chronik liegt freilich dieſem

s) In v. d. Hagen's und Büſching's Sammlung, Band I.

dieſem Gedichte zum Grunde; aber das Genie und die treuherzige Zartheit und Innigkeit des Gefühls des Dichters ſind auch hier nicht zu verkennen. Mehrere deutſche Erzählungen dieſer Gattung aus dem ſchwäbiſchen Zeitalter ſcheinen aber, ungeachtet der deutſchen Nahmen einiger ihrer Helden, mit der provenzaliſchen, oder franzöſiſchen Litteratur nahe verwandt zu ſeyn [t]).

Eine Menge anderer erzählender Gedichte von mancherlei Gattungen müſſen in der ſpeciellen Geſchichte der deutſchen Poeſie des dreizehnten Jahrhunderts angezeigt werden. Wie die deutſchen Dichter damals die fromme biographiſche Legende in den weiten Kreis der Ritterdichtungen hinüber zogen, kann man zum Beiſpiele aus dem heil. Georg des Reinbot von Doren lernen [u]). Komiſche und muthwillige Erzählungen, vermuthlich Nachahmungen oder Umarbeitungen franzöſiſcher Fabliaux, lehren uns, wie ſich die deutſche Zucht und Ehrbarkeit jener Zeiten auch mit ſolcher Geiſtesunterhaltung vertrug [x]). Derbe ſatyriſche

t) Z. B. das Gedicht Friedrich von Schwaben. S. darüber die lehrreichen Nachrichten und Bemerkungen von Hrn. Langer in dem Magazine Bragur, Band VI.

u) Möſer, der auf dieſe heroiſche Legende zuerſt aufmerkſam machte, glaubte, ſie als Epopöe beurtheilen zu müſſen. Abgedruckt iſt dieſer heil. Georg in v. d. Hagen's und Büſching's Sammlung, Band I.

x) S. die Anzeigen dieſer zur deutſchen Litteratur des ſchwäbiſchen Zeitalters gehörenden erzählenden Gedichte in den Repertorien von Koch und v. d. Hagen. Eine Probe von der muthwilligen und ſchlüpfrigen Art

 liefert,

tyrische Erzählungen und Schwänke, zum Beispiele das Gedicht Salomon und Markolf oder Morolf y), vereinigten auf eine drollige Art das didaktische Interesse mit dem komisch-epischen. Noch andere hierher gehörende erzählende Gedichte, und unter diesen einige der anmuthigsten, vermuthlich nach provenzalischen und französischen Originalen, sind zugleich galant, zärtlich und üppig z). Wie früh die kleineren, ganz den alten französischen Fabliaux ähnlichen Erzählungen im schwäbischen Zeitalter bei den Deutschen beliebt wurden, beweiset ein solches Gedicht von Hartmann von Aue, der oben unter den ersten Minnesingern, und auch als Verfasser eines epischen Werks, genannt ist a). Ueberhaupt möchte wohl keine, im Mittelalter cultivirte Art poetischer Erzählungen zu entdecken seyn, die in der deutschen Litteratur des dreizehnten Jahrhunderts fehlte. Selbst von der erzählenden Romanze oder Ballade, ähnlich der spanischen und englischen, zeigt sich wenigstens eine Spur unter den deutschen Gedichten dieses Zeitalters; denn die

liefert, freilich nach einer späteren Handschrift in einem schlechten Dialekte, das Magazin Bragur, Band VI.

y) Abgedruckt in v. d. Hagen's und Büsching's Samml. Band I. Hr. Eschenburg machte zuerst aufmerksam auf dieses merkwürdige satyrische Gedicht. S. dessen Denkmäler altdeutscher Dichtkunst. S. 145.

z) Z. B. die Erzählung Vom Gott Amur in Müller's Sammlung, Band I; wenn anders diese Erzählung nicht in das vierzehnte Jahrhundert gehört.

a) Vergl. oben Seite 105. und Seite 136. Die Erzählung Der arme Heinrich von Hartmann von Aue ist abgedruckt in Müller's Samml. Band I.

die Meistersänger, die bald nachher auch solche Erzählungen über ihren zunftmäßigen Leisten schlugen, haben schwerlich die Dichtungsart erfunden [b]). Will man nun auch zu diesem Vorrathe erzählender Gedichte in der deutschen Litteratur des schwäbischen Zeitalters die gereimten Chroniken und Universalgeschichten, die doch vermuthlich nicht ohne poetische Stellen sind, nicht mitrechnen, so kann man doch die Menge und Mannichfaltigkeit der Bestrebungen des deutschen Geistes, der in diesem weiten Felde binnen so kurzer Zeit so vieles anpflanzte und pflegte, nicht ohne Bewunderung betrachten.

3. Die Classe der didaktischen und der mit den didaktischen Gattungen am nächsten verwandten Gedichte ist in der deutschen Litteratur des schwäbischen Zeitalters nicht so reich, als die lyrische und die epische Classe. Gefühl und Phantasie herrschten zu lebhaft, als daß eine Poesie, die sich nur gar zu leicht in unterhaltende Verstandesprose verliert, die beliebtere hätte werden können. Aber die Deutschen hätten ihrem Nationalcharakter ungetreu werden müssen, wenn der gesunde praktische Verstand, den schon Tacitus an ihnen rühmt, sich nicht auch damals in ihrer poetischen Litteratur gezeigt hätte, als sie noch mit voller Jugendkraft des Geistes dichteten. Wir finden daher auch unter den so genannten Minneliedern nicht wenige, die mehr didaktisch, als lyrisch, sind, zum Beispiele einige von Gottfried von Straß-

b) Man sehe den alten Meistergesang in Eschenburg's Denkmälern altdeutscher Dichtkunst, S. 339. Vielleicht gehört aber auch diese Romanze in das vierzehnte Jahrhundert. Mehr darüber im folgenden Buche.

Straßburg und von Reinmar von Zweter[c]). Aber die lyriſchen Formen waren den deutſchen Dichtern damals ſo lieb geworden, daß ſie ſich auch dann nicht gern von ihnen trennten, wenn ihre Poeſie ganz didaktiſch auftreten ſollte, zum Beiſpiel in dem Gedichte, das König Tyro oder Tyrol von Schotten und Friedebrand ſein Sohn überſchrieben iſt[d]). Einen König von Schottland hat dieſes Werkchen nun wohl nicht zum Verfaſſer. Auch kennt die Geſchichte keinen König von Schottland dieſes Nahmens. Vermuthlich benutzte der ungenannte Verfaſſer eine Sage von einem weiſen König von Schottland, der ſeinen Sohn auf eine ähnliche Art examinirt haben konnte, wie in dieſem didaktiſchen Gedichte der Unterſchied zwiſchen einem guten und einem ſchlechten Prieſter nach einer Allegorie erklärt und an andere moraliſche Lehren angeknüpft wird. Der Geiſt der einfachſten Treue und Redlichkeit ſpricht aus dem Ganzen, das zwar mehr moraliſchen, als äſthetiſchen Werth hat, aber doch keine trockene Moral enthält.

Aehnlich dieſem Gedichte iſt dasjenige, das ſich Der Winsbeck und die Winsbeckin nennt; vielleicht auch von einem Ungenannten im Nahmen eines damals bekannten und geachteten Ehepaars, dem ein guter väterlicher und mütterlicher Rath an einen Sohn und eine Tochter ſchicklich in den Mund

c) In der Maneſſiſchen Samml. nach Bodmer, Th. I. S. 183. Theil. II. S. 122.

d) In derſelben Samml. Th. II. Seite 248. Auch in Schilter's Theſaurus, Tom. II. und mit einem Commentar in Goldaſt's Paraenet. veteres.

und gelegt werden konnte e). Auch hier redet Sittenlehre eine, wenn gleich nicht elegante, h anziehende Sprache des Gefühls. Besonders chnet sich der mütterliche Rath der Winsbeckin ihre Tochter durch Zartheit und Würde aus f). on Nachahmung eines ausländischen Vorbilds gt sich keine Spur.

Strenger, und nicht mehr mit der lyrischen oeſie verwandt, ist der didaktische Ton gehalten dem Welschen Gaſte von einem moralisirenden ichter, der sich Thomasin von Zirklern oder irkelern aus Friaul nennt, vielleicht wirklich geheißen, vielleicht aber auch nur diesen Nah- n angenommen hat, um mit der Miene eines welschen

e) Bei Goldast, und bei Schilter Tom. II. Auch in der Maness. Sammlung, Th. II. Seite 251. Man vergleiche die Bearbeitung in dem Magazin Bragur, Band II.

f) Z. B. in diesen Versen:

Trut kint, du solt sin hochgemuot
Und darunder in züchten leben,
So wird din lob den werden (Werthen, Edeln) guot,
Und stat din rosenkranz dir eben.
Den eregernden (Ehrebegehrenden) solt du geben
Mit züchten dinen senften gruos; und la (laß) in dinem herzen schweben
Scham und maz (Maaß) uf steten pin.
Schüs wilder blike nicht ze vil, swa (wo) lose merker bi dir sin.

Scham und maze sind zwo tugent,
Di gebent uns frowen hohen pris.
Lat (läßt) si Got leben in diner jugent,
So grünet diner selden (hohen Freuden) ris.
&c.

welſchen Gaſtes deſto kräftiger Wahrheiten nach deutſcher Art zu ſagen [g]). Daß dieſes didaktiſche Werk keine Ueberſetzung iſt, verſichert der Verfaſſer ſelbſt ausdrücklich. Aber der poetiſche Werth des Werks iſt geringe. Die derbe Manier nähert ſich der juvenaliſchen Satyre.

Einen Schatz von moraliſchen Reflexionen und Sentenzen, den griechiſchen Gnomen ähnlich, enthält das Spruchgedicht des Meiſter Freidank oder Freigedank, gewöhnlich Die Beſcheidenheit überſchrieben, nach der Tugend, die es als eine der erſten und wichtigſten empfiehlt. Der Nahme Freigedank (Vrigedank) deutet zu beſtimmt auf den Inhalt und Ton des Werks, als daß man ihn für einen Familiennahmen halten könnte [h]). Es ſcheint alſo damals unter den deutſchen Dichtern zur didaktiſchen Manier gehört zu haben, unter dem Schilde eines angenommenen, oder fremden

g) Ueber dieſen Thomaſin von Zirkler, oder wie der Nahme ſonſt lauten mag — denn er wird auf verſchiedene Art geſchrieben, und hat mancherlei Erklärungen veranlaßt — findet ſich die beſte Auskunft in Eſchenburg's Denkmälern altdeutſcher Dichtkunſt. Nr. V.

h) Auch über dieſes Spruchgedicht und ſeinen Verfaſſer liefert Hr. Eſchenburg am a. O. die vollſtändigſten Notizen und mehrere ſchätzbare Bemerkungen. Das ächte altſchwäbiſche Original des Werks iſt lange Zeit verdrängt geweſen durch die Umarbeitung von Sebaſtian Brand aus dem funfzehnten J. H. Dieſe Umarbeitung iſt im ſechzehnten Jahrhundert mehrere Mal gedruckt. — In welchem Anſehen der Freigedank mehrere Jahrhunderte geſtanden, ſagen auch die Verſe auf dem Titelblatte von Brand's Ausgabe:

Man hielt etwan auf keinen ſpruch nicht,
Den nit herr Frydank het gedicht.

licher Galanterie ist in dem Nibelungenliede wenig zu finden; von christlichem Mysticismus fast gar nichts. Dafür fesselt uns die gediegene Menschlichkeit der Charaktere und Empfindungen in diesem Gedichte desto mehr. Von den Gesetzen des griechischen Epos entfernt es sich schon durch den Plan, der mehr tragisch, als im strengeren Sinne episch ist. Schon in der ersten Strophe wird die tragische Katastrophe angedeutet, und im Fortgange der Erzählung immer bestimmter angekündigt. Doch hat das Gedicht wenigstens eben so viele heitere, als melancholische Partien. Der Styl hat noch das Eigene, daß ihm die romantische Geschwätzigkeit der meisten Gedichte des Mittelalters fremd ist. Von der merkwürdigen Versification des Nibelungenliedes ist schon oben einige Mal vorläufig die Rede gewesen. Diese, zwar nicht ganz regelmäßigen, aber doch in kunstreichem Ebenmaße fortschreitenden Stanzen von vier langen Zeilen scheinen aus dem lateinischen Alexandriner entstanden zu seyn, der vermuthlich ein Abkömmling des verdorbenen Hexameters ist. Jede Reimzeile in diesen Stanzen läßt sich deßwegen auch, wie der Alexandriner, in zwei Zeilen auflösen; und zuweilen wird eine solche Zeile durch einen Zwischenreim wirklich in zwei aufgelöset [1]). In den meisten Stanzen haben

1) So z. B. sogleich in der ersten Stanze des Gedichts:

Uns ist in alten *maeren* wunders vil geseit
Von helden *lobebären*, von grosser arebeit.
Von fröden und *hochgeziten*, von weinen und von chlagen,
Von chuoner recken *strîten* muget ir nu wunder hören sagen.

gen, der mit Eschenbach an dem poetischen Wettstreite zur Wartburg Theil nahm. Aber erst seit der genaueren Durchforschung der deutschen Handschriften in der vaticanischen Bibliothek zu Rom sind einige Proben dieses Heldenbuchs im alten schwäbischen Dialekte zum Vorschein gekommen [p]). Und noch immer wissen wir nicht, ob unter den sieben, merklich von einander abweichenden vaticanischen Handschriften einiger Stücke des Heldenbuchs eine ist, die den Werth einer Urschrift hat. Wie der Antheil Heinrich's von Ofterdingen am Heldenbuche durch spätere Bearbeiter umgeschmolzen seyn mag, lernen wir aus dem Abdrucke einer in Copenhagen befindlichen Handschrift, in der die Erzählung Vom kleinen Laurin, die im gedruckten Heldenbuche Der kleine Rosengarten überschrieben ist, sehr von diesem Stücke des gedruckten Heldenbuchs abweicht [q]). Die größeren, dem Wolfram von Eschenbach zugeschriebenen Erzählun-

p) Das Verdienst dieser Entdeckung hat Hr. Adelung der Jüngere. Siehe dessen oben schon einige Mal angeführten Nachrichten von heidelbergischen Handschr. in der vatic. Bibliothek, im ersten Bändchen vom J. 1796, Seite 169. — Der fleißige Litterator Hr. Docen, der ein ähnliches Stück von einer alten Handschrift des Heldenbuchs zehn Jahre nachher in München entdeckte, hätte also in der langen Abhandlung, die er darüber geschrieben (in v. Aretin's Beiträgen zur Gesch. und Litt. Band III.), die Entdeckung dieser Handschrift nicht mit der Meinung verwechseln sollen, daß er zuerst die Unächtheit des gedruckten Heldenbuchs bemerkt habe, und dem ächten auf die Spur gekommen sey.

q) Man sehe den Abdruck der copenhagener Handschrift in Nyerup's Symbolae ad literaturam Teutonicam antiquiorem (Hafn. 1787, 4.).

zählungen im Heldenbuche, Kaiser Otnit, Hug Dieterich, und Wolf Dieterich, scheinen ursprünglich in derselben Manier und metrischen Form, wie das Lied der Nibelungen, gedichtet zu seyn r). Die Umbildung der ächten Stanzen von vier Zeilen in reimreichere von acht Zeilen liegt am Tage. Aus jener Uebereinstimmung könnte man schließen, daß auch der unbekannte Dichter der Nibelungen am Ende kein anderer, als Eschenbach, seyn möchte. Aber wenn der Antheil, den Eschenbach am Heldenbuche haben soll, wirklich von ihm ist, so ist das Lied der Nibelungen gewiß nicht von ihm; denn es streitet gegen alle dichterische Gemüthsstimmung, besonders gegen die Gemüthsstimmung eines solchen Schwärmers, wie Wolfram von Eschenbach war, eine und dieselbe Geschichte nach Sagen, die einander widerstreiten, zwei Mal zu bearbeiten, und den Helden Siegfried, der im Nibelungenliede als der Liebling des Dichters und im hellesten Glanze des Heldenruhms erscheint, in einer andern Erzählung so herabzuwürdigen, wie er im Heldenbuche herabgewürdigt ist. Ueber den poetischen Werth aller dieser im Heldenbuche an einander geheteten Erzählungen läßt sich also noch kein sicheres Urtheil fällen. In dem gedruckten Heldenbuche sticht die Plattheit so vieler Stellen, die vermuthlich

r) Daher denn allerdings auch die von Hrn. Docen entdeckte Handschrift eines Stückes vom Heldenbuche besondere Aufmerksamkeit verdient. Unter den von Hrn. Fr. Adelung entdeckten möchten wohl Nr. 4. 6. und 7. des Verzeichnisses dem künftigen Wiederhersteller dieses alten deutschen Nationalgedichts die willkommensten seyn.

lich dem Umarbeiter angehören, gegen die romantische Schönheit anderer Partien des Gedichts um so unangenehmer ab, da der Umarbeiter dem ganzen Werke den Ton seiner eigenen Geschmacklosigkeit zu geben gestrebt hat. Unterdessen dürfen wir schon urtheilen, daß, wenn auch das Heldenbuch in seiner ursprünglichen Gestalt wiederhergestellt werden sollte, es doch keine Vergleichung mit dem Nibelungenliede aushalten wird. Den longobardischen Sagen, an denen es besonders reich ist, fehlt ganz die innere Harmonie und das höhere Interesse der Fabel des Nibelungenliedes. Der kleine Rosengarten, von Heinrich von Osterdingen, ist ein artiges romantisches Mährchen, aber auch nichts weiter.

Noch sind zu den erzählenden Gedichten, die entweder ursprünglich deutsch, oder wenigstens keine Uebersetzungen und Umbildungen provenzalischer und französischer Originale sind, in dieser Abtheilung der deutschen Litteratur mehrere historische Gedichte zu rechnen. Sie unterscheiden sich von den übrigen romantischen Rittererzählungen durch den Stoff, der aus der späteren Geschichte genommen ist, und durch einen gewissen biographischen Charakter, der ihnen einen noch stärkeren Anstrich von historischer Beglaubigung, als andern, ihnen übrigens ähnlichen Erzählungen, geben soll. Wunder und Abenteuer fehlen auch in dieser Gattung nicht. Schon aus den ersten Jahren des schwäbischen Zeitraums stammt eins der vorzüglichsten dieser Gedichte ab, der Herzog Ernst von Heinrich von Veldeck[s]). Eine lateinische Chronik liegt freilich diesem

s) In v. d. Hagen's und Büsching's Sammlung, Band I.

dieſem Gedichte zum Grunde; aber das Genie und die treuherzige Zartheit und Innigkeit des Gefühls des Dichters ſind auch hier nicht zu verkennen. Mehrere deutſche Erzählungen dieſer Gattung aus dem ſchwäbiſchen Zeitalter ſcheinen aber, ungeachtet der deutſchen Nahmen einiger ihrer Helden, mit der provenzaliſchen, oder franzöſiſchen Litteratur nahe verwandt zu ſeyn [t]).

Eine Menge anderer erzählender Gedichte von mancherlei Gattungen müſſen in der ſpeciellen Geſchichte der deutſchen Poeſie des dreizehnten Jahrhunderts angezeigt werden. Wie die deutſchen Dichter damals die fromme biographiſche Legende in den weiten Kreis der Ritterdichtungen hinüber zogen, kann man zum Beiſpiele aus dem heil. Georg des Reinbot von Doren lernen [u]). Komiſche und muthwillige Erzählungen, vermuthlich Nachahmungen oder Umarbeitungen franzöſiſcher Fabliaux, lehren uns, wie ſich die deutſche Zucht und Ehrbarkeit jener Zeiten auch mit ſolcher Geiſtesunterhaltung vertrug [x]). Derbe ſatyriſche

t) Z. B. das Gedicht Friedrich von Schwaben. S. darüber die lehrreichen Nachrichten und Bemerkungen von Hrn. Langer in dem Magazine Bragur, Band VI.

u) Möſer, der auf dieſe heroiſche Legende zuerſt aufmerkſam machte, glaubte, ſie als Epopöe beurtheilen zu müſſen. Abgedruckt iſt dieſer heil. Georg in v. d. Hagen's und Büſching's Sammlung, Band I.

x) S. die Anzeigen dieſer zur deutſchen Litteratur des ſchwäbiſchen Zeitalters gehörenden erzählenden Gedichte in den Repertorien von Koch und v. d. Hagen. Eine Probe von der muthwilligen und ſchlüpfrigen Art

tyriſche Erzählungen und Schwänke, zum Beiſpiele das Gedicht Salomon und Markolf oder Morolf[y]), vereinigten auf eine drollige Art das didaktiſche Intereſſe mit dem komiſch-epiſchen. Noch andere hierher gehörende erzählende Gedichte, und unter dieſen einige der anmuthigſten, vermuthlich nach provenzaliſchen und franzöſiſchen Originalen, ſind zugleich galant, zärtlich und üppig[z]). Wie früh die kleineren, ganz den alten franzöſiſchen Fabliaux ähnlichen Erzählungen im ſchwäbiſchen Zeitalter bei den Deutſchen beliebt wurden, beweiſt ein ſolches Gedicht von Hartmann von Aue, der oben unter den erſten Minneſingern, und auch als Verfaſſer eines epiſchen Werks, genannt iſt[a]). Ueberhaupt möchte wohl keine, im Mittelalter cultivirte Art poetiſcher Erzählungen zu entdecken ſeyn, die in der deutſchen Litteratur des dreizehnten Jahrhunderts fehlte. Selbſt von der erzählenden Romanze oder Ballade, ähnlich der ſpaniſchen und engliſchen, zeigt ſich wenigſtens eine Spur unter den deutſchen Gedichten dieſes Zeitalters; denn die

liefert, freilich nach einer ſpäteren Handſchrift in einem ſchlechten Dialekte, das Magazin Bragur, Band VI.

y) Abgedruckt in v. d. Hagen's und Büſching's Samml. Band I. Hr. Eſchenburg machte zuerſt aufmerkſam auf dieſes merkwürdige ſatyriſche Gedicht. S. deſſen Denkmäler altdeutſcher Dichtkunſt. S. 145.

z) Z. B. die Erzählung Vom Gott Amur in Müller's Sammlung, Band I; wenn anders dieſe Erzählung nicht in das vierzehnte Jahrhundert gehört.

a) Vergl. oben Seite 105. und Seite 136. Die Erzählung Der arme Heinrich von Hartmann von Aue iſt abgedruckt in Müller's Samml. Band I.

die Meistersänger, die bald nachher auch solche Erzählungen über ihren zunftmäßigen Leisten schlugen, haben schwerlich die Dichtungsart erfunden [b]). Will man nun auch zu diesem Vorrathe erzählender Gedichte in der deutschen Litteratur des schwäbischen Zeitalters die gereimten Chroniken und Universalgeschichten, die doch vermuthlich nicht ohne poetische Stellen sind, nicht mitrechnen, so kann man doch die Menge und Mannichfaltigkeit der Bestrebungen des deutschen Geistes, der in diesem weiten Felde binnen so kurzer Zeit so vieles anpflanzte und pflegte, nicht ohne Bewunderung betrachten.

3. Die Classe der didaktischen und der mit den didaktischen Gattungen am nächsten verwandten Gedichte ist in der deutschen Litteratur des schwäbischen Zeitalters nicht so reich, als die lyrische und die epische Classe. Gefühl und Phantasie herrschten zu lebhaft, als daß eine Poesie, die sich nur gar zu leicht in unterhaltende Verstandesprose verliert, die beliebtere hätte werden können. Aber die Deutschen hätten ihrem Nationalcharakter ungetreu werden müssen, wenn der gesunde praktische Verstand, den schon Tacitus an ihnen rühmt, sich nicht auch damals in ihrer poetischen Litteratur gezeigt hätte, als sie noch mit voller Jugendkraft des Geistes dichteten. Wir finden daher auch unter den so genannten Minneliedern nicht wenige, die mehr didaktisch, als lyrisch, sind, zum Beispiele einige von Gottfried von Straß-

b) Man sehe den alten Meistergesang in Eschenburg's Denkmälern altdeutscher Dichtkunst, S. 339. Vielleicht gehört aber auch diese Romanze in das vierzehnte Jahrhundert. Mehr darüber im folgenden Buche.

Straßburg und von Reinmar von Zweter c). Aber die lyriſchen Formen waren den deutſchen Dichtern damals ſo lieb geworden, daß ſie ſich auch dann nicht gern von ihnen trennten, wenn ihre Poeſie ganz didaktiſch auftreten ſollte, zum Beiſpiel in dem Gedichte, das König Tyro oder Tyrol von Schotten und Friedebrand ſein Sohn überſchrieben iſt d). Einen König von Schottland hat dieſes Werkchen nun wohl nicht zum Verfaſſer. Auch kennt die Geſchichte keinen König von Schottland dieſes Nahmens. Vermuthlich benutzte der ungenannte Verfaſſer eine Sage von einem weiſen König von Schottland, der ſeinen Sohn auf eine ähnliche Art examinirt haben konnte, wie in dieſem didaktiſchen Gedichte der Unterſchied zwiſchen einem guten und einem ſchlechten Prieſter nach einer Allegorie erklärt und an andere moraliſche Lehren angeknüpft wird. Der Geiſt der einfachſten Treue und Redlichkeit ſpricht aus dem Ganzen, das zwar mehr moraliſchen, als äſthetiſchen Werth hat, aber doch keine trockene Moral enthält.

Aehnlich dieſem Gedichte iſt dasjenige, das ſich Der Winsbeck und die Winsbeckin nennt; vielleicht auch von einem Ungenannten im Nahmen eines damals bekannten und geachteten Ehepaars, dem ein guter väterlicher und mütterlicher Rath an einen Sohn und eine Tochter ſchicklich in den Mund

c) In der Maneſſiſchen Samml. nach Bodmer, Th. I. S. 183. Theil. II. S. 122.

d) In derſelben Samml. Th. II. Seite 248. Auch in Schilter's Theſaurus, Tom. II. und mit einem Commentar in Goldaſt's Paraenet. veteres.

Mund gelegt werden konnte e). Auch hier redet die Sittenlehre eine, wenn gleich nicht elegante, doch anziehende Sprache des Gefühls. Besonders zeichnet sich der mütterliche Rath der Winsbeckin an ihre Tochter durch Zartheit und Würde aus f). Von Nachahmung eines ausländischen Vorbilds zeigt sich keine Spur.

Strenger, und nicht mehr mit der lyrischen Poesie verwandt, ist der didaktische Ton gehalten in dem Welschen Gaste von einem moralisirenden Dichter, der sich Thomasin von Zirklern oder Tirkelern aus Friaul nennt, vielleicht wirklich so geheißen, vielleicht aber auch nur diesen Nahmen angenommen hat, um mit der Miene eines welschen

e) Bei Goldast, und bei Schilter Tom. II. Auch in der Maness. Sammlung, Th. II. Seite 251. Man vergleiche die Bearbeitung in dem Magazin Bragur, Band II.

f) Z. B. in diesen Versen:

Trut kint, du solt sin hochgemuot
Und darunder in züchten leben,
So wird din lob den werden (Werthen, Edeln) guot,
Und stat din rosenkranz dir eben.
Den eregernden (Ehrebegehrenden) solt du geben
Mit züchten dinen senften gruos; und la (laß) in dinem herzen schweben
Scham und maz (Maaß) uf steten pin.
Schüs wilder blike nicht ze vil, swa (wo) lose merker bi dir sin.

Scham und maze sind zwo tugent,
Di gebent uns frowen hohen pris.
Lat (läßt) si Got leben in diner jugent,
So grünet diner selden (hohen Freuden) ris.
&c.

welschen Gastes desto kräftiger Wahrheiten nach deutscher Art zu sagen [g]). Daß dieses didaktische Werk keine Uebersetzung ist, versichert der Verfasser selbst ausdrücklich. Aber der poetische Werth des Werks ist geringe. Die derbe Manier nähert sich der juvenalischen Satyre.

Einen Schatz von moralischen Reflexionen und Sentenzen, den griechischen Gnomen ähnlich, enthält das Spruchgedicht des Meister Freidank oder Freigedank, gewöhnlich Die Bescheidenheit überschrieben, nach der Tugend, die es als eine der ersten und wichtigsten empfiehlt. Der Nahme Freigedank (Vrigedank) deutet zu bestimmt auf den Inhalt und Ton des Werks, als daß man ihn für einen Familiennahmen halten könnte [h]). Es scheint also damals unter den deutschen Dichtern zur didaktischen Manier gehört zu haben, unter dem Schilde eines angenommenen, oder fremden

g) Ueber diesen Thomasin von Zirkler, oder wie der Nahme sonst lauten mag — denn er wird auf verschiedene Art geschrieben, und hat mancherlei Erklärungen veranlaßt — findet sich die beste Auskunft in Eschenburg's Denkmälern altdeutscher Dichtkunst. Nr. V.

h) Auch über dieses Spruchgedicht und seinen Verfasser liefert Hr. Eschenburg am a. O. die vollständigsten Notizen und mehrere schätzbare Bemerkungen. Das ächte altschwäbische Original des Werks ist lange Zeit verdrängt gewesen durch die Umarbeitung von Sebastian Brand aus dem funfzehnten J. H. Diese Umarbeitung ist im sechzehnten Jahrhundert mehrere Mal gedruckt. — In welchem Ansehen der Freigedank mehrere Jahrhunderte gestanden, sagen auch die Verse auf dem Titelblatte von Brand's Ausgabe:

Man hielt etwan auf keinen spruch nicht,
Den nit herr Frydank het gedicht.

fremden Nahmens freier aufzutreten. Das Werk ist geschrieben in der schönsten Zeit der schwäbischen Poesie unter der Regierung des Kaisers Friedrich II., dem es auch zugeeignet ist. Es übertrifft den oben angeführten Welschen Gast sehr an Feinheit und Präcision der Reflexionen und der Sprache. So viel Poesie, als ein Spruchgedicht aufnehmen kann, die Eleganz abgerechnet, möchte auch wohl hier zu finden seyn.

In eine Reihe mit diesen didaktischen Gedichten gehören die hundert äsopischen Fabeln und Erzählungen, die Bonerius oder Boner, der schon zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts gelebt haben soll — weiter ist von seinen Lebensumständen nichts bekannt — nach lateinischen Originalen, die meisten nach dem Avienus, in Versen bearbeitete und unter dem Titel Der Edelstein zusammenstellte. Was diesen Fabeln am Verdienst der Erfindung fehlt, wird ersetzt durch den Geist und die Manier der Erzählung, eine so verständige mahlerisch-naive, zuweilen scheinbar tändelnde, und doch kaustisch treffende Manier, wie sie sich nur von dem besten Fabulisten der mittleren Jahrhunderte erwarten läßt [i]).

* * *

Diese

i) Bodmer ließ diese Fabeln des Bonerius, zwar unvollständig und ohne kritische Bearbeitung, aber doch unverändert im alten schwäbischen Dialekte abdrucken unter dem Titel: Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, Zürich, 1757. An diesen Text muß man sich noch jetzt wenden, wenn man, ohne die alten Handschriften zu kennen, über diejenige Form urtheilen

Diese summarische Uebersicht der merkwürdigsten Denkmäler der älteren deutschen Poesie erschöpft nicht genau, aber doch beinahe alle Gattungen von Gedichten, oder dichterischen Uebungen, die vor den letzten Decennien des dreizehnten Jahrhunderts in deutscher Sprache eine Litteratur bildeten, wie sie damals außerhalb Frankreich bei keiner Nation in Europa zu finden war. Als eine besondere Dichtungsart kann man noch die poetischen Wettstreite ansehen, von deren Natur der Krieg zur Wartburg ein Beispiel giebt. Ueber den Werth des Werks, das diesen Titel führt, wird sich bestimmter urtheilen lassen, wann der Text der Urschrift, der in der Manessischen Sammlung nach Bodmer's Ausgabe sehr verderbt und verstümmelt ist, wieder hergestellt seyn wird. So viel sieht man indessen wohl, daß sich die deutsche Poesie des schwäbischen Zeitalters in diesem Wettstreite nicht von ihrer glänzenden Seite zeigt. Die Lücke der dramatischen Poesie in diesem Theile der deutschen Litteratur gewissermaßen auszufüllen, kann der Krieg zur Wartburg auf keine Art angeführt werden; denn die Darstellung eines poetischen Wettstreits,

len will, die sie ursprünglich gehabt haben. Nachher sind sie, wie so manches andere altschwäbische Gedicht, in späteres Deutsch übertragen. Die besten Notizen zur Geschichte und Bibliographie dieser Fabeln hat Hr. Eschenburg geliefert, zuerst in seinen Denkmälern, und eben jetzt noch, im J. 1810, vor seiner Ausgabe dieser Fabeln unter dem Titel Boner's Edelstein, Berlin, 1810. Diese Ausgabe enthält nicht den altschwäbischen, aber einen mit sehr guter kritischer Auswahl der Lesarten auf eine solche Art modernisirten Text, daß Boner nun in Deutschland so bekannt, wie Gellert, werden kann.

ſtreits, durch den ein Dichter den andern in der Kunſt, aus dem Stegreiſe das Verdienſt zu loben, zu übertreffen ſucht, hat wenig, oder gar nichts Aehnliches mit dem eigentlichen Drama, das eine fortſchreitende Handlung, die ganz etwas anderes als ein Geſang iſt, bis zu einer beſtimmten Kataſtrophe verfolgt k).

Aus den Umſtänden, unter denen die deutſche Poeſie des ſchwäbiſchen Zeitalters aufgeblühet war, läßt ſich wohl erklären, warum noch kein deutſches Drama ſich zu den übrigen Dichtungsarten geſellte. An Veranlaſſung zu dramatiſchen Unterhaltungen fehlte es nicht. Geiſtliche und weltliche Feierlichkeiten gab es genug. Aber die deutſche Poeſie des ſchwäbiſchen Zeitalters hatte von der provenzaliſchen und franzöſiſchen einen ſo beſtimmten Impuls erhalten, daß ſie ſich auch nicht weit von den Gattungen und Arten von Gedichten entfernte, die damals in Frankreich die cultivirteſten und beliebteſten waren. Die dramatiſchen Myſterien und Farcen der Franzoſen erhielten aber erſt gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die erſte litterariſche

k) Wie wenig dasjenige, was die Maneſſiſche Sammlung nach Bodmer's Ausgabe an dieſem Kriege zur Wartburg enthält, hinreicht, uns das Ganze in ſeinem wahren Zuſammenhange kennen zu lehren, beweiſen die Proben, die von dieſem Werke aus dem Jenaiſchen Codex bekannt gemacht ſind. Man ſehe Hrn. Docen's Miſcellen zur Geſch. der deutſchen Litt. Band I. Seite 113. Aber auch nach dieſen Proben beurkundet der ganze Wettſtreit mehr, wo es der deutſchen Poeſie im ſchwäbiſchen Zeitalter fehlte, als, was ſie rühmlich auszeichnet.

sche Bildung; und diese war selbst damals noch sehr unvollkommen [1]).

Von mehreren alten niederdeutschen Gedichten, die vielleicht dem dreizehnten Jahrhundert angehören, wird im folgenden Buche gesprochen werden dürfen, weil sie doch vermuthlich nicht vor den letzten Decennien des dreizehnten Jahrhunderts entstanden sind, als nach dem Untergange des schwäbischen Kaiserhauses der schwäbische Dialekt aufhörte, für ganz Deutschland die vornehmere Dichtersprache zu seyn.

* * *

Denkmäler schöner Prose aus dem schwäbischen Zeitalter finden sich nur wenige. Alle ästhetische Cultur der deutschen Sprache nahm damals so entschieden die Richtung zur Poesie, daß man von rhetorischer Schönheit nur eine dunkle Ahndung erhalten konnte. Aber Mehreres, was in schwäbischer Prose geschrieben wurde, hatte doch eine ziemlich bestimmte rhetorische Tendenz. Die poetische Cultur der Sprache mußte auch nothwendig einen günstigen Einfluß auf die Prose selbst da haben, wo man sich nur natürlich ohne Schmuck ausdrücken wollte. Aber die Herrschaft des schwäbischen Dialekts in der deutschen Litteratur des dreizehnten Jahrhunderts war doch aus der Poesie nicht so weit in das gemeine Leben vorgedrungen, daß sie eine prosaische Gesamtsprache der Nation, der neueren hochdeutschen ähnlich, hätte hervorbringen können.

Nach-

1) Vergl. diese Gesch. der Poesie und Beredsamk. Band V. Seite 95.

Nachdem der Kaiser Friedrich II. im Jahre 1235 den Landfrieden in deutscher Sprache hatte aufschreiben lassen, gaben die Reichsverhandlungen eine bestimmte Veranlassung, die deutsche Nation an eine prosaische Gesamtsprache zu gewöhnen. Wie leicht unter günstigeren Umständen eine solche Gesamtsprache schon damals hätte entstehen können, zeigt der Sachsenspiegel oder das sächsische Landrecht. Diese Sammlung ursprünglich niedersächsischer Gesetze wurde von Ecke oder Eike von Repgow um das Jahr 1220, einem vornehmen Gönner zu Gefallen, deutsch niedergeschrieben, nachdem sie von dem Sammler schon in lateinischer Sprache zusammengetragen gewesen waren. Aber Ecke von Repgow bediente sich nicht des niedersächsischen Dialekts. Er lieferte seinen Sachsenspiegel in einer größten Theils hochdeutschen Sprache, die nach dem schwäbischen Dialekte gebildet ist, vielleicht auch deßwegen, weil das Sachsenrecht nicht bloß in Niedersachsen galt; denn es wurde auch in den Provinzen anerkannt, aus denen in der Folge der obersächsische Kreis gebildet wurde, nachdem der Nahme des alten Sachsenlandes auf diese ursprünglich nicht sächsischen Länder übertragen war. Die Vorrede in Versen, mit welcher Ecke von Repgow sein Werk geschmückt hat, zeigt zugleich, wie dieser Rechtsgelehrte über das Verhältniß der Poesie zur Prose dachte. Poetisch ist diese gereimte Vorrede nicht zu nennen; aber sie enthält unter guten Gedanken auch einige witzige m). Aber dem Beispiele,

m) Zum Beispiele die folgende, die auch um ihres inneren Interesse willen hier eine Stelle finden mag.

Beiſpiele, das der Verfaſſer des Sachſenſpiegels gegeben hatte, folgte man nicht in den meiſten Gegenden des nördlichen Deutſchlands, wo der altſächſiſche oder niederdeutſche Urdialekt mit ſeinen mannigfachen Modificationen einheimiſch war. Hier ſchrieb man die Land- und Stadtrechte in der Sprache der Väter [n]). Auf dieſe Art gleichſam juriſtiſch befeſtigt, erwarb in Deutſchland faſt jeder Provinzialdialekt ein erneuertes Anſehen, durch das die Bildung einer proſaiſchen Geſamtſprache für die ganze Nation ſehr gehemmt wurde. Wie viel höher aber auch für die Bedürfniſſe der Proſe der ſchwäbiſche Dialekt cultivirt war, beweiſet der Schwabenſpiegel oder das ſchwäbiſche Landrecht. Dieſes Geſetzbuch, das erſt im Jahre 1282 bekannt gemacht wurde, alſo über ein halbes Jahrhundert jünger iſt, als der Sachſenſpiegel, hat zwar keine gereimte,

Dennoch wird unrecht wol bekannt,
Als ein copperpenning in der hand,
Swen (wenn) im (ihm) usbliket ſin rote ſchin.
Manige penninge di geven ſin (vermuthlich wieder *ſchin*),
Unde (ohne Zweifel *unz*, bis) im das wiſſe wirt abegevegit.
Alſus wirt unrecht verlegit (entdeckt).

Ich habe dieſe Stelle abgeſchrieben nach Gärtner's Ausgabe des Sachſenſpiegels (Leipzig, 1732, in Folio), wo ein Quedlinburgiſcher Codex neben einem Leipziger abgedruckt iſt. Der Quedlinburgiſche ſcheint als unverkennbares Gemiſch des ſchwäbiſchen Dialekts mit einigen niederdeutſchen Wörtern die meiſte Autorität für ſich zu haben.

n) Sehr gute Nachweiſungen über die Litteratur der deutſchen Stadt- und Landrechte aus dem dreizehnten Jahrhundert findet man in Koch's Compendium, Band I. Seite 39.

gereimte, aber eine moraliſch-religiöſe Vorrede voll edeln Gefühls in einem nicht gemeinen, hier und da wahrhaft numeröſen Style o).

Aber durch Land- und Stadtrechte konnte keine ſchöne Proſe in die Litteratur eingeführt werden. Predigten, denen ähnlich, die ſich im fränkiſchen Dialekte aus dem eilften Jahrhunderte erhalten haben p), ſind bis jetzt unter den alten ſchwäbiſchen Handſchriften nicht gefunden. Unter den bis jetzt bekannt gewordenen Denkmälern der alten ſchwäbiſchen Proſe ſind beſonders einige Novellen merkwürdig; aber ſie ſcheinen entweder nicht vor den letzten Jahren des dreizehnten Jahrhunderts, oder erſt zu Anfange des vierzehnten, geſchrieben zu ſeyn q). Auch ein neuerlich entdecktes

o) Z. B. in der folgenden Stelle (nach der Ausgabe des Schwabenſpiegels in Schilter's Theſaurus, Tom. II.) Die Rede iſt von einer dreifachen Würdigkeit, mit welcher Gott den Menſchen ausgeſtattet hat.

Dü ander wirdikeit iſt, da du, Her, almächtiger ſchöpfer, den menſchen zu geſchaffen haſt, daz du alle dü welt, die ſunnen und den man, dü ſterne und dü vier elemente, für, waſſer, luft, erde, die vogel in den luften, dü viſche in dem wage (vielleicht wazzer), dü tier in dem walde, dü wurme in der erde, golt, ſilber, edelgeſtein, und der edeln wurze ſüſſer ſmak, der bluomen lichte varwe, der baume frucht, korn, und alle creatur, daz haſt du herre alle dem menſchen ze nutze und ze dienſte geſchaffen durch dü truwe und durch die minne, dü du zu den menſchen heteſt.

p) Vergl. oben Seite 90.

q) Abgedruckt hinter Bodmer's Ausgabe der Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger.

tes Fragment eines metaphyſiſchen Tractats in ſchwäbiſchem Dialekte ſcheint dem vierzehnten Jahrhundert anzugehören r). Mehr darüber muß alſo in dem folgenden Buche geſagt werden.

r) Abgedruckt in Hrn. Docen's Miſcellen, Band I.

Geſchichte

der

utſchen Poeſie und Beredſamkeit.

Zweites Buch.

m dem letzten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts bis in die erſten Decennien des ſiebzehnten.

Geſchichte
der
utſchen Poeſie und Beredſamkeit.

Zweites Buch.

n dem letzten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts bis in die erſten Decennien des ſiebzehnten.

Erſtes Capitel.

Llgemeine Geſchichte der poetiſchen und rhetoriſchen Cultur der Deutſchen während dieſes Zeitraums.

Als Rudolph von Habsburg im Jahre 1273 den deutſchen Kaiſerthron beſtieg, kündigte das Zeitter ſchon auf mehr als Eine Art den Untergang r Ritterpoeſie an, die damals in Deutſchland ühte. Noch ſangen mehrere Fürſten und Herren linnelieder im ſchwäbiſchen Dialekte wie unter der egierung der Kaiſer aus dem Hauſe Hohenſtaun. Der Ton, der ſo laut und lieblich durch ganz

Deutschland klang, konnte nicht auf ein Mal verhallen. Der gebildetere Theil des deutschen Adels war noch immer poetisch gestimmt. Aber die Anzahl der Dichter aus dem Fürsten- und Herrenstande wurde doch schon merklich kleiner. Die Nachahmung der provenzalischen Poesie hatte den Reiz der Neuheit verloren; und seitdem diese Poesie auch dem Bürgerstande bekannt wurde, und sogar in die Werkstätten der Handwerker einzudringen anfing, war sie nicht mehr ein geistiges Ehrenzeichen des Adels. Bald zogen die Großen ihre Hand ganz von ihr ab. Nun änderte sich auch die ganze Natur dieser Poesie. Ein Theil ihrer metrischen Formen blieb aufbewahrt in den Singeschulen deutscher Handwerker; aber diese Handwerker konnten höchstens christliche Frömmigkeit, bürgerliche Rechtlichkeit, und gesunden Verstand, nicht ritterliche und romantische Gefühle singen, die ihrer Erziehung und Lebensweise völlig fremd waren.

Wenn die Geschichte der deutschen Poesie des vierzehnten, funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts nichts weiter zu lehren hätte, als, wie aus ritterlichen Minneliedern zunftmäßige Meistergesänge wurden, so wäre sie leicht zu erzählen. Aber warum die Poesie während dieser drei Jahrhunderte bei den Deutschen ein so ganz anderes Schicksal hatte, als um dieselbe Zeit bei den übrigen Nationen, die doch auch von den Provenzalen gelernt hatten; warum auf ein so poetisches Zeitalter, wie das schwäbische für Deutschland gewesen war, ein so langes fast ganz unpoetisches folgte; warum keine neue Art wahrer Poesie, einige satyrische Gattungen und einen rohen Anfang der dramatischen ausgenom-

genommen, in Deutschland aufkeimte, oder sich aus der älteren romantischen glücklich entwickelte; warum überhaupt die Deutschen, die am Ende des dreizehnten Jahrhunderts eine reichere und schönere Litteratur in ihrer Muttersprache, als alle übrigen Nationen, die französische ausgenommen, in ganz Europa, hatten, nun fast alles poetischen Geistes und Geschmacks beraubt zu seyn schienen, während in Italien, Portugal, Spanien, Frankreich und England die neuere Poesie aufblühete, die auf die alte romantische folgte; dieß zu erklären, setzt eine genauere Vergleichung merkwürdiger Ereignisse und ihrer Ursachen voraus.

1. Wer die Menge deutscher Dichter aus dem schwäbischen Zeitalter mit Einem Blicke überschauet, kann sich kaum der Vorstellung erwehren, die Deutschen, ungeachtet ihrer nationalen Verstandeskälte, für eine poetische Nation, das heißt, für eine solche Nation anzusehen, bei welcher der Geist der Poesie, wenn er ein Mal erwacht ist, sich leicht, wie in Italien, Spanien und Portugal, oder gar wie in Arabien und andern Gegenden des Orients, unter allen Individuen verbreitet, deren Geisteskräfte nicht müssig seyn mögen. Wenn denn auch unter dieser Menge von Dichtern viele offenbar nur die Mode des Dichtens mitmachten, so würde doch ohne eine ungewöhnliche Empfänglichkeit für poetische Eindrücke die Mode selbst nicht entstanden seyn. Wohin nun eben diese Empfänglichkeit in den folgenden Jahrhunderten verschwinden konnte, scheint sich kaum errathen zu lassen.

Aber gerade durch diese Epoche, die wir die schwäbische nennen, zeigt sich in der Geschichte der Geistes-

Geistescultur der Deutschen zum ersten Male, in welchem Sinne die Deutschen eine poetische, und zugleich eine unpoetische Nation genannt werden dürfen. Das alte Geisteserbtheil der Deutschen, seitdem Tacitus von ihnen gesprochen, blieb immer, was es gewesen war. Die Nation im Ganzen hatte von jeher, wie noch in unsern Tagen, mehr bedächtigen Verstand, als lebhaften Witz; mehr Gefühl, als Phantasie a). Aber ihre außerordentliche Empfänglichkeit für Eindrücke, die das verschlossene Gefühl aufregen, konnte unter besonders günstigen Umständen auch ihre, sonst nicht sehr regsame Phantasie in ungewöhnliche Thätigkeit setzen. Ihr gesunder, von Natur ein wenig langsamer Verstand konnte in den lebhafteren Köpfen auch auf die überraschenden Combinationen gerathen, die wir glückliche Einfälle nennen. Schwerer überwanden die Deutschen von jeher ihren praktischen Ernst, der immer zuerst nach dem Nöthigen und Nützlichen im gewöhnlichen Sinne fragt, und der freien Geistesunterhaltung nicht leicht einige Wichtigkeit einräumt. Und ein gewisser ungewöhnlicher Impuls von außen mußte das deutsche Blut in raschere Bewegung setzen, wenn eine poetische Geistesstimmung in Deutschland mehr, als eine vorübergehende Aufwallung, seyn sollte. Diesen Impuls gaben der deutschen Nation, besonders aber den Fürsten und Herren, die Kreuzzüge und die Poesie der Provenzalen. Seit der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts hörten die Kreuzzüge auf. Rudolph von Habsburg versprach zwar dem Pabste, noch ein Mal die deutsche Chri-

stenheit

a) Vergl. oben, Seite 24.

stenheit in Bewegung zu setzen, um das Königreich Jerusalem den Ungläubigen zu entreißen; aber Rudolph wußte immer einen Vorwand zu finden, das abgedrungene Versprechen nicht zu halten, mit dem es ihm nie ein Ernst gewesen war. Mit den Provenzalen kamen nun die Deutschen auch nicht mehr in unmittelbare Berührung. Selbst der Römerzug nach alter kaiserlicher Sitte wurde von dem klugen Monarchen, den das Beispiel seiner Vorgänger warnte, so lange ausgesetzt, bis er unterblieb. Die Deutschen waren also wieder, und mehr, als jemals seit der großen Völkerwanderung, ihrer eigenen Natur überlassen; und in dieser Natur lag des Poetischen nicht so viel, daß ohne einen neuen Impuls von außen eine neue Poesie in Deutschland hätte entstehen können. Die ganze Geistesthätigkeit der Nation nahm eine praktische Richtung.

Auch im Inneren Deutschlands ereignete sich das ganze vierzehnte und funfzehnte Jahrhundert hindurch nichts Außerordentliches, nichts Großes. Die Nation war voll Kraft und Leben; kriegerisch; unternehmend; industriös. Sie schwelgte im Genusse eines Reichthums, den sie sich selbst verdankte. Aber auch das Interessanteste aus der Geschichte der Deutschen im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert war für die Nation nur das Gewöhnliche im Geist und Charakter der Zeit. Als nun zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts in Deutschland die Kirchenrevolution ausbrach, die fast ganz Europa erschütterte, waren die Deutschen noch weniger, als vorher, geneigt, auf ästhetische Geistescultur einen besondern Werth zu setzen. Die große Angelegenheit der Kirche und die Verbindung

des

des religiösen Interesse mit dem politischen hielten alle Gemüther gefesselt.

2. Der ganze politische Zustand Deutschlands im vierzehnten, funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert war der Poesie ungünstig.

Deutschland, sich selbst überlassen, und fast allein mit sich selbst beschäftigt, war nach der Thronbesteigung Rudolph's von Habsburg nur noch der Schatten des alten Reichs, dessen Glieder sich, der Unförmlichkeit ihrer Verbindung ungeachtet, unter der Leitung eines gemeinschaftlichen Oberhaupts wenigstens zuweilen kraftvoll zu Einem Ziele bewegt hatten. Jeder Fürst, jede Stadt in Deutschland sorgte nun für sich. Der kaiserlichen Autorität unterwarf man sich, wo man es nicht vermeiden konnte; oder wo man dem Kaiser noch einige von den Reichseinkünften abschmeicheln wollte, deren er schon nicht viele mehr zu vergeben hatte; oder endlich, wo man mit Hülfe des Kaisers dem Nachbar etwas abzugewinnen hoffte. Das so genannte Faustrecht, oder das Recht jedes Reichsstandes, mit jedem andern Reichsstande im Innern des gemeinschaftlichen Vaterlandes Krieg zu führen, war zwar kein solches Unglück für Deutschland, wie Einige glauben; denn nie blühten Industrie, Handel und bürgerlicher Wohlstand in Deutschland mehr, als eben während jener Jahrhunderte, da nach der Ermattung der kaiserlichen Autorität das Faustrecht in voller Kraft war, und die dagegen von Zeit zu Zeit beschwornen Landfrieden wenig fruchteten. Aber auf die Geistescultur der Deutschen mußte es nachtheilig wirken, daß nun fast gar kein gemeinsames Nationalinteresse in Deutschland mehr zu finden war.

Denn

nun gab es für die Deutschen auch keine einschaftliche Sprache mehr, außer dem nkenden Hochdeutsch des Reichstages, um das iemand bekümmerte, wer nicht auf dem Reichs- etwas zu verhandeln hatte. Zur Entwickelung bürgerlichen Wohlstandes trug die Zertheilung schlands in so viele kleinere und größere, mehr weniger unabhängige und mit einander wetteie- e Staaten vieles bei. Auch die Geistescultur e durch diese Verhältnisse der deutschen Staa- nicht gehemmt worden seyn, wenn sich unter nur einer gefunden hätte, der für die übri- geworden wäre, was für die alten griechischen ten Athen, für die neueren italienischen Flo- wurde. Aber ein solcher durch Geistescultur Geistessuperiorität vorherrschender, und seinen lekt zur litterarischen Gesamtsprache der Nation delnder Staat fand sich in Deutschland nicht. eachtet der Verschiedenheit der deutschen Völ- ämme und der provinziellen und städtischen Ver- n[illegible], waren damals die Deutschen, von den n[illegible] bis an die Ostsee und von der französischen n[illegible] bis an die ungarische und polnische, in ih- S[illegible]tten und ihrer ganzen Denk- und Sinnesart n[illegible] so ähnlich, daß, wenn man auch in dieser, jener Stadt, oder Provinz, eine gewisse Gei- ul[illegible]r höher schätzte, als in der andern, das spie[illegible] nirgends für die übrigen als Muster in rach[illegible] kam. Darum wurde auch durch die Ein- ung eines beständigen Landfriedens unter rimi[illegible]an I. in dieser Hinsicht nichts geändert. ht e[illegible]er, als bis Luther durch seine Kirchenre- ti[illegible] das Bedürfniß einer litterarischen Gesamt- [illegible]e seinen deutschen Lutheranern fühlbar gemacht hatte,

hatte, bildete sich endlich ein gemeinschaftliches Hochdeutsch, das in der Litteratur tiefere und festere Wurzeln schlug, als vormals das fränkische und schwäbische. Aber Luther's Kirchenrevolution entzweiete Deutschland auf eine andere Art desto mehr mit sich selbst; und rechtglaubige Katholiken mochten lange Zeit auch das lutherische Deutsch, die Ketzersprache, weder schreiben, noch hören.

Deutschlands politische Geschichte vom Ende des dreizehnten bis in die ersten Decennien des siebzehnten Jahrhunderts zerfällt in zwei Perioden. Während der ersten, vom Kaiser Rudolph von Habsburg bis auf Carl V., waren genug politische Bewegungen im Innern Deutschlands, aber keine, die eine wesentliche Veränderung bewirkte, oder zu einem großen Zwecke führte; keine, die auf die Geistescultur der Deutschen einen merklichen Einfluß hatte. Rudolph that, was ein Mann von Kopf und Charakter vermag, Ruhe im Reiche zu stiften, und der kaiserlichen Gewalt Achtung zu verschaffen. Aber um diesen Zweck zu erreichen mußte er vorzüglich auf Vergrößerung der Macht seines Hauses bedacht seyn. Er legte den Grund zur östreichischen Monarchie, als er, im Kriege mit dem Könige Ottokar von Böhmen, Oestreich eroberte. Wien wurde nun die Residenz der deutschen Kaiser vom Habsburgischen Stamme. Aber Wien war nicht bestimmt, die Hauptstadt des deutschen Geschmacks zu werden. Bis in das funfzehnte Jahrhundert gelang es auch dem Hause Oestreich nicht, sich im Besitze der deutschen Kaiserwürde zu erhalten. Der schwache Graf Adolph von Nassau, der nach Rudolph von Habsburg zum Kaiser gewählt

wählt wurde, fiel, nach einer kurzen Regierung (vom Jahre 1291 bis 1298), im Kampfe mit dem Oestreicher Albrecht I., der die Kaiserwürde wieder an sein Haus brachte, aber nach einer Regierung von zehn Jahren durch Meuchelmord starb, und einem Grafen von Luxemburg auf dem Kaiserthrone Platz machte. Albrecht's nicht sehr gewissenhaftes Bestreben, die Macht seines Hauses zu vergrößern, gab Veranlassung zur Entstehung des Schweizerbundes im Jahre 1307. Aber auch als dieser Bund sich erweiterte, und als die Schweiz sich völlig vom deutschen Reiche trennte, blieben die Schweizer in Allem, was die Litteratur angeht, wie in ihrer ursprünglichen Denk- und Sinnesart, Deutsche.

Das ganze vierzehnte Jahrhundert hindurch blieb die kaiserliche Autorität in Deutschland ein Spiel politischer Factionen. Die Form des deutschen Reichs wurde gesetzlicher und bestimmter; aber die innere Verbindung der Reichsglieder blieb so locker, wie sie war; ein allgemeines Nationalinteresse zeigte sich nirgends. Der unternehmende Heinrich VII. aus dem Hause Luxemburg verschwendete die Zeit seiner kurzen Regierung, vom Jahre 1309 bis 1313, die veraltenden Ansprüche der deutschen Monarchen auf Italien wieder geltend zu machen, und wieder ein rechter römischer Kaiser zu werden, nachdem seine Vorgänger seit Rudolph von Habsburg eigentlich nur deutsche Könige gewesen waren. Von dieser wieder angeknüpften Verbindung Deutschlands mit Italien zog die deutsche Litteratur gar keinen Vortheil. Die Italiener haßten damals die Deutschen mehr, als je; und der Auf-

enthalt der deutschen Armeen und ihres Gefolges in Italien war zu kurz und zu kriegerisch, als daß ein Theil der neuen Geistescultur, die in Italien aufgekeimt war, den Deutschen sich hätte mittheilen können. Vielleicht hörte man bei den Deutschen in Italien damals nicht einmal den Nahmen Dante. Nachdem Heinrich VII. in dem widerspenstigen Lande, das durchaus keinen deutschen Oberherrn anerkennen wollte, plötzlich, vermuthlich durch eine vergiftete Hostie, gestorben war, wurden in Deutschland gar wieder zwei Kaiser gewählt, der Oestreicher Friedrich und der Baier Ludwig. Ein unvergeßliches Beispiel deutscher Treue und Redlichkeit ist der Bund der gemeinschaftlichen Regierung, den diese beiden Fürsten mit einander schlossen, als Friedrich von Oestreich sich selbst wieder als Gefangener bei seinem Gegner einstellte, um sein fürstliches Wort nicht zu brechen. Das wahre Reichsoberhaupt blieb indessen der muthigere und unternehmendere Ludwig. Sein Trotz gegen den Pabst, der ihn vergebens in den Bann that; sein Zug nach Italien, wo er es durchsetzte, in Rom als wirklicher römischer Kaiser gekrönt zu werden; und der ganze Geist seiner Regierung, vom Jahre 1314 bis 1347, hätten in Deutschland vieles ändern, auch die Deutschen wieder mit den Italienern in eine geistige Berührung bringen können, wenn Ludwig am Ende seiner Laufbahn standhafter gewesen wäre, oder einen Nachfolger aus seinem Hause gehabt hätte, der in seine Fußtapfen getreten wäre. Aber noch vor seinem Tode wurde durch den Einfluß des Pabstes der Prinz Carl von Böhmen zum römischen Könige und Nachfolger des Kaisers erwählt. Der Gegenkaiser Günther von

Schwarz-

)warzburg, den die baierische Partei nach
vig's Tode wählte, mußte unterliegen. Carl,
nun in der Reihe der Kaiser der Vierte hieß,
zwar von deutscher Abkunft, ein Enkel des
ers Heinrich VII, der seinem Sohne die böh-
he Königskrone zu verschaffen gewußt hatte;
Böhmen, obgleich ein slavisches Königreich,
de im politischen Sinne als ein Theil von
tschland angesehen, weil die Könige von Böh-
das Recht erhalten hatten, als Churfürsten
der Wahl eines deutschen Kaisers mitzustimmen.
e nach und nach entstandenen und eingeschliche-
Churfürstenrechte wurden jetzt für Deutschlands
hsverfassung besonders wichtig. Eben um diese
)te zu befestigen, publicirte Carl IV. im Jahre
8 die bekannte goldene Bulle. Aber Carl
in seinem Erbreiche so sehr zum Böhmen ge-
ten, daß er in seiner goldenen Bulle allen deut-
Churprinzen ansinnen konnte, die böhmische
ache zu lernen, als ob diese, in Deutschland
einheimische Sprache, von nun an die zweite
hssprache werden sollte. Wäre Carl's Vor-
t genau befolgt, so hätte am Ende wohl gar
nische Poesie in Deutschland Wurzel geschlagen,
dem hundert Jahre vorher böhmische Könige
che Lieder gesungen hatten. Aber die böhmische
ache machte kein Glück in Deutschland. In
men selbst wurde die deutsche Sprache nach und
zur zweiten Landessprache. Unterdessen war
g die Residenz der deutschen Kaiser geworden.
nceslav, den die Deutschen Wenzel nann-
Carl's IV. Sohn und Nachfolger in Böhmen
im deutschen Reiche, hatte während seiner
zigjährigen Regierung, vom Jahre 1378 bis

1400, nie einen Fuß auf deutschen Boden gesetzt, als er an Ruprecht von der Pfalz einen Gegenkaiser erhielt. Ruprecht's Glück war von kurzer Dauer. Aber Wenzel hatte sich längst in Deutschland, wie in Böhmen, so verhaßt und verächtlich gemacht, daß er förmlich abgesetzt wurde, ob er gleich immer noch einige Anhänger behielt. So tief war die deutsche Kaiserwürde in den Augen der Nation noch nicht erniedrigt gewesen.

Das funfzehnte Jahrhundert brachte kein neues Glück für das deutsche Reich mit sich. Der Kaiser Siegmund, Bruder und Nachfolger des abgesetzten Wenzel, war kein gewöhnlicher Regent, aber mehr unruhig, als unternehmend. Die Deutschen halfen ihm, in Böhmen die Partei der Hussiten zu bekämpfen, die dem Staate so furchtbar geworden waren, als der Kirche. Zur Geschichte der deutschen Litteratur während der Regierung Siegmund's gehört die Uebertragung der sächsischen Chur, nach dem Aussterben des anhaltischen oder askanischen Hauses, an Friedrich den Streitbaren, Landgrafen von Thüringen und Markgrafen von Meissen, im Jahre 1422. Seit dieser Zeit wurden Thüringen und Meissen Obersachsen, und nicht selten vorzugsweise Sachsen ohne genauere Bezeichnung genannt. Man vergaß beinahe, daß das alte ächte Sachsenland nur in Niedersachsen und Westphalen zu suchen sey. Aber daß der obersächsische Dialekt in der deutschen Litteratur die Autorität erhalten würde, die ihn seit dem sechzehnten Jahrhundert so merkwürdig macht, konnte man zur Zeit Friedrich's des Streitbaren noch nicht ahnden.

Mit

Mit der Thronbesteigung Albrecht's II. von Oestreich, im Jahre 1437, fängt die Zeit an, da die deutsche Kaiserwürde fast in ununterbrochener Fortsetzung bis zur Auflösung des Reichs von einem östreichischen Fürsten an den andern überging. Die dauernde Verknüpfung des deutschen Reichs mit der nun entstehenden östreichischen Monarchie konnte aber nicht sogleich die Folgen haben, die sich erst unter Carl V. entwickelten. Die östreichische Monarchie, aus heterogenen Theilen zusammengesetzt, konnte sich um so weniger leicht consolidiren, da sie sich immer durch neue heterogene Theile zu erweitern strebte, während die älteren sich noch öfter wieder von einander ablöseten. Wien blieb nun gewöhnlich kaiserliche Residenz; aber die Hauptstadt des deutschen Geschmacks konnte diese Kaiserstadt schon deßwegen nicht werden, weil in ihr sich die Elemente sammelten, aus denen ungarischer, böhmischer, croatischer, niederländischer, italienischer und polnischer Geschmack mit dem deutschen zusammen fließen sollten. Rascher würde der Gang aller politischen Begebenheiten in Deutschland von Albrecht II. bis auf Carl V. zu einem Ziele geführt haben, wenn auf den viel versprechenden Albrecht, der nur zwei Jahre als Kaiser regierte, nicht ein so schläfriger und kleinlich denkender Regent gefolgt wäre, wie Friedrich III., der, zum Unglücke für Deutschland, über ein halbes Jahrhundert, vom Jahre 1439 bis 1493, auf dem Kaiserthrone saß. Gerade damals regte sich mit Macht ein neuer Geist des Fortstrebens in Deutschland; besonders zu einer wissenschaftlichen Bildung. Aber nie hatten auch die Bestandtheile des deutschen Reichs stärker gegen einander

selbst gekämpft, als unter der Regierung Friedrich's III., der nebenher die Rolle eines Gönners der Wissenschaften spielte. Die Kriege der Städte mit dem Adel, und der Fürsten bald mit den Städten, bald unter einander, wurden mit wilder Erbitterung geführt. Bis dahin hatte selbst das Faustrecht den Flor der Industrie in Deutschland befördert, weil es immer neue Kräfte aufregte, und weil am Ende durch ein gewisses Gleichgewicht der Parteien im Ganzen wieder hergestellt wurde, was im Einzelnen zu Grunde ging. Aber unter Friedrich III., der keiner Partei zur rechten Zeit zu Hülfe kam, und durch seine Einmischung in verderbliche Händel das Uebel gewöhnlich nur verschlimmerte, verlor der Unterdrückte den Muth. Das Kraftgefühl der Nation fing an zu schwinden. Mehrere Städte, die ihre republicanische Selbstständigkeit mit der letzten kriegerischen Anstrengung zu behaupten suchten, mußten sich dem Schicksale Preis geben, als die Gewalt der Fürsten vordrang. Dennoch blieb in Deutschland noch immer viel Energie. Zeigte sich auf einer Seite der Anfang von politischer Gleichgültigkeit und Erschlaffung, so glänzten auf der andern siegreiche Fürsten, und mächtige Reichsstädte vertheidigten sich im Genusse fürstlicher Rechte. Die deutsche Hanse war eine herrschende Macht im Norden von Europa.

Unter der Regierung Maximilian's I., vom Jahre 1493 bis 1519, kam die politische Verwirrung Deutschlands endlich zur Krise. Das Bedürfniß einer gänzlichen Abschaffung des alten Faustrechts wurde von allen Seiten so dringend gefühlt, daß Maximilian die Einführung eines ewigen Landfriedens

Carl V. hätte ohne Mühe die ganze deutsche Verfassung umstürzen und die deutschen Fürsten in oberste Reichsbeamte verwandeln können, wenn er nicht beim Ausbruche der Religionsunruhen seine ganze Macht gegen Frankreich hätte wenden müssen. Die katholisch gebliebenen Stände des deutschen Reichs waren nicht nur mit den protestantischen auf das bitterste entzweiet; sie folgten auch jeder seinem besondern politischen Interesse; und die Partei der Protestanten war durch den gemeinschaftlichen neuen Glauben so schwach verbunden, daß einige unter ihnen sogar auf die Seite des Kaisers traten, der den Protestantismus im Keime zu ersticken suchte. Ohne auf das Cammergericht zu achten, führten Reichsstände offenen Krieg mit einander. Und als endlich der schmalkaldische Bund der Protestanten den unvorbereiteten Kaiser überfiel, war eine einzige von ihnen verlorne Schlacht hinreichend, die Bundesarmee zu zerstreuen, und den Kaiser so mächtig zu machen, daß er den Churfürsten von Sachsen wie einen Staatsbeamten absetzen und die sächsische Chur an den Herzog Moritz übertragen konnte, der kaiserliche Partei gegen sein eigenes Haus genommen hatte. In der Schlacht bei Mühlberg, im Jahre 1547, die jene wichtigen Folgen hatte, gaben unter Carl's Truppen die Spanier den Ausschlag. So sah Deutschland zum ersten Male durch fremde Soldaten sein Schicksal bestimmt. Daß Moritz nachher den Kaiser verließ und auf die Seite des protestantischen Bundes trat, rettete Deutschlands Verfassung nur zufällig. Hätte Carl nicht fortwährend mit Frankreich zu kämpfen gehabt, so würde er an der Spitze seiner Spanier, die damals zu den ersten Soldaten der Welt gehörten,

ganz Deutschland nach Belieben haben umkehren und umformen können, weil sich ihm nirgends eine vereinte Nationalmacht entgegen stellte. Aber es bildete sich nun das europäische Staatensystem, in welchem die Starken, aus Eifersucht gegen einander, die Schwachen schützten; und diesem Systeme verdankte Deutschland seine politische Erhaltung. Die Trennung der östreichischen Monarchie von der spanischen, nachdem Carl V. alle seine Kronen niedergelegt hatte, kam den deutschen Reichsfürsten sehr erwünscht; aber sie selbst konnten nicht bewirken, daß ihnen die östreichische Macht nicht eben so gefährlich, wie die spanische, werden sollte. Der deutsche Nahme hatte sein Ansehen verloren. Und so lange im Innern des Reichskörpers die heftigen Zuckungen dauerten, die eine Folge der Kirchenrevolution waren, konnten auch Kunst und Wissenschaft in Deutschland bei der Verfassung, die den Reichsgesetzen gemäß war, wenig gewinnen. An trefflichen Köpfen fehlte es der Nation eben so wenig, als an gemeinnützigen Anstalten zu wissenschaftlicher Bildung. Deutsche Bücher wurden genug gedruckt. Aber die deutsche Litteratur blieb barbarisch, und von den deutschen Gelehrten selbst wenig geachtet. Die lateinische Sprache schien nicht nur die Sprache der neueren Gelehrsamkeit bleiben zu müssen; es gab auch kein Deutsch, das in Deutschland an die Stelle der lateinischen Sprache hätte treten können, bis der beschränkte Provinzial- und Local-Patriotismus endlich aufhörte, sich gegen die Gesamtsprache zu sträuben, die aus Luther's Schule hervorgegangen war.

Verständige Nachgiebigkeit von allen Seiten, und auch wohl gegenseitige Furcht der einen Partei

vor

vor der andern, bewirkten, daß auf die stürmischen Zeiten vom Ausbruche der Kirchenrevolution bis auf den Religionsfrieden im Jahre 1555, ein halbes Jahrhundert der Ruhe folgte. Zwei humane und friedliebende Kaiser, Ferdinand I. und Maximilian II. gaben dem Reiche ein schönes Beispiel der Toleranz. Rudolph II., der vom Jahre 1576 bis 1612 auf dem deutschen Kaiserthrone saß, ließ gern Alles gehen, wie es in Frieden gehen konnte, wenn ihn selbst nur niemand in seinem Laboratorium störte, wo er mit Hülfe seiner Alchemisten den Stein der Weisen zu finden hoffte. Unbenutzt blieb diese ruhige Zeit nicht für die Geistescultur der Deutschen, obgleich das getheilte Religionsinteresse die Gemüther in einer fortwährenden Spannung des Mißtrauens erhielt, und theologische Zänkereien für die vorzüglichste Geistesäußerung galten. Neue lateinische Schulen, neue Universitäten wurden gestiftet. Fürsten und Reichsstädte legten Bibliotheken an. Das Studium der alten Litteratur verbreitete sich. Die Naturwissenschaften fingen an, sich zu heben. Aber in keinem Theile der Nationallitteratur der Deutschen zeigte sich eine neue Kraft; nirgends etwas Kühnes, oder Großes. Hätte die deutsche Nation sich nur ein wenig mehr für das Nationale ihrer gemeinschaftlichen Angelegenheiten überhaupt interessirt, so müßte sie in diesen funfzig Jahren, da kein äußeres Hinderniß sie störte, auch auf dem Wege der ästhetischen Bildung, der theologischen Hindernisse ungeachtet, ganz andere Fortschritte gemacht haben.

3. Blicken wir von der politischen Epoche, die der Ausbruch des dreißigjährigen Krieges bezeichnet, zurück

zurück bis zu den Zeiten Rudolph's von Habsburg, so zeigt sich auch in der Sittengeschichte der Nation während dieser drei Jahrhunderte ein Zusammentreffen von Umständen, die der ästhetischen Geistesbildung sehr hinderlich waren [b]).

Die erste Folge der innern Auflösung des deutschen Reichs in eine Menge für sich allein sorgender politischer Mächte war eine schärfere Trennung des Adels von dem Bürgerstande. Bis gegen das Ende der Kreuzzüge war der Unterschied zwischen Adligen und Bürgerlichen in Deutschland noch sehr schwankend gewesen. Ein großer Theil der Städtebewohner stammte von freigebornen Männern ab; und die Väter der Classe, die nachher den Adel ausmachte, waren auch nichts weiter gewesen, als freigeborne Männer. Als schon der Adel von dem Bürgerstande abgesondert war, unterschieden sich in mehreren Städten die adligen Patricier von den gemeinen Bürgern. Aber der eigentliche Adel wollte auch die meisten Patricier nicht für seines Gleichen anerkennen. In wenigen großen Städten retteten einige angesehene adlige Familien die alten Rechte ihres Standes, ohne sich von der Bürgerschaft zu trennen, in deren Mitte sie bürgerliche Ehrenämter bekleideten. Gewogen konnte der Adel im Ganzen dem städtischen Wesen nicht seyn, weil auch Leibeigene, die ihren Herren entliefen, in den Städten gut aufgenommen und nicht

b) Eine gute Uebersicht der deutschen Sittengeschichte dieses Zeitraums, mit Nachweisung der merkwürdigsten historischen Quellen, findet sich in Milbiller's Fortsetzung der Geschichte der Deutschen von Risbeck, Band III. und IV.

t selten der Bürgerschaft einverleibt wurden. s eben diesem Grunde verachtete der Edelmann Bürger. Aber die Städte standen unter dem nittelbaren Schutze des Kaisers. Sie wurden den Kaisern besonders begünstigt, weil sie die serliche Autorität gegen die Anmaßungen der rsten nachdrücklich unterstützten. So lange nun klich das Reichsoberhaupt eine imposante Macht Innern des Reichs ausübte, konnte der Anta- nismus zwischen dem Bürgerstande und dem Adel h nicht leicht zu einer offenen Fehde werden, sehr auch das Streben beider Parteien dahin te. Einen gewissen Stolz des Adels mußte sich Bürgerstand um so billiger gefallen lassen, da höhere Geistescultur auf der Seite des Adels r. Aber zum Unglücke für diese Geistescultur, en poetische Denkmäler im vorigen Buche angezeigt d, mußte sich fügen, daß um dieselbe Zeit die serliche Autorität herabsank, als die Fürsten und rren der ritterlichen Poesie überdrüssig wurden, d der Bürgerstand sich dieser Poesie zu bemächti- n und ihr einen bürgerlichen Geist einzuhauchen fing. Gerade damals brach die offene Fehde ischen beiden Ständen mit der ganzen Wuth des genseitigen Hasses aus. Zu diesem Hasse kam er auf der Seite des Adels noch der Neid. Wäh- nd der Adel verwilderte, blühte die Industrie in n Städten mächtig auf. Je reicher die Städter rden, desto weniger achteten sie den Stolz des els. Der Edelmann, der jedes bürgerlichen Er- rbs sich schämte, suchte nun eine Ehre darin, ter dem Vorwande einer gerechten Fehde ein traßenräuber zu werden, den reisenden Kaufleu- n aufzulauern, um sie niederzuwerfen und auszu-

plün-

plündern, oder, wie es in der adligen Sprache des Zeitalters ganz freimüthig genannt wurde, vom Sattel zu leben. Wenn die Kaiser ein Mal eine Anzahl adliger Raubschlösser zerstört hatten, wurden neue aufgebauet. Aber auch von der Geistescultur geringe zu denken, die der Bürger mit dem Edelmanne theilen konnte, gehörte nun immer mehr zur adligen Denkart in Deutschland. Einzelne Ritter und Herren zeichneten sich durch Neigung zu poetischen und andern liberalen Studien rühmlich aus. Der baierische Ritter Jakob Püterich von Reicherzhausen sammlete in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts mit vielem Eifer eine Bibliothek von alten Rittergedichten aus dem schwäbischen Zeitalter c). Aber er selbst meldet, daß er wegen dieser Liebhaberei oft geneckt und ausgelacht sey. Wie wenig er an eigener Bildung jenen Rittergedichten verdankte, sieht man aus den geist- und geschmacklosen Reimereien, die ihn selbst zum Verfasser haben. Auch im sechzehnten Jahrhundert war einer der eifrigsten und geistreichsten Beförderer liberaler Studien in Deutschland ein Reichsbaron, der schwäbische Ritter Ulrich von Hutten. Andere von Adel legten sich mit Fleiß auf die römische und canonische Jurisprudenz, reiseten deßwegen nach Italien auf die Universität zu Bologna, und ließen sich sogar gefallen, daß ein Doctor der Rechte, auch wenn er von bürgerlicher Abkunft war, durch seinen Doctorhut gleichen Rang mit dem Edelmanne erhielt.

Aber

c) Dieser Püterich ist derselbe, dessen Andenken Adelung durch das lehrreiche litterarische Werkchen erneuert hat, das oben in den Anmerkungen schon angeführt werden mußte.

Aber die Denkart des deutschen Adels im Ganzen war seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts immer roher geworden, als ein neues Streben nach klassischer Gelehrsamkeit im sechzehnten Jahrhundert sich auch den höheren Ständen mittheilte. Des deutschen Adels vorzügliche Lust blieben Krieg, Turniere, Jagd, und Trunk. Je mehr altadlige Familien ausstarben, desto mehr wuchs der Ahnenstolz der übrigen. Und als nun auch der Flor der Städte sank, wurde jener Stolz des Adels gegen den Bürgerstand ein so drückender Hochmuth, daß zuletzt die gebildeteren Classen der deutschen Bürgerlichen den genaueren Umgang mit dem Adel absichtlich vermeiden mußten, wenn sie nicht von rohen Menschen, die ohne Verdienst auf ihre Ahnen pochten, mit einer Geringschätzung behandelt werden wollten, die sich höchstens als gnädige Herablassung hinter einer geschmacklosen, steifen Höflichkeit verbarg. Verlassen von den höheren Ständen, die am Ende doch in Sachen des Geschmacks gewöhnlich den Ton angeben, verlor also auch die deutsche Poesie in den Städten ihre Würde; und als Eigenthum der ganzen Nation blieb sie kaum noch vorhanden.

In den Städten hätten die deutschen Musen den Schutz finden können, den ihnen der Adel versagte, wenn nicht die städtische Cultur in Deutschland, durch das vierzehnte, funfzehnte und sechzehnte Jahrhundert, eben so unpoetisch gewesen wäre, als die adlige Rohheit. Mit inniger Theilnahme muß den Freund bürgerlichen Wohlstandes und bürgerlicher Energie die Geschichte der deutschen Städte aus diesem ganzen Zeitraume erfüllen.

len [d]). Fast immer im Kampfe mit den Fürsten und dem Adel, tapfer wie der Adel selbst, aber doch in keiner andern Absicht Krieg führend, als, um den Flor der Industrie in ihren Ringmauern zu sichern, wurden die Bürger der deutschen Reichsstädte vom vierzehnten Jahrhunderte bis gegen die Mitte des sechzehnten immer wichtigere Mitglieder des großen Nationalvereins, der wenigstens der Form nach unter dem Nahmen das deutsche Reich fortdauerte. Bald brachten sie es durch rastlose Thätigkeit und vernünftige Einrichtungen dahin, daß kein Land in Europa industriöser und reicher war, als Deutschland. Ein großer Theil des Welthandels vom Orient nach dem Norden ging durch die Hände deutscher Kaufleute. In allen Arten von mechanischen Künsten und Handwerken, die damals in Europa bekannt waren, übertrafen die Deutschen die meisten übrigen Nationen, und wurden von keiner übertroffen. Eine gemeinnützige Entdeckung und Erfindung führte zu andern. In diese Periode fallen die Entdeckung des Schießpulvers, die Erfindung des Leinenpapiers, und zuletzt der Buchdruckerei. Deutsche waren es, denen Europa diese neuen, auf die ganze Weltcultur wirkenden Künste, entweder ganz, oder doch größten Theils verdankte. Die Bergwerke des Harzes und des sächsischen Erzgebirges lieferten so viel edles

d) Die Skizze einer Culturgeschichte der deutschen Städte von Joh. Chrstph. Huscher (Culmbach, 1808) ist zwar eine sehr unvollkommene, aber doch als erster Versuch schätzbare Bearbeitung dieses reichhaltigen Stoffs. Mehr Specielles über einige der wichtigsten Punkte liefert Milbiller's oben angeführte Fortsetzung von Risbeck's Geschichte der Deutschen.

edles Metall, daß Deutschland vor der Entdeckung von Amerika auch an baarem Gelde reicher war, als die übrigen europäischen Staaten; und der größte Theil dieses baaren Geldes floß in den industriösen Städten zusammen. Folgen dieses Reichthums der deutschen Städte waren ein fröhliches Wohlleben und ein Luxus, der im funfzehnten Jahrhundert sogar einen Italiener, den Cardinal Piccolomini, genannt Aeneas Sylvius, nachher Pabst Pius II., in Erstaunen setzte. Nach der Versicherung dieses Fürsten der Kirche wohnte damals der König von Schottland nicht so gut, wie ein mittelmäßiger Bürger zu Nürnberg [e]). Eben dieser Prälat war von der Handelsthätigkeit der Deutschen so überrascht, daß er in der Sprache der Verwunderung sagte, der größte Theil der deutschen Nation bestehe aus Kaufleuten. Der gelehrte Conrad Celtes, der im funfzehnten Jahrhundert lebte, versichert, das meiste Hausgeräth eines wohlhabenden Nürnbergischen Kaufmannes sey von Gold und Silber gewesen [f]). Geputzte Bürgersfrauen waren mit kostbarem Geschmeide überladen. Aus dem sechzehnten Jahrhundert ist die Anekdote von dem reichen Augsburger Fugger bekannt, der den Kaiser Carl V. an einem Caminfeuer von Zimmtholz bewirthete, und in diesem Feuer die Verschreibungen

e) Einer der merkwürdigsten Beiträge zur Cultur- und Sittengeschichte der Deutschen des funfzehnten Jahrhunderts ist die Schrift dieses Cardinals Aeneas Sylvius De moribus Germanorum, in seinen sämmtlichen Werken.

f) *Conradi Celtis* Descriptio urbis Norimberg., ap. Pirkheimer, Opp. p. 6.

bungen wegen ansehnlicher Summen, die ihm der Kaiser schuldig war, großmüthig verbrannte. Aber so glücklich sich die deutschen Bürger bei ihrer Industrie und ihrem Reichthume auch befinden mochten, so wenig gewannen sie an ästhetischer Bildung. Gerade dieser allgemein herrschende Trieb des Erwerbs und des prunkenden Genusses machte sie unempfänglich für die feineren Freuden des Geistes. Bei ihren Festen vertrat der Ueberfluß die Stelle des Geschmacks. Wäre die Poesie in den Städten nur ein wenig mehr zu Ehren gekommen, so würde sie nicht den Handwerkern überlassen geblieben seyn, in deren Hände sie zufällig gerathen war. Während die Handwerker in ihren Singeschulen mit zunftmäßiger Rechtlichkeit den Musen zu huldigen glaubten, hatten die Burgemeister und Rathsherren und die übrigen Bürger der vornehmeren Classen ganz andere Sorgen. Eine glückliche Handelsspeculation war ihnen mehr werth, als alle Verse; und was sie etwa von Gelehrsamkeit am höchsten schätzten, mußte, wie das Corpus Juris, seinen bürgerlichen Nutzen haben. Indessen veranlaßte doch das Bedürfniß öffentlicher Vergnügungen in den reichen Städten die Entstehung des deutschen Theaters, so roh und geschmacklos auch die Schauspiele blieben, mit denen man sich begnügte.

4. Unter Umständen, wie diese, konnten auch die Fortschritte, die die Deutschen in den Wissenschaften machten, eben so wenig, als die steigende Cultur mehrerer schönen Künste in Deutschland, auf die Nationalpoesie günstig einwirken.

Seit

Seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts
rden in Deutschland so viele Universitäten
iftet, als ob dieses Land bestimmt wäre, die
iege aller Gelehrsamkeit zu werden. Auf die Uni-
sität zu Wien, gestiftet im Jahre 1333, folgte
Jahre 1346 die zu Heidelberg; und noch wäh-
d des vierzehnten Jahrhunderts entstanden die
iversitäten zu Prag, Cölln, Erfurt; im funf-
nten Jahrhundert die zu Würzburg, Leipzig,
stock, Basel, Freiburg, Greifswald, Ingolstadt,
ier, und Mainz. Im sechzehnten Jahrhundert
gten die Universitäten zu Wittenberg, Frankfurt
der Oder, Marburg, Königsberg, Jena, Helm-
dt, Altdorf, Grätz und Paderborn. Ein sol-
r, drei Jahrhunderte lang dauernder Eifer der
itschen Fürsten und Regierungen, die Wissen-
aften durch öffentliche Lehranstalten zu verbreiten,
t sich nur aus der Achtung erklären, die die
eutschen vor Wissenschaft überhaupt empfanden,
ch ehe der wissenschaftliche Geist der Nation sich
wickelt hatte. Dieser Zug in der deutschen
enkart jener Zeiten ist um so merkwürdiger, weil
Geist der Nation im Ganzen sich nicht merk-
verfeinerte, der Adel sich am liebsten mit kriege-
hen Uebungen, oder mit der Jagd und beim vol-
Becher ergötzte, und der betriebsame Städter
e Geisteskräfte vorzüglich auf technische Erfin-
ngen verwandte. Daß die Deutschen ein Mal
züglich durch ihre Universitäten die unterrich-
ste und aufgeklärteste Nation in Europa werden
rden, ließ sich damals noch nicht ahnden. Ein
nkles Interesse, ein unbestimmtes Gefühl für die
ürde und Wichtigkeit der Wissenschaften, unter-
zt durch religiöse und bürgerliche Zwecke, ver-

trat die Stelle einer freieren und helleren Einsicht. Der wichtigste Nutzen der Universitäten schien ihren Gründern und Pflegern die Ausbildung und Verbreitung des Studiums der positiven Theologie und der positiven Jurisprudenz. Von beiden mußte denn doch auch der junge Herr von Adel ein wenig verstehen, wenn er mit Ehren geistliche und weltliche Aemter verwalten wollte. Medicinische Kenntnisse, so gut das Zeitalter sie gab, und die scholastische Philosophie, die bis dahin nur in Italien, Frankreich und England geblühet hatte, schlossen an jene positiven Wissenschaften sich an. Aber von den liberalen Studien, die den menschlichen Geist im Ganzen bilden und aufklären, war kaum die Rede, bis gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts die alte classische Litteratur auch in Deutschland bekannter zu werden anfing. Der deutschen Nationallitteratur, besonders der poetischen, waren die vielen Universitäten bis dahin mehr schädlich, als nützlich. Die gelehrte Sprache der Universitäten war ausschließlich die lateinische; und was man auf diesen Instituten lernte, gab allen Geisteskräften eine antipoetische Richtung. Und als nun endlich die alte classische Litteratur in Deutschland zu neuen Begriffen und Ansichten, und überhaupt zu einer liberaleren Vorstellungsart führte, hemmten andere Umstände, besonders die Kirchenrevolution, fast alle ästhetischen Wirkungen des Studiums der griechischen und römischen Autoren.

Mit welchem Eifer die Deutschen strebten, die Werke der alten Classiker, sobald sie sie kennen lernten, in die Nationallitteratur zu verpflanzen, beweisen die deutschen Uebersetzungen römischer Auto-

Autoren, und auch eines griechischen Werks, aus den letzten Decennien des funfzehnten und den ersten des sechzehnten Jahrhunderts [g]). Eines der ältesten Bücher, die in deutscher Sprache gedruckt sind, ist die Uebersetzung von Ovid's Kunst zu lieben, vom Jahre 1482, noch zwei Mal im funfzehnten Jahrhundert aufgelegt. Dann folgten die Uebersetzung des Terenz, im Jahre 1486; der Fabeln des Aesop, Avienus und anderer Fabulisten, im Jahre 1487; der Moral des Cicero; der Probleme des Aristoteles; des Livius im Jahre 1505; der Aeneide Virgil's von dem Satyriker Thomas Murner im Jahre 1515; des Sallust, von Dieterich von Pleningen in demselben Jahre; einiger Lustspiele des Plautus, im Jahre 1518; einer Abhandlung des Plutarch, im Jahre 1519. Aus dem Italienischen wurde das Decameron des Boccaz schon im funfzehnten Jahrhundert verdeutscht und bis zum Jahre 1519 drei Mal gedruckt. Aber ehe noch diese sehr rohen Uebersetzungen eine merkliche Wirkung auf den litterarischen Geschmack der Nation thun konnten, erlosch, bis gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts, auch der Eifer, ihre Anzahl zu vermehren. Die meisten deut-

g) Weitere Auskunft über diese Uebersetzungen findet man in Panzer's Annalen der älteren deutschen Litteratur (Nürnberg, 1788, und 1805, in 4.), Band I. und in den Zusätzen (Nürnberg, 1802.) Aus diesem trefflichen bibliographischen Werke kann man überhaupt den Gang, den die deutsche Nationallitteratur im Ganzen von der Erfindung der Buchdruckerei bis zum Jahre 1526 genommen, am besten kennen lernen.

deutschen Bücher, die im sechzehnten Jahrhundert gedruckt sind, betreffen theologische Händel und die Angelegenheiten der Kirche. Nur in einigen lateinischen Schriften deutscher Gelehrten zeigte sich fortwährend ein Streben nach der geistvollen Correctheit, Bestimmtheit und Leichtigkeit des Ausdrucks, die den Deutschen in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts und den ersten Decennien des sechzehnten durch die unvergeßlichen Restauratoren der alten Litteratur, Rudolph Agricola, Conrad Meissel, genannt Celtes, und Johann Reuchlin, bekannt geworden waren [gg]).

Der romantische Geschmack, der bei den Deutschen seit dem dreizehnten Jahrhundert immer mehr ausgeartet, aber nicht untergegangen war, wurde durch das Studium der griechischen und römischen Autoren lange Zeit weder geläutert, noch dem Geschmacke des classischen Alterthums unterworfen. Man hatte in Deutschland gar keinen Sinn für dasjenige, was die griechische und römische Poesie von der romantischen wesentlich unterscheidet. Man romantisirte die alten Classiker, indem man sie treulich zu übersetzen glaubte. Auffallend zeigte sich hier wieder der Unterschied zwischen der germanischen Geistescultur und der romanischen des südlichern Europa. Die Poesie in den neueren Sprachen, die aus der lateinischen entstanden sind, trug in sich selbst schon die Anlage zu einer Betreun-

gg) Ueber diese drei gelehrten Männer und ihr Verdienst um die Geistescultur der Deutschen findet man die beste Nachweisung in Hegewisch's Allgemeiner Uebersicht der deutschen Culturgeschichte bis zu Maximilian I. Hamburg, 1788, in 8.

freundung mit der alten classischen Litteratur. Aber eine Sprache, wie die deutsche, die sich nur einige Wörter aus der lateinischen angeeignet hatte, war gar kein natürlicher Canal, die antike Denk- und Sinnesart in die romantische herüber zu leiten. Was bei den romanisch redenden Nationen nur eine Rückkehr der litterarischen Cultur zu ihrer Quelle war, mußte in Deutschland ganz neuer Auslauf von Anfangspunkten werden, die sich lange Zeit gar nicht zeigen wollten. Die ganze Vorstellungsart der Deutschen mußte verfeinert und zugleich der romantischen entfremdet werden, ehe sie nur einmal ahnden konnte, was denn eigentlich das Charakteristische und Nachahmungswerthe des antiken Geschmacks sey. Ihren alten romantischen Geschmack aufzugeben, so barbarisch er auch geworden war, machten die Deutschen zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts und zu Anfange des sechzehnten nicht nur gar keine Anstalt; sie zogen vielmehr, sobald die Buchdruckerkunst öffentlich ausgeübt wurde, mit den Gedichten des classischen Alterthums zugleich einige ihrer alten Nationalgedichte aus dem dreizehnten Jahrhundert wieder hervor. Damals wurde zum ersten und bis jetzt einzigen Male der Titurel und der Parcival des Wolfram von Eschenbach gedruckt [h]). Das Heldenbuch, wenn gleich sehr entstellt, wurde dem deutschen Publicum von neuem lieb und werth, da es durch mehrere Ausgaben im sechzehnten Jahrhundert verbreitet wurde [i]). Größere und kleinere romantische Erzählungen

h) Vergl. oben Seite 134.

i) Vergl. oben Seite 149.

lungen in Prose, den alten metrischen nachgebildet, kamen in Umlauf. Fünf Ausgaben einer romantischen Erzählung von der Zerstörung der Stadt Troja, die erste vom Jahre 1474, und die fünfte von 1510, werden von den Bibliographen nachgewiesen. Alle diese romantischen Werke mußten für den Theil des deutschen Publicums, den die schöne Litteratur in der Muttersprache interessirte, weit mehr Anziehendes haben, als die Uebersetzungen aus dem Lateinischen und Griechischen. Dafür sahen die Latinisten auf den Schulen und Universitäten mit Geringschätzung auf die vaterländische Litteratur herab. Glaubten sie, ein erträgliches Latein schreiben zu können, so war ihnen wenig daran gelegen, ob sie sich in ihrer Muttersprache noch so barbarisch und geschmacklos ausdrückten. Ein Beispiel geben die Schriften und Briefe des feinen und verständigen Philipp Melanchthon. Und so wie dieser, unter den Theologen seiner Zeit elegante Schriftsteller seinen Familiennahmen Schwarzerd in das Griechische übersetzen zu müssen glaubte, damit der Nahme nicht mit der Gelehrsamkeit contrastire, schien auch andern deutschen Gelehrten schicklich, in ihren Familiennahmen die Muttersprache zu verleugnen. Hatte doch schon der berühmte Restaurator der alten Litteratur Conrad Meissel, in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, sich Celtes genannt! Reuchlin wurde gewiß von mehreren Gelehrten darüber getadelt, daß er dem Rathe nicht folgen wollte, sich Capnio zu nennen. Die deutsche Sprache kam den deutschen Gelehrten, mit einem Worte, so barbarisch vor, daß si sich ihrer nur aus Noth, im gemeinen Leben und bei besonders populären Ver-

hand-

handlungen, bedienten. Dieß war die erste Folge des Studiums der alten classischen Litteratur in ihren Einflüssen auf die deutsche. Auf den Schulen und Universitäten, die bestimmt waren, die Wissenschaften empor zu bringen, bildete sich jener lateinische Pedantismus, der sich selbst der geschmackvollsten Werke des classischen Alterthums bediente, eine neue Geschmacklosigkeit einzuführen. Es ist bekannt, wie lange sich diese, aus dem funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert abstammende Denkart der deutschen Gelehrten erhalten hat. Darum hat auch die Menge der Schulen und Universitäten in Deutschland, bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, nicht nur fast gar nichts zur Bildung des Geschmacks in der Nationallitteratur beigetragen; sie hat sogar die Fortschritte dieser Litteratur beinahe um dritthalb hundert Jahr aufgehalten. Einzelne treffliche Männer suchten ein ästhetisches Band zwischen der Gelehrsamkeit und der Litteratur in der Muttersprache anzuknüpfen. Die Schullehrer und Professoren aber blieben stolz auf ihren anti-teutonischen Pedantismus. Sie würdigten das Studium der deutschen Sprache und Litteratur höchstens als eine Nebensache, mit der sich der Gelehrte allenfalls beiläufig und ohne besonderes Interesse beschäftigen könne.

Was die Deutschen in mehreren schönen Künsten, vom vierzehnten Jahrhundert bis in das siebzehnte, leisteten, stand fast in gar keiner Verbindung mit ihrer Litteratur. In der Baukunst wetteiferten die Deutschen nur so lange glücklich mit andern Nationen, als der Geschmack sich erhielt, den man den gothischen nennt. Da entstan-

den der Münster zu Straßburg, der Dom zu Magdeburg, und andere bewundernswürdige Denkmäler architektonischer Größe, Kraft und Leichtigkeit in Deutschland. Aber als in Italien, zugleich mit der alten Litteratur, auch die griechische Baukunst wieder erwachte, konnten die Deutschen den neuen Mustern der architektonischen Schönheit nicht folgen. Anfangs war ihnen die neue Architektur zu fremd; und bald darauf verlor sich bei der deutschen Nation das edle Selbstgefühl, das sie zu großen und kühnen Unternehmungen auch in der Kunst begeistert hatte. Wäre Deutschlands bürgerlicher Wohlstand nicht schon im Sinken gewesen, und wäre die Nation nicht durch die kirchlichen Unruhen noch mehr von allem ästhetischen Interesse abgezogen worden, als die schöne Kunst in Italien sich mächtig erhob, so würden vermuthlich die Deutschen des sechzehnten Jahrhunderts, wetteifernd mit den Italienern und Niederländern, auch in der Mahlerei nicht zurückgeblieben seyn; denn die Werke von Hans Holbein, Albrecht Dürer, Lukas von Cranach, und andern Meistern, beweisen, daß die deutsche Mahlerschule sich schwerlich würde von der niederländischen haben übertreffen lassen, wenn sie in ihrem Vaterlande mehr Unterstützung und Ermunterung gefunden hätte. Seit dem Ausbruche der kirchlichen Unruhen war die ganze Stimmung der deutschen Nation allen schönen Künsten ungünstig. Glücklicherweise vertrug sich der unästhetische Charakter des Protestantismus noch am besten mit der Musik, die den Deutschen immer eine sehr werthe Kunst gewesen war. Aber besondern Vortheil konnte die schöne Litteratur von dem Kirchengesange nicht ziehen. Wenn der Zweck der Erbauung

bauung erreicht wurde, blieb die Poesie des Ge-
anges in den Kirchen bloße Nebensache.

5. Wie nachtheilig die Kirchenrevolution
m Ganzen und Einzelnen auf die ästhetische Gei-
tesbildung der Deutschen wirkte, zeigt sich bei je-
er unbefangenen Ansicht der deutschen Litteratur
es sechzehnten Jahrhunderts.

Hätte Luther seinen kühnen Sturm gegen die
äbstliche Hierarchie nicht gerade damals unternom-
nen und zur größten Nationalangelegenheit in
Deutschland gemacht, als die Litteratur des classi-
chen Alterthums bei den Deutschen, wie bei an-
ern Nationen, emporkam, so würde die Reform
es Geschmacks, die von einer verständigen Nach-
hmung der Alten ausgehen mußte, in Deutschland
icht auf lange Zeit unterdrückt worden seyn, ehe
e nur einmal einen glücklichen Anfang genommen
atte. Luther wollte den menschlichen Geist von
iner drückenden Sclaverei erlösen. In seinem Feuer-
ifer für eine Lehre, die ihm die wahre zu seyn
chien, bedachte er nicht, daß er nur einen neuen
linden Glauben an die Stelle des alten ein-
ührte. Denn Luther's Glaube an den Buchstaben
einer Bibel war im Grunde eben so blind, als
er Glaube der Katholiken, die in dem Pabste
nd der Kirche die einzigen von Gott bestellten
nd begeisterten Ausleger des wahren Sinnes der
Bibel verehrten. Wenn es auf Vernunftgründe
nkam, zu beweisen, nicht so wohl was in der Bi-
bel geschrieben stehe, als, wie dieses Buch durch
consequente Auslegung verstanden werden, und in
welchem Sinne es überhaupt, und nicht um des
todten Buchstabens willen, geglaubt werden müsse,

so

so räsonnirten die Protestanten gerade so, wie die Katholiken, in einem Zirkel von Voraussetzungen, deren letzter Grund ein Glaube blieb, über den sich nicht weiter disputiren ließ. Viel gewonnen war für die Zukunft dadurch, daß die Protestanten lernten, ihrer Vernunft mehr zu trauen, als jeder von einem Pabst und Concilium, oder auch von einem Consistorium, proclamirten Satzung. Noch mehr gewonnen war durch die Beschränkung der Hierarchie, die doch nun nicht mehr beinahe in ganz Europa Jeden, wer seiner Vernunft mehr, als allen Satzungen trauete, zum Scheiterhaufen verdammen konnte. Aber ehe der Protestantismus die Vernunft wirklich in Freiheit setzen konnte, mußte die trübe Zwischenperiode erfolgen, wo die alte Partei, um sich vor Ketzerei zu sichern, eifriger, als vorher, alle neuen Vorstellungsarten abwehrte, während die neue Partei, um sich doch um eine bestimmte Glaubensregel vereinigen zu können, Jeden verketzerte, wer nicht die Augsburgische Confession, oder die Concordienformel, oder irgend eine andere Reihe proclamirter Satzungen, gleich Aussprüchen des heiligen Geistes, für die untrügliche Glaubensregel annahm. Mit neuer Verketzerungswuth kämpften die protestantischen Secten gegen einander, besonders die Lutheraner und Calvinisten. Wer nun nicht selbst Lutheraner, oder Calvinist, oder Mitglied einer andern neuen Religionssecte nach bestimmten Satzungen ist, der wird den zufälligen Sieg, den hier und da der lutherische Catechismus, oder der heidelbergische, über den römischen gewannen, nicht mit errungener Freiheit des Geistes verwechseln. Eben so wenig wird er eine besondere Aeußerung der Vernunft in dem fanatischen

schen Hasse gewahr werden, mit dem die ersten und eifrigsten Protestanten, besonders die von der sogenannten reformirten Kirche, die religiösen Symbole des katholischen Cultus als Zeichen des Aberglaubens verfolgten, während sie selbst mit ihren kalten Begriffen nicht tiefer in die Geheimnisse des Glaubens eindringen konnten, als längst vor ihnen die Kirchen- und Concilien-Väter. Nur da erscheint Luther als wahrhaft großer Mann, wo wir ihn nach seiner subjectiven Vorstellungsart, mit seinem Enthusiasmus für alles, was ihm Wahrheit und Recht zu seyn schien, kühn und standhaft handeln sehen. Seine Größe lag in seinem Charakter. Hätte er als denkender Kopf freier um sich geschauet, und, wie manche andere denkende Köpfe seiner Zeit, das Verhältniß des Glaubens zur Einsicht tiefer durchschauet, so würde er vielleicht auch nicht die Hoffnung aufgegeben haben, daß sich Alles, was die römische Hierarchie Verderbliches für den menschlichen Geist hatte, nach und nach von selbst verlieren werde. Daß der hierarchische Katholicismus sich läutern werde, nicht durch sich selbst, oder durch Kirchenversammlungen, wohl aber durch den Einfluß des veränderten Zeitgeistes, dafür schien die Denkart der Aufgeklärten schon im sechzehnten Jahrhundert zu bürgen. Sich öffentlich mit der Kirche zu entzweien, konnte keinem Philosophen Bedürfniß werden; und für das Volk konnte keine Philosophie die Stelle der Kirche vertreten. Die wiederhergestellte Philosophie des griechischen Alterthums war die Quelle, aus welcher damals die vorzüglichsten Köpfe Begriffe schöpften, durch die sie sich über den herrschenden Aberglauben erhoben. Diese Philosophie, an welcher

der

der blinde Glaube keinen Antheil hatte, führte sicher zu der Freiheit des Geistes, von welcher die meisten Protestanten nur träumten. Aber Luther hielt wenig von den heidnischen Philosophen. Wenn es in Europa früher dahin gekommen wäre, daß die weltliche Macht der Staaten nach aufgeklärteren Begriffen regierte, so würden die päbstlichen Bannstrahlen von selbst zu Theaterblitzen geworden seyn. Aber daß es noch lange Zeit dahin nicht kam, bewirkte vorzüglich die stürmische Kirchenrevolution. Sie beschenkte einen Theil von Europa mit einer schimärischen Geistesfreiheit, die sich das Ansehen der wahren zu geben wußte. Sie lähmte die Philosophie, die eben erst jugendlich wieder erwacht war. Sie beförderte nur die Wissenschaften, die mit dem Studium der Bibel in unmittelbarer Verbindung standen; den freien Geist des Wissens im Ganzen konnte sie weder beleben, noch bilden. Um des Bibelstudiums willen lernten die Protestanten eifrig die alten Sprachen; aber die alte Litteratur wurde in den protestantischen Schulen beinahe zum bloßen Vehikel des Lexikons und der Grammatik. Der Katholicismus stritt damals überhaupt unmittelbar gegen keine liberale Geistesbildung, wenn nur niemand öffentlich die Kirche meistern wollte. Der Protestantismus mußte seine Anhänger illiberal und gleichgültig gegen Alles machen, was sich nicht auf die neue Lehre bezog, so lange diese Lehre noch in Gefahr schwebte, von der alten Partei wieder unterdrückt zu werden. Während in Italien die Dichter sich mit der Kirche so wenig, als möglich, zu schaffen machten, war die wichtigste Aufgabe der Poesie für die deutschen Protestanten, die Gemüther durch neue Kirchenlieder zu erbauen.

Unter

Unter den Einflüssen des symbolischen Cultus, der in der katholischen Kirche die Phantasie beschäftigte, erreichten die schönen Künste die äußerste Höhe der Vortrefflichkeit. Der Protestantismus wollte den Verstand auf den Thron setzen, von welchem er die Phantasie herab riß. Die schönen Künste flohen vor ihm; und der Verstand wurde gefesselt an neue Dogmen, die von einem unbefangenen Denker eben so abergläubisch gefunden werden können, wie die katholischen Symbole k).

Mit Unrecht würde man dem Protestantismus vorwerfen, daß er die einzige Ursache gewesen, warum die Deutschen des sechzehnten Jahrhunderts so wenige Fortschritte in den liberalen Studien machten, und in ihrer Nationalpoesie weder den romantischen Geschmack vervollkommneten, noch den antiken sich zueignen lernten. Alles, was die Denk- und Sinnesart der Deutschen seit dem vierzehnten Jahrhundert unpoetisch gemacht hatte, dauerte im sechzehnten fort. Die Kirchenrevolution bewirkte nur, daß die Nation in ihrer ästhetischen Bildung stehen blieb, wo sie stand, und daß die Einflüsse von außen, und auch das Studium des classischen Alterthums keine merkliche Veränderung des Geschmacks in Deutschland zur Folge hatten. Auch läßt sich nicht leugnen, daß die Rückwirkung des

k) In der meisterhaften Preisschrift über die politischen und intellectuellen Wirkungen des Protestantismus von Hrn. v. Villers ist vortrefflich gezeigt, welche wohlthätigen Einflüsse auf die Fortschritte des menschlichen Geistes der Protestantismus in der Folge hatte, da die Zeit der Stürme vorüber war. Darüber, so weit es die Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit angeht, mehr in den folgenden Büchern.

des Protestantismus auf die deutschen Katholiken der freien Geistesbildung der ganzen Nation am nachtheiligsten war, und daß deßwegen die Regeneration der deutschen Poesie und die neue Schöpfung der deutschen Litteratur im achtzehnten Jahrhundert fast ganz den Protestanten überlassen bleiben mußte, weil die deutschen Katholiken, um nur nichts von dem alten Glauben einzubüßen, in Allem, was Werk der freien Geistesthätigkeit ist, weit hinter den Protestanten zurückgeblieben waren.

6. Zur Beredsamkeit, im weiteren Sinne des Worts, stand das Zeitalter in Deutschland vom vierzehnten bis gegen das siebzehnte Jahrhundert in einem ganz andern Verhältnisse, als zur Poesie.

Wo so vieler Verstand sich regt, wie damals in Deutschland, da muß das Bedürfniß erwachen, in einer bestimmten Prose mit Kraft und Leichtigkeit seine Gedanken auszudrücken. Sichtbar entwickelte sich auch die Prose in der deutschen Litteratur schon während des vierzehnten Jahrhunderts. Einen Schwung, den sie dem Geschäftsleben nicht verdanken konnte, gab ihr der religiöse Geist der Deutschen. Von den Schriften des frommen Mystikers Tauler und einiger Andern, die, wie dieser merkwürdige Mann, von übersinnlichen Dingen und überschwänglichen Gefühlen in deutscher Sprache zu reden wagten, muß in der Geschichte der deutschen Beredsamkeit ausführliche Nachricht gegeben werden. Aber das fortwährende Hinderniß aller Fortschritte, welche die deutsche Prose im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert hätte machen können, war der Mangel einer Gesamtsprache für die Nation. Und da auch die Dialekte in einander

ander übergingen, so fehlte es durchaus an festen grammatischen Formen. Kaum läßt sich errathen, woher den Deutschen eine Gesamtsprache gekommen seyn sollte, wenn nicht Luther's Deutsch von seinen Anhängern als Mustersprache hervorgehoben, und, weil es auch ohne Beziehung auf kirchliche Parteien diese Auszeichnung verdiente, zuletzt auch von den Katholiken angenommen wäre. Derselbe religiöse Geist, der schon im vierzehnten Jahrhundert zur Bildung der deutschen Prose das Meiste beitrug, überwand also im sechzehnten alle Hindernisse. Und wenn gleich nach Luther noch über ein halbes Jahrhundert verging, ehe das von ihm eingeführte Deutsch auch nur unter den Protestanten in Deutschland allgemein das herrschende wurde, so macht doch Luther in der Geschichte der deutschen Prose die merkwürdigste Epoche.

Zweites Capitel.

Geschichte der deutschen Poesie während dieses Zeitraums.

Gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts ließ der romantische Rittergesang der Deutschen noch nicht erwarten, daß er in einen handwerksmäßigen Meistergesang ausarten würde. Noch sangen Fürsten und Herren im schwäbischen Dialekte, wenn auch nicht mehr mit dem Feuer, wie die früheren Dichter, deren Weise sie nachahmten, doch mit wahrhaft romantischem Ge-

fühle. Und mancher Dichter von geringerer Herkunft, auch wohl hier und da schon ein vorzüglich gebildeter Handwerksmann, bemühete sich wenigstens, denselben Ton zu treffen, der auch an den Höfen gehört werden durfte, wo deutsche Poesie noch etwas galt.

Eine völlige Absonderung der sogenannten Minnesinger von den Meistersängern, deren handwerksmäßige Art, zu dichten, in den deutschen Reichsstädten emporkam, ist eben so unhistorisch, als die Meinung derer, die uns überreden möchten, daß der schöne Minnegesang des dreizehnten Jahrhunderts und der frostige Meistergesang des funfzehnten wesentlich eine und dieselbe Art von Poesie, oder Dichterei, sey, oder gar, daß der romantische Liebes- und Heldengesang der deutschen Ritter und anderer Dichter, die offenbar Nachahmer der Provenzalen waren, nur ein veredelter national-deutscher Volksgesang gewesen, dessen sich auch schon in den ersten Zeiten des städtischen Wesens in Deutschland die Handwerker hätten befleißigen können. Wo der charakteristische Geist einer gewissen Art, zu dichten, verschwunden ist, da ist auch nicht mehr dieselbe Poesie vorhanden. Eine Aehnlichkeit der metrischen Formen in den Gesängen der frühesten ritterlichen Minnesinger und der späteren bürgerlichen Meistersänger ist nicht zu verkennen; aber diese Aehnlichkeit beweiset nur, daß ein Theil der alten Form, wie es auch in andern menschlichen Dingen zu geschehen pflegt, ohne den Geist, der sie schuf und belebte, fortdauern und als bloße Formalität in Ansehen bleiben konnte. Von uralten national-deutschen Volksgesängen in

den

den Versarten die der ritterliche Minnegesang mit dem, aus ihm entstandenen, bürgerlichen Meistergesange zum Theil gemein hat, ist noch keine Spur zu entdecken gewesen. Erwiesen aber ist, daß die deutsche Liebes- und Heldenpoesie der mittleren Jahrhunderte in ihrer romantischen Herrlichkeit erst dann aufblühte, als sie sich nach der provenzalischen zu bilden anfing. Es läßt sich also auch nicht wohl bezweifeln, daß die Aehnlichkeit mehrerer metrischen Formen, besonders der künstlicheren, in der provenzalischen Poesie und der deutschen des dreizehnten Jahrhunderts ursprünglich dem südlicheren Himmelsstriche angehört, dessen Einflüsse der deutschen Phantasie einen ganz neuen poetischen Schwung gegeben hatten. Eben diese Formen konnten nachher, ihres Geistes beraubt, wie ein Erbstück des Zeitalters, in den zunftmäßigen Schulen der Meistersänger fortdauern. Dessen ungeachtet, so wesentlich auch der ritterliche Minnegesang am deutschen Parnasse von dem auf ihn folgenden bürgerlichen Meistergesange verschieden ist, gehören beide zusammen. Nicht nur findet sich keine Nachricht von einer ursprünglichen Entstehung eines bürgerlichen Meistergesanges in den deutschen Reichsstädten; auch der Geist und Styl der letzten Denkmäler jenes sogenannten Minnegesanges im schwäbischen Dialekte gehen sichtbar in den Geist und Styl des späteren Meistergesanges über. Schon gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts und zu Anfange des vierzehnten sangen in der eingeführten Manier, und noch immer im schwäbischen Dialekte, mehr Dichter von geringerer Abkunft, als Fürsten und adlige Herren. Diese Dichter wurden vermuthlich aus Höflichkeit Meister genannt, weil

sie nicht Herren heißen durften, und doch auch einen ehrenvollen Titel haben sollten. War doch mancher sehr vornehme Ritter Meister in einem andern Sinne des Worts genannt worden, weil das Wort Meisterschaft von Alters her, wie noch jetzt, eine jede Vorzüglichkeit und eminente Vortrefflichkeit, es sey in einer Kunst, oder Wissenschaft, oder Geschicklichkeit, bedeutete. Dieser Titel kommt also gar nicht in Betracht, wo wir die ritterlichen Minnesinger von den bürgerlichen Meistersängern absondern wollen. Eigentliche Meistersänger sind die Handwerker, die auch Meister hießen, und in ihren zunftmäßig eingerichteten Singeschulen einen Theil der metrischen Formen, aber außerdem auch fast gar nichts, von der romantischen Liebes- und Heldenpoesie beibehielten, durch deren Ausartung ihre gutmüthige und collegialische Reimerei entstanden war. Zu den Minnesingern sind aber auch die Dichter von geringerer Abkunft zu zählen, die den alten Ton des ritterlichen Liebes- und Heldengesanges nicht verfehlten *).

Ueber-

a) Die Mißverständnisse über den Unterschied zwischen den deutschen Minnesingern und Meistersängern (warum sagt man nicht mehr, wie ehemals, Meistersinger?) sind, seitdem Bodmer diese Unterscheidungsnahmen eingeführt, neulich noch verwickelter geworden durch die verwickelte Manier, in welcher die Herren Grimm und Docen ihre streitenden Meinungen darüber vorgetragen haben. Man sehe besonders die Schrift von Hrn. Jacob Grimm über den altdeutschen Meistergesang (Göttingen, 1811, in 8.). Glücklicherweise ist die ganze Sache eben nicht von besonderer Wichtigkeit. Daß die Poesie der sogenannten Minnesinger und der Meistersänger ursprüng-

Ueberhaupt läßt sich der Vorrath deutscher Gedichte, die sich aus diesem langen Zeitraume, vom letzten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts bis in die erste Hälfte des siebzehnten, erhalten haben, am natürlichsten nach drei Abtheilungen ordnen. In die erste dieser Abtheilungen gehören die Gedichte, die das schwäbische Zeitalter beschließen; die zweite umfaßt die Reimereien der zunftmäßigen Meistersänger, und andere poetische Werke, die um dieselbe Zeit entstanden, als die Meistersänger sei eine beliebte Nationalpoesie der Deutschen geworden war, also vorzüglich die poetische Litteratur der Deutschen aus dem funfzehnten Jahrhundert. Die dritte Abtheilung fängt an mit dem Zeitalter der Kirchenrevolution und begleitet dieses Zeitalter bis in die ersten Schrecken des dreißigjährigen Krieges. Nach diesen drei Abtheilungen kann man zugleich die Hauptveränderungen der poetischen Sprache der Deutschen in der Periode des Uebergangs von der älteren deutschen Litteratur zu der neueren am bequemsten übersehen. Da zeigt sich, wie der schwäbische Dialekt nach und nach sein poetisches Ansehen in Deutschland verlor; wie darauf beinahe alle deutschen Dialekte in gleiche Rechte traten; und wie endlich mit dem neueren Hochdeutsch eine

ursprünglich eine und dieselbe sey, lehrte schon vor beinahe dreißig Jahren Adelung, nebenher in der Absicht, die gepriesenen Minnesinger herabzusetzen. S. z. B. seine Einleitung zu dem oben öfter angeführten Verzeichnisse schwäbischer Dichter. Hr. Grimm hat nun allerdings mit vielem Fleiße augenscheinlich bewiesen, daß die metrischen Formen des Meistergesangs von den Formen des sogenannten Minnegesangs abstammen. Mehr darüber nachher.

eine Gesamtsprache der Deutschen auch für die Poesie entstand. Große Nahmen, die uns zu Führern dienen könnten, giebt es in diesem ganzen langen Zeitraume bis in das sechzehnte Jahrhundert nicht auszuzeichnen. Mehrere vorzügliche Dichter, wenn gleich unter ihnen kein musterhafter, werden genannt werden müssen; aber keiner von ihnen erhob sich merklich über sein Zeitalter; keiner machte Epoche; keiner gab der deutschen Poesie einen neuen Schwung, oder eine wesentlich veränderte Richtung.

Erste Abtheilung.

Geschichte der letzten Blüthe und des Verfalles der alten romantischen Ritterpoesie in Deutschland.

Schon unter der Regierung des Kaisers Rudolph von Habsburg, der an der Poesie wenig Wohlgefallen fand, entwickelte sich in der eingeführten romantischen Art, zu dichten, bei den Deutschen ein charakteristischer Zug, der ihr zwar nie fremd gewesen war, jetzt aber unter den übrigen ihr eigenen Zügen besonders hervorzustechen anfing. Die romantische Poesie des Zeitalters wurde sichtbar didaktischer. Der Verstand mischte sich immer mehr in die Geschäfte der ermattenden Phantasie und des sinkenden Gefühls; die Reflexion sollte den Mangel der Erfindung verbergen. Aber romantisch und ritterlich blieb diese Poesie noch immer, auch wo sie nicht von Fürsten, Rittern, und adligen Herren ausgeübt wurde. Sie

verfel-

verfeinerte sich sogar in einiger Hinsicht noch kurz vor ihrem Verfalle. Erst als sie ganz in Verfall gerieth, drang eine gewisse Zunft- und Handwerksmäßigkeit in sie ein. Bis dahin bewegte sie sich noch frei und leicht, und unabhängig von Statuten, nach der eingeführten Weise.

Vor allen deutschen Dichtern, die das sogenannte schwäbische Zeitalter beschließen, muß hier der treffliche Conrad von Würzburg zuerst genannt werden. Ihn kann man als den Repräsentanten der letzten Zeit der romantischen Ritterpoesie der Deutschen ansehen. Er ist zugleich einer der fruchtbarsten und im Ganzen vorzüglichsten dieser letzten schwäbischen Dichter; und in seinen Werken erscheint am bestimmtesten, was die letzten dieser Dichter von den früheren besonders unterscheidet. Von den Lebensumständen dieses Conrad wissen wir eben so wenig, als, warum auch er, wie so viele Andere, in den Sammlungen den Titel Meister führt. Er lebte in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Zu Freiburg im Breisgau soll er gestorben seyn [b]). Wie unzufrieden er mit seinem Zeitalter gewesen, und mit welchem Enthusiasmus er an der Kunst der Musen gehangen, sagen seine Gedichte aus. Er klagt laut über den Verfall der edlen Sitten zu seiner Zeit, und über die Ver-

b) S. Adelung's oben angeführtes Verzeichniß der schwäbischen Dichter. Ein besonderer Artikel über Conrad von Würzburg, von Hrn. Docen, findet sich in dem Museum für altdeutsche Litteratur, Band I. Man vergleiche damit Oberlin's Diatribe de Conrado Herbipolitano. Argentor. 1782. 4.

Verwilderung derer, die noch kurz zuvor die Pfleger der Kunſt geweſen [c]). Aber er wolle, ſagt er, darum doch nicht aufhören, zu dichten, und nach dem, was des Geiſtes Ehre iſt, zu ſtreben. Er wolle ſingen, wie die Nachtigall, die unter grünem Laube ſingt, daß die Gefilde erſchallen, auch wenn ſie niemand höret [d]). Daß ihm das Lied der Nibe-

c) Z. B. in ſeinem Wettkampfe des Mars mit der Venus. Da ſagt er:

Her Mars der rihſet in dem lande.
Der hat den werden (werthen) got Amur
Verheert mit roube und ouch mit brande;
Des ſint die minne worden ſur,
Die man hievor vil ſuſse erkande,
Do Rivalis und Blantſchiflur
Vil kumbers litten von ir bande (ihren Banden der Liebe).
Nu wil der her und der gebur (Bauer)
Roub und brant vil gerner üben, &c.

In der Maneſſiſchen Sammlung, Band II. Seite 198.

d) Man ſehe die ſchöne Stelle in den Einleitungsverſen zu dem Trojaniſchen Kriege von Conrad von Würzburg.

Man wil ungerne hören
Wol ſprechen unde ſingen,
— — — — —
Drum wil ich doch nicht laſſe
Min ſprechen und ſingen abe,
Swie kleine ich darum lones habe.
— — — — —
Ob nieman lebte mer denne ich,
Doch ſeite (ſagte) ich, und ſunge,
Dur das mir ſelben clunge
Min rede und miner ſtimme ſchal.
Ich täte alſam die nachtegal,
Dü mit ir ſanges töne,
Ir ſelben dicke ſchöne,

Die

Nibelungen mit Unrecht zugeschrieben wird, ist im vorigen Buche schon angemerkt. Von den poetischen Werken, die ihn ohne Zweifel zum Verfasser haben, sind ziemlich viele wieder aufgefunden. Conrad's Kunst umfaßte, wie es scheint, alle bei den schwäbischen Dichtern üblichen Dichtungsarten. Als epischer Dichter zeigt er sich besonders in seiner romantischen Geschichte des trojanischen Krieges e). Aber er selbst sagt in diesem Gedichte, daß es nur Nachbildung eines in welscher Sprache geschriebenen Werkes ist f). Aus diesem Bekenntnisse, das damals ein Ruhm war, folgt nun freilich nicht, daß nicht Manches, vielleicht Vieles, in dem Gedichte von Conrad's eigener Erfindung sey; aber es fehlt noch an den nöthigen Notizen, um bestimmter darüber urtheilen zu können. Die Versart des Gedichts ist die damals gemeinste; kurze Verse ohne Strophen und ohne Verschränkung der Reime. Die Manier ist angenehm, ausdrucks-

Die langen stunden kürzet.
Swen über sie gestürzet
Wird ein gezelt von loube,
So wirt von ir das toube
Gefilde lout erschellet, &c.

e) Im dritten, unvollendet gebliebenen Bande von Müller's Sammlung altdeutscher Gedichte ist dieser Trojanische Krieg des Conrad von Würzburg bis zum 25245sten Verse abgedruckt, aber, wie Alles in dieser Sammlung, ohne Interpunction und ohne kritische Berichtigung.

f) Die Worte lauten (v. 66):
Von Wirtzburg ich Cuonrad
Von welsche in tütsch getichte,
Mit rime gerne richte
Das buoch von Troye &c.

drucksvoll und mahlerisch, aber weitschweifig und durchaus von der Manier des Nibelungenliedes verschieden. Conrad's edler, über alles Niedrige sich erhebender, dem Verständigen und Guten mit Wärme huldigender Geist spricht auch aus diesem epischen Werke. Man bemerkt bald an der Leichtigkeit und Gewandtheit des Styls einen geübten Kunstverstand. Aber von der classischen Vollendung der romantischen Poesie ist dieser trojanische Krieg des Conrad von Würzburg eben so weit entfernt, als Veldeck's romantische Aeneide und die meisten übrigen alten Gedichte dieser Art [s]). Die Erzählung fängt mit der Geburt des schönen Paris an, bahnt sich den Weg zur Lebensgeschichte Achill's, die gleichfalls von der Geburt des Helden an berichtet wird, knüpft diese beiden Geschichten mit vielen andern zusammen, und gelangt mit dem fünf und zwanzig tausendsten Verse erst bis zur Einschiffung der Griechen und der Opferung Iphigeniens, also noch nicht einmal bis zum wirklichen Anfange des trojanischen Krieges, nach welchem das Gedicht benannt ist. Die Art, wie die Begebenheiten und Charaktere der griechischen Fabelwelt romantisirt sind, ist ganz dieselbe, die wir in ähnlichen Rittergedichten des Zeitalters finden. Besonders spielen die griechischen Götter eine drollige Figur. Conrad's poetisches Verdienst ist in diesem Gedichte an denselben Zügen kenntlich, die seine übrigen Werke auszeichnen. Sie können also auch hier, wo er nur ein welsches Gedicht umarbeitete, nicht Wirkung der Nachahmung seyn. Man erkennt diesen merkwürdigen Dichter besonders an einer gewissen romantischen Würde des Styls, an einem herr-

s) Vergl. oben, Seite 103.

errschenden Intereſſe für das Edle, und an der Neigung, moraliſche Betrachtungen anzubringen. Gleichwohl iſt ſeine Manier nie trocken. Conrad von Würzburg iſt ein Dichter von männlichem, aber auch ſehr zartem Gefühle [h]). Uebrigens findet man bei ihm auch alles wieder, was die romantiſche Poeſie der mittleren Jahrhunderte, ihrer oft verkannten Schönheit ungeachtet, Rohes, Verkehrtes und überhaupt Geſchmackloſes hat [hh]).

Außer

h) Als ein Beiſpiel unter vielen, zugleich um von dem epiſchen Style Conrad's eine Probe zu geben, kann ſogleich die Stelle zu Anfange des Gedichts dienen, wo auf Befehl des Königs Priamus das Knäblein Paris ermordet werden ſoll.

Do ward es von der ſtraſse hin
Gefüret zuo der wüſte groſſe.
Ein ſwert, gar luter unde bloſse,
Der eine us ſiner ſcheiden zoch.
Das kint, von edelkeite hoch,
Wolte er damit ermurdet han,
Und hette im, ach! den tod getan,
Were es von Got erwendet nicht.
Do vor des kindes angeſicht
Schien das ſwert ſo luter var,
Und es darinne wart gewar
Des libes und des ſchatten ſin,
Seht, do began das kindelin
Die zween mordige man
So rechte ſüſs lachen an,
Das ſies ungerne ſlugen.
Anſmiren (anlächeln) und anlugen (anblicken)
Begonde es ſi do beide,
Sam uf der liechten heide
Den külen tou die roſe tuot.

Welche poetiſche Zartheit in dieſem letzten Bilde!

hh) Welcher Plattheit dieſer ſonſt ſo vorzügliche Dichter des dreizehnten Jahrhunderts zuweilen ſich ſchuldig macht,

Außer dem Gedichte vom trojanischen Kriege ist eines seiner vorzüglichsten Werke im Fache der erzählenden Poesie das Gedicht Engelhard und Engeldrut. Es empfiehlt sich eben so sehr durch den sehr interessanten und echt-romantischen Stoff, als durch die edle, geist- und gefühlvolle Manier der Erzählung [i]). Wie weit Conrad, so gern er auch moralisirte, vom illiberalen Sitten-Pedantismus entfernt war, zeigen besonders seine Schwänke oder komische und muthwillige Erzählungen in der Manier der alten französischen Fabliaux [k]). Auch andere

macht, zeigt z. B. eine Stelle in seinem oben angeführten Streite des Mars mit der Venus (Manesf. Samml., Theil II. Seite 198.). Da sagt Conrad in seinem Eifer gegen die Feinde der edeln Minne:

Schiurf (Schorf) *und Schint*,
Schaf und rint,
Das sint die minne, die sie spehent.

In einem Hochgesange auf die heil. Jungfrau (Manesf. Samml. a. a. O. Seite 200.) sagt er von der Menschwerdung des Heilandes:

Din figure wart gestempfet
In ir (ihrer) küschen form insigel,
Das den tiefel (Teufel) überkempfet,
Der sich rimpfet als ein igel.

So etwas gehört nun einmal zur alten romantischen Poesie, die man füglich lieben und bewundern kann, ohne schwärmerisch ihre Fehler und Mängel zu verkennen.

i) Der ächte Text dieses trefflichen Gedichts scheint noch nicht wiedergefunden zu seyn. Einen Auszug und Proben daraus nach einer gedruckten alten Ausgabe (Frankfurt am Main; 1573) giebt Eschenburg in den Denkmälern altdeutscher Dichtkunst.

k) S. unter andern die Nachrichten von alten Handschriften in der kaiserl. Bibliothek zu Wien

andere Arten von poetischen Erzählungen, geistlichen und weltlichen Inhalts, finden sich unter den Werken dieses Dichters [1]). Im lyrischen Fache zeichnet sich Conrad von Würzburg vor den meisten seiner dichtenden Zeitgenossen eben so sehr durch den gehaltenen Ton eines edeln Gefühls aus, als durch die interessanten Wendungen seines Styls, und durch die Cultur seiner Versification. Sein geistliches Lied im höheren Ton, vorzugsweise von ihm selbst Das goldene Kunstwerk oder Die güldene Schmiede überschrieben — denn das Wort Schmieden bedeutet im alten Deutsch überhaupt, etwas kunstreich zusammenfügen —, ist noch nicht durch den Druck bekannt gemacht. Ein anderes geistliches Gedicht dieser Art von Conrad von Würzburg, in der Manessischen Sammlung, ist, wie die übrigen Gedichte, mit denen es in eine Classe gehört, mehr fromm, als poetisch; ermüdend durch den prosaischen Mysticismus, der die Stelle der höheren Poesie vertreten soll; glänzend hier und da von manchem kühnen und schönen Bilde, aber arm an Gedanken, die ein Zeitalter noch interessiren könnten, wo der menschliche Geist sich freier im Gebiete religiöser Vorstellungen umzuschauen gelernt hat. Aus den weltlichen lyrischen Gedichten Conrad's von Würzburg

Wien in dem Magazin Bragur, Band VI. Abtheil. I. Seite 148. und 171. Man vergleiche damit das Verzeichniß altdeutscher Gedichte vor der Sammlung von v. der Hagen und Büsching; auch Müller's Sammlung, Band III. unter den angehängten kleineren Gedichten.

1) Specielle Nachweisungen dieser Gedichte giebt das eben angeführte Verzeichniß.

burg spricht auch da, wo sie von der Minne, ihren Freuden und ihrem Werthe, reden, mehr ein ruhiges Interesse für die Schönheit der zärtlichen Gefühle, als ein leidenschaftliches Gefühl des Dichters selbst. Conrad sang auch Tanzlieder. Aber die herrschende Tendenz seiner lyrischen Gedichte ist offenbar didaktisch [m]). Daher finden sich unter ihnen auch artige äsopische Fabeln in lyrischen Versarten, und andere der Fabel ähnliche kleine Dichtungen [n]). In allen diesen Gedichten von lyrischer

m) Zum Beispiele können fast alle diejenigen Gedichte Conrad's dienen, die sich in der Manessischen Sammlung finden. In der folgenden trefflichen Anfangsstrophe einer didaktischen Canzone — denn so darf man ja das Gedicht wohl nennen — ist auch die kunstreiche Sprache und Versification des Dichters charakteristisch.

Us rosen brennet man ein wasser; so man das gemeret,
Und einen valschen tropfen anders wasser drin gemeret,
So zehand (alsobald) verkeret
Sin varwe sich in trüben schin.
Dis wasser ich geliche (vergleiche) wol richlicher eren flüte,
Die man do brennet us der edeln herzen tugenden blüte
Mit des fiures glüte,
Das im (ihm) die scham entzündet drin.
Ere ist also luterlich geverwet, und so rechte klar,
Ob man so türe, als um ein har,
Valschheite drunter mischet,
Das ir durchluchtiklicher schin sich trübet und erlischet,
Mit gunterfeite man sie nicht gemeret, noch erfrischet.
Ere dem verwischet (entwischet),
Der nicht ir luter friund kan sin.

n) S. die Manessische Sammlung.

rischer Form zeigt sich Conrad aber als ein gewandter Reimkünstler, der zur Abwechselung selbst die Spielerei nicht verschmähte, die damals mit dem Reime getrieben wurde o). Dem Geschmacke seines Zeitalters gemäß liebte er auch die Form der Allegorie. Einige allegorisch-didaktische Erzählungen von ihm haben sich erhalten, zum Beispiel eine, in welcher er die Kunst als allegorische Person aufführt, um zu zeigen, wie ungerecht sie von denen verachtet werde, die sie ehren und belohnen sollten p). Ueberhaupt ist der Enthusiasmus für die Kunst der Musen, und der Unwille über ihre öffentliche Zurücksetzung charakteristisch in der Poesie des Conrad von Würzburg. Aber mit allem seinem Eifer scheint er doch nur wenig

o) Unter den Gedichten Conrad's von Würzburg in der Manessischen Sammlung finden sich sogar ein Paar Strophen, die fast ganz aus Reimen zusammengesetzt sind. Die erste fängt sich an:

Gar Bar Lit Wit
Walt Kalt Sne We
Tuot Gluot Si Bi
Mir Gras Was E Klê
Sprane Blane Bluot Gluot Schein Ein
Hag Pflag Ir Schöne Nöne Kluogen Jungen, &c.

Ich gestehe, daß ich nicht weiß, was für eine Art von Reimspiel dieses eigentlich seyn soll, da es, so wie es da steht, keinen Sinn zu haben scheint. Sollte es nicht eine Art von bout-rimé seyn, das als Räthsel aufgegeben worden, die fehlenden Wörter, die den Sinn geben sollen, zu errathen?

p) Einige interessanten sonettenartige Gedichte Conrad's von Würzburg sind abgedruckt in Hrn. Docen's Miscellen, I. Seite 96. Das allegorische Gedicht Die Klage der Kunst ist zu lesen in v. der Hagen's und Büsching's Museum, Band I. Seite 64.

wenig auf die Denkart seiner Zeitgenossen gewirkt, oder den Verfall der romantischen Poesie aufgehalten zu haben. Sein Hauptverdienst bleibt, daß er diese Poesie, der er keinen neuen Schwung zu geben vermochte, in Allem, was ihr eigenthümlich ist, mit mehr Geschmack und Fleiß, als irgend ein anderer deutscher Dichter seiner Zeit, aufrecht zu erhalten und in ihrem ganzen Umfange auszubilden strebte.

Die übrigen dieser späteren schwäbischen Dichter mögen hier nach den Dichtungsarten geordnet werden, in denen sie sich am meisten hervorgethan haben. Von den niederdeutschen Gedichten aus dieser Periode soll nachher besonders die Rede seyn. Als ein Beweis, wie die galante Poesie des Zeitalters auch in die Theologie überging, vermuthlich damals, als sie sich in weltlichen Dingen erschöpft hatte, kann hier beiläufig die Arbeit des Ungenannten angeführt werden, der Salomon's hohes Lied im Geiste des romantischen Minnegesangs poetisch paraphrasirt hat [pp]).

1. In der lyrischen Classe sangen damals, als Conrad von Würzburg den Verfall der Poesie und die Verwilderung der Sitten seines Vaterlandes beklagte, noch mehrere deutsche Fürsten und Herren.

Conrad

pp) Diese interessante Paraphrase des hohen Liedes wurde zuerst herausgegeben von einem Doctor Schöber in Gera. Herder ließ sie wieder abdrucken bei seinen Salomonischen Liedern der Liebe. S. Herder's Werke. Zur Religion und Theologie. Band VII. S. 123.

Conrad Schenk von Landeck, aus dem Thurgau, der um das Jahr 1276 dichtete, als Rudolph von Habsburg Wien belagerte [q]), darf noch zu den echten Minnesingern gezählt werden. Fast in allen seinen Liedern, die sich erhalten haben, ist die Liebe das immer wiederkehrende Thema [r]). Aber mit aller Mühe, die er sich gab, das poetische Interesse des erschöpften Stoffs zu behaupten, konnte er es doch zu nichts weiter bringen, als zu ermüdenden Wiederholungen längst verbrauchter Gedanken und Bilder. Der Reimspiele befliß er sich wie irgend Einer. Bis zum Widrigen treibt er zuweilen das geschmacklose, auch aus späteren Zeitaltern der poetischen Litteratur nicht unbekannte Spiel mit Wörtern, die in affectirten Wiederholungen sinnreiche Gedanken ausdrücken sollen [s]).

Der Markgraf Otto von Brandenburg, genannt Mit dem Pfeile, ein Fürst, der auch in der politischen Geschichte seines Vaterlandes berühmt ist, scheint als Dichter die vorzüglichsten früheren Minnesinger zum Muster genommen zu haben. In einigen seiner Minnelieder, die wir noch besitzen, lebt die jugendliche Kraft und das Feuer,

q) S. Adelung's Verzeichniß.

r) S. die Manessische Sammlung, Th. I. Seite 195 bis 204.

s) Z. B.
Swa *lieb* lit bi *libe*, lieblich si sich *liebent*.
Lieb kan sich *lieber* machen
Gegen *lieb* in *lieben* sachen.
Dü *liebe* birt das *lieb* &c. &c.

Feuer, ohne welches die Schwärmerei der Liebe ſo leicht matt und fade wird. Er ſtarb im Jahre 1298 [t]).

Der Graf Friedrich von Leiningen, der um dieſelbe Zeit lebte, ſang Minnelieder ohne hohen Schwung der Phantaſie, aber voll zarter Wahrheit und Innigkeit des Gefühls, in einer ſehr melodiſchen Sprache. Nur ein Abſchiedslied von ihm hat ſich erhalten [u]).

Adlige

t) In der Maneſſiſchen Sammlung nimmt Otto von Brandenburg, als ein fürſtlicher Dichter, ſogleich einen der erſten Plätze ein (Th. I. Seite 4.). Eine ſeiner beſten Strophen iſt daher auch ziemlich bekannt, aber zu ſchön, um hier nicht noch ein Mal ausgehoben zu werden.

Rument (räumt) den weg der minen lieben frowen,
Und lant mich ir vil reinen lib anſehen!
Den moecht ein keiſer wol mit eren ſchowen!
Des höre ich ir di meiſte menge jehen (bejahen);
Des muoſs min herz in hohen luften ſtigen.
Ir lob, ir ere wil ich nicht verſwigen.
Swa ſi wont, dem lande muos ich nigen.

u) In der Maneſſiſchen Sammlung, Theil I. S. 14. Die Sprache und Verſification iſt eben ſo populär, als melodiſch. Beſonders gefühlvoll iſt die letzte Strophe:

Ze guoter ſtunde ſi din vart;
Din lib, din ſele, ſi bewart;
Din lob, din heil, din ere!
Mag dich erwenden min gebot,
Min vlen (Flehn), min drou, das weis wol Got,
So wil ich bitten ſere.
Sit daſs din vart notwendig iſt,
So füreſt zweie herze in arbeite,
Das mine und ouch dine, hin;
Davon ich iemer trurig bin,
Nu ſi kriſt din geleite!

Adlige Nahmen in dieser Reihe sind noch Heinrich Hetzbold von Weissensee, vermuthlich ein Thüringer [x]); Graf Albrecht von Heigerloch [y]); einer von Altstetten [z]); einer von Bubenberg [a]); Graf Werner von Honberg [b]). Ihre Gedichte haben wenigstens das Verdienst, daß in ihnen der Ritterton des dreizehnten Jahrhunderts ohne einen neuen Mißlaut verhallte. Noch mehrere dieser adligen Dichter kann man in der Manessischen Sammlung finden.

Aber die meisten dieser letzten schwäbischen Dichter aus der lyrischen Classe waren vermuthlich von bürgerlicher Abkunft; und deutlich zeigen sich in ihren Werken, neben der entschiedenen Vorliebe für das Didaktische, das Absterben der ritterlichen Schwärmerei, und ein Uebermaß des frommen, oder auch satyrischen, Moralisirens, auf das sich bald nachher die eigentlichen Meistersänger in ihren zunftmäßigen sogenannten Tönen oder Reimformen fast ganz beschränkten. Doch sangen auch diese bürgerlichen Dichter, wenigstens zuweilen, noch von der alten ritterlichen Minne. Und weil sie im Ganzen der eingeführten Weise getreu blieben — denn auch die ritterlichsten der früheren Minnesinger hatten ja in ihren lyrischen Tönen nicht selten moralisirt, und zuweilen satyrisirt — so wurden

x) In der Manessischen Sammlung, Th. II. Seite 17.
y) Ebendas. Th. I. Seite 21.
z) Ebendas. Th. II. Seite 47.
a) Ebendas. Th. II. Seite 179.
b) Ebendas. Th. I. Seite 24.

den ihre Gedichte mit denen aus den früheren Zeiten ohne Bedenken in die Sammlungen der ritterlichen Minnelieder aufgenommen, gerade so, wie nachher Gedichte der Fürsten und Herren aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhunderte den Meistergesangbüchern einverleibt wurden.

Einige dieser Dichter, die man nach Gefallen Minnesinger, oder Meistersänger, nennen mag, sind in den Sammlungen so bezeichnet, daß ihre Familiennahmen, folglich auch ihre Abkunft, unbekannt, oder räthselhaft geworden sind. Ein solcher ist Der Canzler, wie er in den Sammlungen genannt wird c). Nach der Tabulatur eines alten Meistergesangbuches soll er ein Fischer aus Steiermark gewesen seyn. Nach einer gelehrteren Meinung ist er eine und dieselbe Person mit Heinrich von Klingenberg, einem Canzler Rudolph's von Habsburg d). Ein großer Theil seiner Gedichte, die sich erhalten haben, ist geistlichen und moralischen Inhalts; die Versarten sind lyrisch. Aber wo er von der Liebe singt, trifft er zuweilen noch sehr gut den wahren romantischen Ton, nicht bloß die nachher so genannten Töne oder Versarten, der früheren schwäbischen Dichter e). An Reim-

c) In der Manessischen Sammlung ist er einer der letzten (Th. II. Seite 238.). Seine Verse füllen indessen beinahe zwanzig Columnen.

d) S. Adelung in dem schon oft angeführten Verzeichnisse.

e) Z. B. in dem Liede, das sich anfängt: We dir, leider winter kalt, und endigt mit den Worten: Wib, din name ist wunne im paradise. (Manessi. Samml. Th. II. Seite 241.)

Reimspielen ließ er es auch nicht fehlen. Seine geistliche Poesie ist langweilig. Besser gelang ihm die äsopische Fabel in lyrischer Versart. Mit vieler Kunstbeflissenheit hat er die Reime in einander verschränkt. Die drei Theile, aus denen nachher die Meistergesänge gesetzmäßig bestehen mußten, sind in mehreren mit besonderer Kunst gebildeten Gesängen dieses Canzlers nicht zu verkennen [f]).

Auch von drei anderen dieser Dichter, dem Marner und den beiden Meißnern, dem älteren und dem jüngeren, wie sie in den Sammlungen

f) Z. B. in einer seiner Lieblingsversarten, wo die Reime zum Theil vierfach verschränkt sind. Da spricht er, seiner Meinung nach poetisch, von den sieben freien Künsten:

Menschlich vernunft, gar sunder var,
Prise ich, sit ich si erkennen kan,
Mit sinnen, ob ein rede si
Gezeme, und vollekommen,
Und ob si sich valsch, alder (*oder?*) war,
Gezieret ungezieret dan.
Si hat der siben künste dri,
Von rede also genommen.

Dü ander vier uns maze (Maß) geben.
Mit zal di erst uns ellü ding wol misset;
Dü ander slecht, ruch, krum, und eben,
Kurz, lang, breit, hoch, smal, tief, mit maze wisset.

Dü dritte menschen stimme keret
Ze sange, uf, abe, nu mitte, nu oben, nu unden.
Der himmel ordenunge uns leret
Dü leste. Also sint siben künste funden.

Wenn das nicht baare Meistersängerei ist, was soll denn dafür gelten? Der Text scheint übrigens verdorben zu seyn; die sechste Zeile besonders.

gen bezeichnet sind, weiß man nicht mehr, welches Standes sie gewesen. Die Werke des jüngeren Meißner's und des Marner's sind ziemlich meistersängerisch [g]; die des älteren Meißner's, der seines süßen Gesanges wegen sehr beliebt gewesen seyn soll, nähern sich mehr der Manier Conrad's von Würzburg [h].

Einer der vorzüglicheren in dieser Reihe ist Steinmar, der unter Rudolph von Habsburg der Belagerung von Wien beigewohnt haben soll. Einige seiner eigentlichen Minnelieder werden von den feurigsten und zartesten der früheren Zeit nicht übertroffen [i]. Und doch wird auch dieses romantischen

g) In der Manessischen Sammlung, Theil II. Seite 155 und 166.

h) Die Manessische Sammlung hat nur drei Strophen von ihm, Th. II. Seite 157. Nach einer Stelle Conrad's von Würzburg war er auch Verfasser eines epischen Werks: Helena von Griechenland (Helene von Kriechen). Vergl. Adelung's Verzeichniß, Nr. 167.

i) In der Maness. Samml. Th. II. Seite 105. Eine schöne Strophe von ihm ist diese:

Ich wil grünen mit der sat,
Dü so wunneklichen stat.
Ich wil mit den blumen blüen
Und mit den vogelin singen,
Ich wil louben, sam der walt;
Sam dü heide sin gestalt (seyn gestaltet).
Ich wil mich niht lassen müen
Mit allen bluomen (ze) springen (entspringen; keimen).
Ich wil ze liebe miner liben frouwen
Mit des vil süssen meien touwe touwen.
Dest (das ist) mir alles niht ze vil,
Ob si mich trösten wil.

tischen Dichters Poesie der Liebe hier und da durch die widrigste Plattheit entstellt [k]).

Andere dieser Dichter kommen nur unter Beinahmen vor, deren Ursache unbekannt geworden, zum Beispiel Der Unverzagte; der Gutere; der Hellefür (Helleviur); der Ehrenbote [l]). Von manchem ist ungewiß, ob der Nahme, der ihn bezeichnet, nicht auf frühere Zeiten zurückweiset, wo derselbe Dichter unter einem andern Nahmen vorzukommen scheint. So wird zum Beispiel Rudolph der Schreiber, von dem sich einige interessante Minnelieder in der Manessischen Sammlung finden [m]), muthmaßlich zu diesen späteren Minnesingern gezählt. Vielleicht ist er aber dieselbe Person mit Rudolph von Hohenems, gewöhnlich genannt Rudolph Dienstmann zu Montfort, der schon um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gedichtet und einige epische Werke hinterlassen hat [n]).

Ueberhaupt läßt sich die Absonderung der späteren schwäbischen Minnesinger von den früheren, nach den chronologischen Notizen, die bis jetzt ausgemittelt sind, noch nicht mit Genauigkeit durchführen. Vielleicht gehört mancher der eben angeführten

k) So sagt er ein Mal von seinem Herzen:
Als ein swin in einem sake
Vert min herze hin und her.

l) Ich verweise hier auf die angeführten Verzeichnisse von Adelung und Docen.

m) In der Manessischen Sammlung, Th. II. Seite 181.

n) Man vergleiche die Notizen unter dieser Rubrik bei den eben angeführten Litteratoren.

führten Dichter schon der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts an. Wollen wir also den Uebergang des ritterlichen Minnegesangs in den bürgerlichen Meistergesang deutlicher vor uns sehen, so müssen wir uns an die Dichter und Reimer wenden, die gewiß von bürgerlichem Stande waren, und gewiß gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts und zu Anfange des vierzehnten, also genau um die Zeit gelebt haben, als der verwilderude deutsche Adel, einzelne Ausnahmen abgerechnet, die sinkende Poesie des Zeitalters den untern Ständen zu überlassen anfing.

Unter der Regierung Rudolph's von Habsburg, da der echte Minnegesang des deutschen Ritterthums noch in so manchem schönen Liede erscholl, reimte, schon ganz im Sinne der späteren Meistersänger, wenn gleich noch nicht ganz nach ihren zunftmäßigen Formen, der Schulmeister von Eßlingen, wie er in den Sammlungen genannt wird °). Vielleicht war er Schulrector, also ein Gelehrter in seiner Art. Ihm wollte besonders nicht gefallen, daß der Kaiser Rudolph die Sänger so wenig achtete, und noch weniger belohnte. Sein Unwille über den Kaiser ergoß sich in rohen Satyren, die er in den üblichen lyrischen Versarten reimte. Vom Geiste der alten ritterlichen Poesie ist in den Liedern dieses Schulmeisters nichts weiter zu bemerken, als eine frostige Wiederholung einiger schon damals verbrauchten Phrasen vom kalten Winter, und der schönen Maienzeit und den fröhlichen Vögelein, und andern ähnlichen Gegenständen, die man bei den Minnesingern unzählige Mal

o) In der Manesf. Samml. Th. II. S. 93.

Mal genannt und besungen findet. Die meisten Anspielungen, mit denen der Schulmeister von Eßlingen seine Satyre würzt, sind unverständlich geworden.

Meister Regenbogen oder Regenbog lebte um dieselbe Zeit, oder bald nachher [p]). Nach einem Berichte späterer Meistersänger ist er ein Schmid zu Mainz gewesen. Wenigstens wetteiferte er dort im Gesange mit dem berühmteren Heinrich Frauenlob. Nach den Proben seiner Kunst, die sich in der Manessischen Sammlung finden, war er ein so trockener Reimer, wie die Schulen der zunftmäßigen Meistersinger irgend einen aufzuweisen haben [q]).

Meister Rumsland, nach einigen Vermuthungen ein Sachse, auch ein Zeitgenoß von Frauenlob, wußte kunstreich die Sprache zu behandeln [r]). Aber arm an poetischem Gefühl reimte er theologische und moralische Betrachtungen; pries die milden Herren, die seine Kunst belohnten [s]); trieb auch das

p) Ebendas. Seite 197.

q) Andere Gedichte dieses Meistersängers sollen in dem Colmarischen Codex und in den vaticanischen Handschriften befindlich seyn. S. Hrn. Docen's Verzeichniß der alten Dichter.

r) Die Manessische Sammlung enthält Gedichte von Meister Rumsland Th. II, Seite 223. Andere sind zu finden in dem alten Meistergesangbuche am Ende des zweiten Bandes von Müller's Sammlung altdeutscher Gedichte.

s) Aus ihm sang die Dankbarkeit gegen seine Wohlthäter in der Manier, die vorher den Gesängen der Liebe eigen gewesen war, z. B.

das Spiel mit Wörtern, deren Wiederholung einen köstlichen Sinn enthalten sollte, bis zur äußersten Abgeschmacktheit †).

Spervogel (Spervogil), ein Meistersänger, der ebenfalls gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts lebte, befliß sich besonders der Satyre. Satyrisirend und moralisirend, mit beständigen Anspielungen auf die Zeitumstände, reimte er allerlei Verse

Der liben, süfsen, milten herren angeſicht mich froewet,
Das ich von herzelicher liebe muos erſchricken.
Min herze hupfet mangen ſprung;
Mir iſt vil ungedrewet.
Swenne ich ſihe getrüwer herren ougen bliken,
So dunket mich, das firmamente, planeten unde ſterne,
Mir nahen ſin,
Das ich getrüwer herren ougenblike ſihe ſo gerne.
Der ſunnen ſchin
Mich fröwet niht ſo wol in ſummerlicher ſtunde,
Als ein gruos von eines ſüſſen herren munde.

Man möchte glauben, der gute Mann, der ſo im Styl der ſchwärmeriſchen Liebe die guten Herren beſang, ſey zuweilen ſehr hungrig geweſen.

†) Freilich iſt dieſe pretiöſe Tändelei auch den eigentlichen Minneſingern nicht fremd; aber bei Meiſter Rumsland's theologiſchen Reimereien iſt ſie beſonders widrig, z. B.

Got, der aller *wunder*
Wunder wundert,
Der hat *ſunderlich beſunder*
Wunder usgeſundert,
Das vor allem *wunder*
Michel *wunder* iſt &c. &c.

Doch nach einer Theorie neuerer Kritiker hätte vielleicht auch dieſe Abgeſchmacktheit eine tiefe Bedeutſamkeit und romantiſche Schönheit.

Verse nach lyrischen Sylbenmaßen zusammen. Ueber das Maß seines Witzes läßt sich wegen der Dunkelheit seiner Anspielungen nicht mehr urtheilen [u]).

Auch ein Jude, Nahmens Süßkind, erscheint, wenigstens unter dieser Bezeichnung, in der Reihe von Meistersängern, die sich unmittelbar an die ritterlichen Minnesinger anschlossen [x]). Vielleicht war er aber ein so guter Christ wie die übrigen Meistersänger, und nur mit einem lustigen Beinahmen Der Jude benannt. Er moralisirte rüstig in lyrischen Strophen; gab auch in solchen Strophen dem verwildernden Adel nützliche Lehren zu beherzigen [y]).

Berühmter, als alle diese Meistersänger, ist Heinrich von Missen oder Meissen, genannt der Frauenlob, Doctor der Theologie zu Mainz. Er verdankt seine Celebrität mehr einem Zusammentreffen zufälliger Umstände, als seinen poetischen Verdiensten. Es mußte den Meistersängern schmeicheln, als die Ritter sich von ihrer Poesie zurückzogen, daß wenigstens ein Doctor der Theologie das Ansehen dieser Poesie aufrecht zu erhalten strebte. Lieder der Liebe im alten Ritterton mit allem Ausdrucke romantischer Zärtlichkeit zu singen, durfte freilich einem Theologen nicht zugemuthet werden. Aber

u) Wer an den Versen des Spervogel's, die sich in der Manessischen Sammlung, Theil II. Seite 226 ff. befinden, noch nicht genug hat, kann sich an das alte Meistergesangbuch in Müller's Sammlung, oder auch an die vaticanischen Handschriften (S. Friedr. Adelung's Nachrichten) wenden.

x) In der Maness. Samml. Theil II. Seite 177.

y) Z. B. in der Strophe, die sich anfängt:
Wer adelichen tuot, den wil ich han für edel.

Aber die Denkart des Zeitalters war doch noch nicht so prosaisch geworden, daß man ganz aufgehört hätte, die Liebe Gottes und der Frauen aus einem und demselben poetischen Gesichtspuncte anzusehen. Von tugendhafter Frauenliebe konnte auch ein Doctor der Theologie singen, ohne Aergerniß zu geben. Der Beinahme Frauenlob, der diesem Dichter geblieben ist, bezieht sich vielleicht auf einen Streit über die Wörter Weib und Frau, vielleicht auch nur auf die gute Meinung, die er von dem weiblichen Geschlechte hatte, und auf das Lob, das er den Tugenden und Reizen dieses Geschlechts im Ganzen ertheilte. Es kann also sehr gut wahr seyn, was die alte Anekdote berichtet, daß dieser Dichter, der im Jahre 1317 gestorben seyn soll, von tugendhaften und schönen Frauen zu Grabe getragen worden. Einem Geistlichen durfte die weibliche Dankbarkeit wohl ein Mal eine so außerordentliche Ehre erweisen, ob gleich Alles, was dieser Frauenlob zum Lobe der Frauen gesagt hat, von ritterlichen Dichtern längst viel poetischer gesagt war. Die Erzählung von diesem feierlichen Begräbnisse mag auch wohl das Meiste dazu beigetragen haben, die Celebrität des Doctors nach seinem Tode zu erhalten. Abgesehen von den Anekdoten und zufälligen Umständen, ist der Frauenlob gar kein Dichter, bei welchem die Geschichte der Poesie besonders zu verweilen Ursache hätte. So weit sich seine Dicht- und Reimkunst nach den Werken beurtheilen läßt, die sich unter seinem Nahmen in der Manessischen Sammlung finden [z]), oder ihm sonst zugeschrieben werden [a]), steht er tief unter den vorzüglicheren der

z) Theil II. Seite 213.
a) S. in Docen's Miscellen, Th. II. Seite 278.

der früheren Minnesinger. In seinen Versen ist ein wenig mehr poetischer Geist, als in denen von Meister Regenbogen, Meister Rumsland, dem Jun den Süßkind, und andern dieser Gattung. Das Fragment seiner christlichen Dichtung, die vielleicht eine freie Bearbeitung der Offenbarung des heil. Johannes werden sollte, zeigt poetischen Sinn; aber es ist, wie die meisten übrigen Gedichte Frauenlob's, verworren, verkünstelt, voll dunkler Spielerei des Witzes, zum Theil kaum noch verständlich, aber reich an Reimgeklingel [b]). Aus einer seiner Strophen sieht man, daß er die früheren Minnesinger übertreffen wollte; aber was er damit eigentlich

b) Der Anfang dieses Fragments in der Manessischen Sammlung lautet so:

Ey, ich sach in dem trone
Eine frowen, dü was swanger,
Dü truog ein wunderkrone
Vor miner ougen anger.
Si wolt wesen entbunden.
Sust gie dü allerbeste.
Zwelf stein ich an der stunden.
Kos in der krone feste.

Nu merkent, wie sie truoge dü gefüge
Der naturen zuo genüge.
Mit den si was gewirdet,
Den sach si vor ir sitzen
Mit witzen
In siben liuchteren,
Und sach in doch gesundert
In eines lambes wise uf Sion dem Berge gehüren,
Und hat ouch, das sie solde,
Ja dü holde
Trug den bluomen sam ein tolde &c. &c.

Die Reime auf einige der vorhergehenden Zeilen kommen noch nach. Ich gestehe, daß ich den vollständigen Sinn nicht herausfinden kann.

lich gewollt, iſt ſchwer zu errathen, wenn nicht etwa ſeine Meinung war, daß die Kunſt durch Künſtelei und durch räthſelhafte Anſpielungen und verſteckte Spiele des Witzes gehoben werden müſſe [d]. In dieſen Spielen des Witzes ſcheint Frauenlob beſonders mit Meiſter Regenbogen gewetteifert zu haben [d]. Aber ſolche froſtigen Gaukeleien finden ſich ja auch ſchon bei den früheren Minneſingern. In den Lobgedichten ſcheint Conrad von Würzburg Frauenlob's Muſter geweſen zu ſeyn [e]. Auch komiſche Kleinigkeiten hat man unter dem poetiſchen Nachlaſſe dieſes Doctors der Theologie aufgefunden [f]. Bei den ſpäteren Meiſterſängern blieb Frauenlob in großem Anſehen. Mehrere ſeiner Verſe

c) In einem ſeiner Lieder ſagt er:

Was ie geſang Reinmar und dar von Eſchilbach,
Was je geſprach der von der Vogelweide,
Mit ſo vergoltem kleide
Ich Frouwenlop vergult ir ſang, als ich ïch beſcheide.
Si hant geſungen von *dum feim*,
Den grunt hant ſi verlaſſen.

Was ſoll das heißen? Bald darauf ſagt er von jenen alten Minneſingern:

Si hant gevaren den ſmalen ſtig bi knoterichen ſtraſſen.
Wer je geſang und ſinget noch
Bi grünem holz ein fules bloch,
So bin ichs doch
Ir meiſter noch,
Der ſinne trag ich ouch ein joch.

Was iſt der genaue Sinn von allem Dieſem?

d) Verſe, vielleicht Antworten, von Regenbogen ſind deßwegen Frauenlob's Gedichten beigeſellt. S. die Manneſſiſche Sammlung.

e) S. in Docen's Miſcellen, II. Seite 281.

f) S. das Magazin Bragur, Band II. Seite 331.

Versarten oder Töne wurden unter die zunftmäßigen oder gekrönten in den Singeschulen aufgenommen.

Weit ähnlicher den vorzüglichsten der früheren Minnesinger blieb Hans Hadlaub (Hadloub), aus Zürich, oder dem Züricher Gebiete. Seine Gedichte können zu Beispielen dienen, wenn man zeigen will, wie wenig auf den Standesunterschied allein ankommt, wo der wahrhaft romantische Minnegesang von seinem geistlosen Nachhalle, dem eigentlichen Meistergesange, abgesondert werden soll [g]). Hadlaub war schwerlich von einem adligen Geschlechte; aber er sang ritterliche Gefühle der Liebe in Liedern, der schönsten Zeit des romantischen Minnegesanges würdig. Dafür liebten und ehrten ihn auch die Ritter und Edeln, die für die Reize des echten Gesanges dieser Art noch empfänglich geblieben waren. Aus Hadlaub's Gedichten selbst lernen wir, wie Fürsten und Grafen, geistliche und weltliche Herren, ihn in ihre Gesellschaft aufnahmen [h]). Der Stoff der meisten seiner Lieder, deren sich ziemlich viele in der Manessischen Sammlung erhalten haben, besteht in Klagen unglücklicher Liebe. Kein Ritter jener Zeit hätte sie romantischer und gefühlvoller singen können. Manche Strophen von Hadlaub zeichnen sich besonders durch die naivste Grazie aus [i]). In seinen Versarten

g) S. seine Gedichte in der Manessischen Sammlung, Theil II. Seite 185.

h) S. in der Maness. Samml. Th. II. besonders die Strophen in der zweiten Columne Seite 186.

i) Drei Strophen, die dieses Urtheil beweisen, müssen hier eine Stelle finden. Der Dichter sieht seine Geliebte zärtlich mit einem Kinde spielen.

Ach,

Manessische Sammlung zeigt augenscheinlich, daß der schwäbische Dialekt, so lange er noch die beliebteste Dichtersprache in Deutschland blieb, an der genauen Verbindung der ausgearteten romantischen Poesie mit der früheren und besseren keinen geringen Antheil hatte. Von der Zeit, da der schwäbische Dialekt am deutschen Parnasse aus der Mode kam, fängt die eigentliche Meistersängerei erst an. Die Manessische Sammlung deutet, wie an den Scheidewegen in einigen Ländern die aufgerichteten Wegweiser mit zwei ausgestreckten Händen, auf die beiden verschiedenen Richtungen hin, welche die deutsche Poesie im vierzehnten Jahrhundert hätte nehmen können. Daß sie nicht die bessere nahm, brachten die Umstände so mit sich k).

2. Mit der lyrischen Poesie sank die erzählende, besonders die höhere oder das romantische Epos. Aber auch nur nach und nach, bis der deutsche Rittergeist selbst unpoetisch geworden war, konnte die Phantasie der Dichter den epischen Schwung verlieren, den ihr das Zeitalter gegeben hatte. Immer noch hatte diese Phantasie ihre jugendliche Kraft. Erst als die großen fabelhaften Dichtungen, deren Quelle lange nicht erschöpft war, das allgemeinere Interesse verloren hatten, fanden sich auch keine Dichter mehr, diesen fruchtbarsten Theil des Gebietes der alten romantischen Poesie weiter zu bearbeiten.

Um dieselbe Zeit, als Conrad von Würzburg, von dessen sämmtlichen Gedichten schon oben

in

k) Ueber den Ritter Manesse oder Maneß, seine Familie, und seine Sammlung der Minnelieder s. Bodmer vor seiner Ausgabe dieser Sammlung.

geworfen werden, auch bei Hadlaub, wie man
ken kann, nicht selten.

Einer der Freunde und Gönner Hadlaub's
r der Züricher Rathsherr, Ritter Rüdiger
n Maneſſe, der in der Geſchichte der alten
nantiſchen Poeſie der Deutſchen bei dieſer Gele-
heit ausdrücklich genannt werden muß. Ob er
ſt Verſe gemacht, iſt wenigſtens ungewiß. Viel-
ht nahm er aus Beſcheidenheit keines ſeiner ei-
en Lieder, oder andern Gedichte, in die Samm-
g auf, die ſeinen Nahmen unvergeßlich gemacht
. Dieſe Sammlung, ohne die wahrſcheinlich
großer Theil der Gedichte, die ſie enthält, ver-
en gegangen ſeyn würde, hat für den Geſchicht-
eiber der Poeſie noch den beſondern Werth,
ß durch ſie auch der Standpunkt befeſtigt wird,
n welchem aus man das Verhältniß des Minne-
anges zu dem Meiſtergeſange beurtheilen muß.
a Maneſſe ſelbſt kein Bedenken trug, die Werke
erſten ſo genannten Meiſterſänger mit denen der
heren romantiſchen Dichter, die im ſchwäbiſchen
lekte ſangen, in einer und derſelben Samm-
g als Gedichte einer und derſelben Gattung zu
binden, ſo dürfen auch wir, nach Grundſätzen
hiſtoriſchen Kritik, nicht trennen wollen, was
Geſchmack des Zeitalters ſelbſt vereinigt hat.
er um die Zeit, da Maneſſe dieſe prachtvoll ge-
riebene und mit ritterlichen Gemählden gezierte
mmlung veranſtaltete, vermuthlich ſchon zu An-
nge des vierzehnten Jahrhunderts, war
h der Untergang der echten romantiſchen Poeſie
Deutſchen nicht mehr fern, und die unechte
ſchon an, über die echte zu herrſchen. Die

auch in dieser Hinsicht würdig wird, um eine Königstochter zu werben. Mit der Vermählung endigt die Geschichte, wie in den meisten romantischen Erzählungen dieser Art. Die Manier hat viel Wahrheit und Leichtigkeit. Der Dialekt, in dem dieses Rittergedicht, nach der einzigen Handschrift, aus der wir es kennen, umgeschrieben worden — denn ursprünglich war es doch wohl im schwäbischen Dialekte gedichtet — hat ihm vielleicht einige Reize des Styls entzogen m).

Die Arbeiten des Dichters, der unter dem Beinahmen Der Stricker bekannt geblieben ist, scheinen eben dieser Periode anzugehören, da die romantische Poesie der Deutschen zu sinken anfing n). Von seinen Lebensumständen weiß man eben so wenig, als, warum er den Beinahmen erhalten, der, nach der Meinung Einiger, einen Schreiber anzeigen soll. Wirklich war dieser fleißige Mann mehr Schreiber, als Dichter, obgleich nicht ohne alles poetische Talent. Gedehnt genug ist seine Umarbeitung eines alten epischen Werks aus den Zeiten, da

m) Der Dialekt, in dem sich das Gedicht erhalten hat, ist der harte und breite oberdeutsche, wie ihn Adelung nennen würde, der im funfzehnten Jahrhundert eine beliebte Schriftsprache wurde. Man erkennt ihn sogleich an der Verwandlung des b in p, und des ei in ai; z. B. im Wigamur:

In den wald er vil ferr *rait*,
Die rechten strafs er gar *vermaidt*.
Ainen steig er folgen began
Ainen hohen *perg* wolgetan.
Zu guter mafs was er *prait*.

n) Adelung stellt in seinem chronologischen Verzeichnisse den Stricker neben Meister Regenbogen. Vergl. oben, Seite 233.

da der fränkische Dialekt in der deutschen Poesie dem schwäbischen zu weichen anfing. Von diesem alten deutschen Gedichte, das den Krieg Carl's des Großen mit den Saracenen in Spanien zum Gegenstande hat, ist schon im vorigen Buche einige Nachricht gegeben °). Dort ist auch angemerkt, daß das Ganze vielleicht nicht viel mehr als Uebersetzung aus dem lateinischen, oder Französischen, ist. Von einem Dichter aus dem Zeitalter des Stricker's, da das romantische Epos in deutscher Sprache sich schon so mannichfaltig gebildet hatte, könnte man wohl erwarten, daß er jenes alte Rittergedicht, wenn er es ja umarbeiten wollte, nur als Stoff zu einer neuen poetischen Schöpfung benutzt haben, oder ihm wenigstens einen neuen und mehr poetischen Geist eingehaucht haben würde. Aber eine solche Bearbeitung der fabelhaften Erzählungen von Carl dem Großen und seinen Paladinen blieb den italienischen Dichtern vorbehalten. Der Stricker ließ nicht nur den Stoff des Gedichts fast unverändert; er wirkte sogar die unpoetischen Grundzüge der Composition des ganzen Werks noch stärker aus. Die fanatisch-christliche Frömmigkeit, mit der es überladen ist, schien ihm vermuthlich das Beste in dem Gedichte. Die verworfenen Heiden entweder zu bekehren, oder zu vertilgen, rückt Carl der Große gegen sie in das Feld. Der Held Roland ist nächst Carl die Hauptperson des

o) S. oben, Seite 88. Die Umarbeitung von dem Stricker ist abgedruckt in Schilter's Thesaurus, Tom. II., wo man sie mit dem älteren anonymischen Werke, das sich in demselben Bande findet, vergleichen kann.

auch in dieſer Hinſicht würdig wird, um eine Königstochter zu werben. Mit der Vermählung endigt die Geſchichte, wie in den meiſten romantiſchen Erzählungen dieſer Art. Die Manier hat viel Wahrheit und Leichtigkeit. Der Dialekt, in dem dieſes Rittergedicht, nach der einzigen Handſchrift, aus der wir es kennen, umgeſchrieben worden — denn urſprünglich war es doch wohl im ſchwäbiſchen Dialekte gedichtet — hat ihm vielleicht einige Reize des Styls entzogen [m]).

Die Arbeiten des Dichters, der unter dem Beinahmen Der Stricker bekannt geblieben iſt, ſcheinen eben dieſer Periode anzugehören, da die romantiſche Poeſie der Deutſchen zu ſinken anfing [n]). Von ſeinen Lebensumſtänden weiß man eben ſo wenig, als, warum er den Beinahmen erhalten, der, nach der Meinung Einiger, einen Schreiber anzeigen ſoll. Wirklich war dieſer fleißige Mann mehr Schreiber, als Dichter, obgleich nicht ohne alles poetiſche Talent. Gedehnt genug iſt ſeine Umarbeitung eines alten epiſchen Werks aus den Zeiten, da

m) Der Dialekt, in dem ſich das Gedicht erhalten hat, iſt der harte und breite oberdeutſche, wie ihn Adelung nennen würde, der im funfzehnten Jahrhundert eine beliebte Schriftſprache wurde. Man erkennt ihn ſogleich an der Verwandlung des b in p, und des ei in ai; z. B. im Wigamur:

In den wald er vil ferr *rait*,
Die rechten ſtraſs er gar *vermaidt*.
Ainen ſteig er folgen began
Ainen hohen *perg* wolgetan.
Zu guter maſs was er *prait*.

n) Adelung ſtellt in ſeinem chronologiſchen Verzeichniſſe den Stricker neben Meiſter Regenbogen. Vergl. oben, Seite 233.

Uebersetzung ist. Nur ein Fragment dieses Ritter-gedichts ist bis jetzt bekannt geworden q). Einige kleinere, vor kurzem bekannt gemachte Erzählungen von dem Stricker gehören fast ganz in das didaktische Fach neben der äsopischen Fabel. Die Hauptsache in ihnen ist die Moral, die mit vieler Frömmigkeit, aber auch mit einer ermüdenden Weitschweifigkeit, ohne feinere Züge des Styls, und zuweilen sehr ungeschickt, an die kurze Erzählung angeknüpft wird r).

An die Stelle der großen Rittergedichte, deren Stoff fast ganz der romantischen Fabelwelt angehört, scheinen besonders gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts die historischen und biographischen Gedichte getreten zu seyn, deren Helden meistens jenem Zeitalter selbst angehören. Die Verfasser solcher Gedichte haben aber auch, wie schon Heinrich von Veldeck in seinem Herzog Ernst s), ganz im Geiste ihrer Zeit, den Reiz des Unglaublichen nicht verschmäht, um die wirklichen Begebenheiten in der poetischen Ausschmückung den fabelhaften so ähnlich, als möglich, zu machen. Aber vielleicht sind einige dieser historischen und biographischen Gedichte, die unsre Aufmerksamkeit verdienen, schon in den besseren Zeiten der alten deutschen

q) Ein Fragment dieses Wilhelm von Blumenthal ist abgedruckt in Nyerup's Symbol. ad literaturam Teutonicam antiquiorem, nach der Handschrift, die sich zu Copenhagen befindet.

r) S. die Proben dieser Erzählungen von dem Stricker in Hrn. Docen's Miscellen, Band I. und Band II.

s) Vergl. oben Seite 152.

schen Ritterpoesie entstanden. Durch den Fleiß der Litteratoren müssen die meisten dieser Gedichte erst zum Drucke befördert, und die bibliographischen Notizen, die hier in Betracht kommen, mit besonderer Rücksicht auf die Chronologie noch genauer gemustert werden, ehe sich über die Geschichte dieses Theils der alten deutschen Litteratur etwas Bestimmteres wird sagen lassen. In die Reihe solcher historischen und biographischen Gedichte gehören Heinrich der Löwe, nach einer ehmals in Wolfenbüttel befindlichen Handschrift; der Reinfried von Braunschweig, nach einer Handschrift zu Gotha; der Herzog Friedrich von Oestreich; der Landgraf Ludwig von Thüringen; der Wilhelm von Oestreich von Johann, nicht Conrad, von Würzburg; und andere, diesen ähnliche historisch-poetische Erzählungen, deren nacktes Titelverzeichniß hier am unrechten Orte stehen würde [1]). Wenn diese Denkmäler der alten deutschen Poesie einmal genauer bekannt werden, kann auch die Geschichte des deutschen Patriotismus durch sie einen interessanten Zuwachs erhalten.

Poetisch erzählte, oder wenigstens ausgeschmückte, Legenden und andere geistliche Erzählungen konnten auch da noch ein großes Publicum finden, als der veränderte Geist der Zeit keiner neuen epischen Rittergedichte von großer und kühner Erfindung mehr bedurfte. An die episch ausgeführte, damals sehr beliebte Legende von Barlaam und Josaphat, deren deutscher Bearbeiter Rudolph von Mont-

1) Ich verweise hier auf die bibliographischen Notizen in dem trefflichen Verzeichnisse vor v. der Hagen's und Büsching's Sammlung altdeutscher Gedichte.

Montfort oder, mit seinem vollständigen Titel, Rudolph von Hohenems, Dienstmann zu Montfort, schon um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gelebt haben soll[u]), konnten sich leicht mehrere Werke ähnlicher Art anschließen. Das Christenthum des Zeitalters war, bei aller seiner Beschränktheit der Begriffe, poetisch genug, auch einen mittelmäßigen Kopf so zu begeistern, daß er eine Legende, wenigstens stellenweise, wahrhaft poetisch erzählen konnte, wenn er sich nur dem natürlichen Laufe seiner frommen Gefühle überließ. Aber die Hauptsache war doch wohl immer bei den Legendendichtern mehr christliche Erbauung, als poetische Beschäftigung des Geistes. Ein Werk von vorzüglichem poetischen Werthe dürfen wir also unter diesen Legenden wohl kaum zu finden erwarten. Noch sind die meisten ungedruckt[x]). Eine derer, die neulich bekannter geworden, ist das Leben der Maria von Bruder Philipp, einem Carthäusermönche, der gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts gelebt zu haben scheint. Dieses Werk muß vielen Beifall gefunden haben; denn es ist auch im niederdeutschen Dialekte vorhanden; und mehrere Gründe lassen vermuthen, daß

u) Nach Adelung wäre, wie schon oben angemerkt worden, dieser Rudolph derselbe, der in der Manessischen Sammlung Rudolph der Schreiber heißt. Vergl. oben Seite 231. Anderer Meinung ist Hr. Docen, der den Barlaam und Josaphat herauszugeben versprochen, und große Erwartungen für diese epische Legende erregt hat.

x) S. das Verzeichniß vor v. d. Hagen's und Büsching's Sammlung.

daß es urſprünglich niederdeutſch geſchrieben ſey. Da es aber nur Ueberſetzung, oder Umbildung, eines lateiniſchen Originals iſt, auch, ſo weit es bekannt geworden, durch keine beſondere Schönheit der Sprache und des Styls ſich auszeichnet, ſo mag es hier nur im Allgemeinen angezeigt werden y).

Wahrſcheinlich gehören auch die meiſten kleineren, in den alten deutſchen Handſchriften aufbewahrten Erzählungen, die den franzöſiſchen Fabliaux ähnlich ſind, in die Periode, da die großen romantiſchen Dichtungen keine Bearbeiter mehr fanden. Von den Erzählungen Conrad's von Würzburg, die hier noch ein Mal genannt werden müſſen, iſt ſchon oben Nachricht gegeben worden z). Eine romanzenartige Erzählung, Der König Authyr, die zuerſt durch Gottſched wieder bekannt gemacht, und zu einem Gegenſtande der hiſtoriſchen Kritik erhoben wurde, iſt ſchwerlich über das vierzehnte Jahrhundert hinaus zu rücken.

Mehr

y) Ausführliche Nachricht von dieſem Leben der Maria, nebſt Proben, giebt Hr. Docen in ſeinen Miſcellen, Theil II. Die Kenntniß einer niederdeutſchen, auf der Stadtbibliothek zu Lübeck befindlichen Handſchrift verdanke ich dem Hrn. Bibliothekar von Melle, durch deſſen Gefälligkeit ich auch Stellen daraus mittheilen könnte, wenn die allgemeine Geſchichte der deutſchen Poeſie bei ſolchen, mehr in anderer Hinſicht merkwürdigen Materialien länger verweilen dürfte. Bei dieſer Gelegenheit erinnere ich auch an das ältere, von Hrn. Oetter herausgegebene Leben der Maria vom Bruder Wernher aus dem zwölften Jahrhundert. Ich habe es aber noch nicht zu Geſicht bekommen können.

z) Vergl. oben, Seite 215.

Mehr darüber zu sagen, mag also hier noch aufgeschoben werden. Den größten Umfang unter den burlesk-satyrischen Erzählungen, an denen sich der Geschmack der mittleren Jahrhunderte ergötzte, behielt in der deutschen Litteratur, so viel man weiß, die Geschichte Salomo's und Markolph's oder Morolph's, deren schon im vorigen Buche gedacht ist [a]). Aber auch von diesen merkwürdigen Produkten des kaustischen Witzes und der platten Spaßhaftigkeit, das vielleicht erst gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts diese Ausbildung erhielt, kann hier keine ausführliche Nachricht gegeben werden, da sein Ursprung vermuthlich in frühere Zeiten fällt, obgleich das Gedicht nachher, und noch im funfzehnten, öfter umgearbeitet, und zuletzt den beliebten Tönen des Meistergesanges angepaßt worden zu seyn scheint [b]). Die meisten komischen Erzählungen aus den letzten Zeiten der schwäbischen Poesie in der deutschen Litteratur scheinen in das Fach der kurzgefaßten Schwänke zu gehören. Wenigstens lassen diejenigen, die bis jetzt aus den Handschriften hervorgezogen sind, vermuthen, daß auch die übrigen, die wir noch nicht genauer kennen, von ähnlicher Art seyn werden. Weder mit ästhetischer, noch mit moralischer Delicatesse, aber kräftig, naiv, und unterhaltend äußerte sich der Witz der Deutschen gern in solchen Schwänken bis in das sechzehnte Jahrhundert hin. Selten sind diese Schwänke bloße Possen oder Erzählungen zum Lachen. Sie haben gewöhnlich eine gut-

a) Vergl. oben im vorigen Buche, Seite 154., die mitgetheilten Notizen.

b) S. Hrn. Eschenburg's Bemerkungen in s. Denkmälern, Seite 181.

gutmüthige moralische Tendenz, die sich aber, dem Geiste der komischen Dichtung gemäß, hinter dem satyrischen Muthwillen verbirgt. Ihrer gutmüthigen Absicht sich bewußt, ließen die Verfasser solcher Erzählungen ihrem Witze freien Lauf, auch wo er ziemlich tief in das Unanständige und Schmutzige gerieth. An lüsternen Gemählden, die das sittliche Gefühl abstumpfen, Wohlgefallen zu finden, war das Zeitalter viel zu rechtlich. Solche Schwänke, ähnlich denen, die sich auch unter den Gedichten Conrad's von Würzburg finden, dessen Poesie doch übrigens einen ausgezeichnet edeln Charakter hat, sind die Erzählungen von der Stempe (dem Alp, der die Schlafenden drückt); von der Bauern Kirchweihe; und ohne Zweifel noch andere, die als Denkmäler des altdeutschen Witzes allerdings hervorgezogen zu werden verdienen c).

Kleinerer poetischer Erzählungen anderer Art, zum Beispiel solcher, die noch der alten Minne huldigen und sich der Manier des Ritterromans nähern, oder die in ernsthaftem Tone didaktisch sind, werden wahrscheinlich auch noch mehrere aus den letzten Zeiten der schwäbischen Poesie aufgefunden werden können cc). Vielleicht erhielten um diese Zeit auch die romanzen- oder balladenartigen Erzählungen, die am deutschen Parnasse schon vorher

c) Die beiden drolligen Erzählungen, von der Stempe, und von der Bauern Kirchweihe, sind nach einer in Wien auf der kaiserl. Hofbibliothek befindlichen Handschrift abgedruckt in dem Magazin Bragur, Band VII.

cc) Hierher gehören vermuthlich auch die kleineren Erzählungen hinter Conrad's von Würzburg Trojanischen Kriege in dem unvollendet gebliebenen dritten Bande der Müller'schen Sammlung.

her bekannt, aber selten gewesen zu seyn scheinen, ihre erste kunstmäßige Bildung [d]). Aber mehr über diese Bildung zu sagen, wird sich in der Geschichte der Erzählungen aus den Zeiten des eigentlichen Meistergesanges eine bestimmtere Veranlassung finden.

3. In der didaktischen Poesie, der äsopischen Fabel, den Spruchgedichten, der didaktischen Satyre, und andern Geisteswerken, die mit diesen zusammen zu stellen sind, erhielten sich der Geist und Styl der früheren Zeiten des dreizehnten Jahrhunderts fast unverändert.

Da die ganze deutsche Poesie didaktischer wurde, weil Verstand und Witz mehr, als Gefühl und Phantasie, zu gelten anfingen, so konnten die eigentlich didaktischen Dichtungsarten bei der Veränderung des Zeitgeistes eher gewinnen, als verlieren. Doch gewannen sie nicht so viel, daß in irgend einer Hinsicht eine neue Epoche für sie angefangen hätte. Die späteren dieser deutschen Spruch- und Lehrdichter behielten immer die früheren als Muster vor Augen. Aber ein so viel umfassendes und ausführliches satyrisch-didaktisches Werk, wie der Renner des Hugo von Trymberg aus den letzten Jahren des dreizehnten Jahrhunderts, hat sich doch unter den früheren deutschen Gedichten dieser Art noch nicht gefunden. Hugo von Trymberg war, wie er von sich selbst am Schlusse seines Gedichts berichtet, Schullehrer zu Thürstadt bei Bamberg, also vermuthlich doch wohl ein Geistlicher, wenn gleich kein Klosterbruder [e]). Er selbst meldet von sich

d) Vergl. oben im vorigen Buche Seite 154.

e) In dieser, dem Schlusse des Werks beigefügten Notiz

gutmüthige moralische Tendenz, die sich aber, dem Geiste der komischen Dichtung gemäß, hinter dem satyrischen Muthwillen verbirgt. Ihrer gutmüthigen Absicht sich bewußt, ließen die Verfasser solcher Erzählungen ihrem Witze freien Lauf, auch wo er ziemlich tief in das Unanständige und Schmutzige gerieth. An lüsternen Gemählden, die das sittliche Gefühl abstumpfen, Wohlgefallen zu finden, war das Zeitalter viel zu rechtlich. Solche Schwänke, ähnlich denen, die sich auch unter den Gedichten Conrad's von Würzburg finden, dessen Poesie doch übrigens einen ausgezeichnet edeln Charakter hat, sind die Erzählungen von der Stempe (dem Alp, der die Schlafenden drückt); von der Bauern Kirchweihe; und ohne Zweifel noch andere, die als Denkmäler des altdeutschen Witzes allerdings hervorgezogen zu werden verdienen c).

Kleinerer poetischer Erzählungen anderer Art, zum Beispiel solcher, die noch der alten Minne huldigen und sich der Manier des Ritterromans nähern, oder die in ernsthaftem Tone didaktisch sind, werden wahrscheinlich auch noch mehrere aus den letzten Zeiten der schwäbischen Poesie aufgefunden werden können cc). Vielleicht erhielten um diese Zeit auch die romanzen- oder balladenartigen Erzählungen, die am deutschen Parnasse schon vorher

c) Die beiden drolligen Erzählungen, von der Stempe, und von der Bauern Kirchweihe, sind nach einer in Wien auf der kaiserl. Hofbibliothek befindlichen Handschrift abgedruckt in dem Magazin Bragur, Band VII.

cc) Hierher gehören vermuthlich auch die kleineren Erzählungen hinter Conrad's von Würzburg Trojanischen Kriege in dem unvollendet gebliebenen dritten Bande der Müller'schen Sammlung.

Ehre und Gunst bringe [f]). Doch hat er sich die Mühe nicht verdrießen lassen, am Ende seiner Laufbahn den Schatz der Lebensweisheit, den er sich aus seinen Büchern und noch mehr durch eigene Beobachtung erworben, in dem Werke zusammen zu tragen, das sich unter dem Titel Der Renner erhalten hat. Er vollendete dieses Werk im Jahre 1300. Ob der Titel, den es führt, ihm von dem Verfasser selbst gegeben ist, und was er bedeuten soll, ist zweifelhaft. Nach der gedruckten Ausgabe, die aber offenbar einen verfälschten und modernisirten Text liefert, sollte dieses Buch des Hugo von Trymberg den verlornen Büchern nachrennen, und ihren Inhalt gewissermaßen einholen, oder ersetzen. Nach dem Witze des Zeitalters könnte dieser trockene Einfall immer von Hugo von Trymberg selbst seyn. Nebenher könnte er noch bedeuten, weil doch damals die versteckten Anspielungen bei den deutschen Dichtern beliebt wurden [g]), daß dieses Buch, als das letzte des alt gewordenen Verfassers, eilen solle, sein Glück zu machen und der Welt zu nützen. Möchte indessen der Titel bedeuten, was er wolle, wenn wir nur erst den wahren Text des merkwürdigen Werkes hätten [h]). So, wie es jetzt in

f) Die Stelle hat etwas Rührendes. In der gedruckten Ausgabe findet sie sich nicht. Hr. Bruns hat sie mitgetheilt a. a. O.

g) Vergl. oben Seite 237.

h) Ueber die neue Ausgabe, die Lessing besorgen wollte, findet man Nachrichten in Lessing's Leben. Wer sich jetzt der verdienstvollen Arbeit unterziehen will, die Lessing nicht ausführen konnte, findet die Anzeige von zwanzig Handschriften des Renner in dem bibliogra-

in der gedruckten Ausgabe vor uns liegt, kann es uns allenfalls dienen, den Erfindungsgeiſt, aber nicht den Geſchmack ſeines Verfaſſers zu würdigen. In dieſer gedruckten Ausgabe ſcheint das Original nicht nur überall von fremden Zuſätzen ſo durchwäſſert zu ſeyn, daß es beinahe noch ein Mal ſo lang geworden iſt; auch der Sinn des Originals iſt von dem Umarbeiter nicht ſelten verfehlt, und zuweilen in Unſinn verwandelt. Ueber den Plan des Werks darf man aber wohl ſchon urtheilen, daß es nie ein Ganzes war. Es hat weder logiſche, noch poetiſche Einheit. Hugo von Trymberg legte vermuthlich in dieſem Schatzkaſten ſeiner Lebensweisheit eine Betrachtung nach der andern und ein Gemählde nach dem andern nieder, ſo wie ſich eben der Stoff ſeinen Gedanken darbot. Kein Thema führt beſtimmt zu einem andern. Satyriſche Beſchreibungen, Sittenſprüche, Fabeln, Schwänke und andere Erzählungen, ſind willkürlich an einander gereihet, um auf eine didaktiſch-poetiſche Art die Stelle moraliſcher Abhandlungen zu vertreten. Mit einer ſehr froſtigen und geſuchten Allegorie fängt das Werk an [i]). Dann folgen die Capitel von den Maiden (Mädchen); von böſen Herren; von den Bauern; von Edelknaben; von Pfaffen, Kloſterleuten und Capitelbrüdern ſehr ausführlich; dann von einer jungen Thörin und einem alten Manne;

bliographiſchen Verzeichniſſe vor der Sammlung altdeutſcher Gedichte von v. der Hagen und Büſching. Da findet man auch alle übrigen hierher gehörigen litterariſchen Nachweiſungen beiſammen.

i) Die Allegorie dreht ſich um die Idee eines Gartens, wo die Brunnen, Bäume, Früchte, u. ſ. w. Bilder moraliſcher Verhältniſſe ſeyn ſollen.

nne; dann von bösen Wirthen und von Räu-
. Hierauf werden mancherlei Tugenden und
r dargestellt und gerichtet. Gegen das Ende
eine Art von moralischer Naturgeschichte;
rachtungen über das Naturell mehrerer Thiere;
ein wenig Botanik und Physiologie; dann
er allerlei didaktische Erzählungen; und zuletzt
Betrachtung des jüngsten Tages. Das Beste
dem Werke sind die Fabeln, mehrere Sitten-
che, und einige komische Erzählungen oder
wänke. In den Sittensprüchen und andern
gen didaktischen Partien ist der Freigedank
r Freidank*) das Muster, auf das sich Hugo
Trymberg oft nahmentlich beruft. Aber auch
wo er diesem Vorbilde folgt, haben seine mo-
chen Reflexionen den unverkennbaren Charakter
nen Gefühls, eigener Erfahrung, und einer ge-
en Individualität. Das ganze Werk macht das
auch mit allen seinen Fehlern und Mängeln
erfreulichen Eindruck, den nur solche Werke
hen, die aus voller Seele geflossen sind. Im
seinem Charakter getreu, verleugnet Hugo von
mberg auch da, wo seine Moral rauh und herbe
d, nicht die gute Laune des echten Satyrikers.
ine Sittengemählde sind gewöhnlich mehr ko-
h, als ernsthaft; und dieses komische Interesse
d noch erhöhet durch eine naive Beredsamkeit,
sich in der Anhäufung charakteristischer Züge
t erschöpfen kann †). Immer sucht seine Phan-
tasie

*) Vergl. oben Seite 158.

† Zur Probe diene diese Stelle aus dem Capitel von den Maiden:

taſie Bilder moraliſcher Begriffe in allen Reichen der Natur[m]). Ritterlich iſt ſeine Moral eben nicht; denn ſie ſpottet ſogar der ritterlichen Uebungen und Ergötz-

Kurtzen muht vnd langes haar
Haben die Meyd, das iſt war.
Die zu jhren tagen kommen ſindt,
Die wahle jn machet das hertze blindt.
Die augen zeygen jhn den weg,
Von jhren augen geht ein ſtegk
Zu dem hertzen nit gar lang,
Auff den ſteiget mancher gedangk,
Wen ſie wöln nemen oder nicht.
Owehe wie offt daſſelbe geſchicht.
Das ſie gar zweiffeln von der wahle,
Die ſie haben darinn, ohne zal.

Diß iſt zum erſten jhr gedank:
Dieſer iſt kurtz, yener iſt lang,
Dieſer iſt höfferig vnd alt,
Der ander jung, vnd übel geſtalt.
Dieſer iſt mager, vnd iſt kahl,
Der iſt feyſt, der iſt ſchmal.
Dieſer iſt edel, yener iſt ſchwach,
Der nümmer nie kein ſpehr zübrach.
Eyner iſt weiß, der ander iſt ſchwartz,
So heyſſet einer meyſter hartz.
Dieſer iſt bleich, yener iſt roht,
Yener iſſet ſelten frölich brodt.

Mit dieſer Aufzählung der Varietäten der Liebhaber nach der Phantaſie der Mädchen iſt aber das Regiſter im Renner noch lange nicht geſchloſſen.

m) Z. B. wo er die unregelmäßigen Menſchen an die regelmäßige Lebensart der Vögel erinnert (Frankfurter Ausgabe, Blatt 55):

Alle Vögel hant dieſelbe Witze;
Wo ſie des Nachts wöllent ſitzen,
Da fliegen ſie des Abends hin.
Anders ſteht der Welt Sinn.
Einer geht aus, daß er ſtehle;
Ein anderer würget ihm ab die Kehle, u. ſ. w.

rgötzlichkeiten n). Darum eifert er auch gegen ejenigen, die so gern die schönen Rittergeschichten sen und ihre eigene moralische Bildung darüber rsäumten o). Der Styl Hugo's von Trymberg t die meiste Cultur, wo er beschreibt und erzählt, sonders in seinen Fabeln und Schwänken p). Aber

n) Z. B. wo sich dieser unritterlich gesinnte Lehrdichter im Capitel Vom Stechen folgendermaßen über die ritterlichen Uebungen äußert:

Gott möchte wol lachen, solte es sein,
Wann seine Kathermennelein
So wunderlich auff erden leben,
So das zwen gegen einander streben,
Vnd wöllen des selben nit entberen.
Sie wöllen mit zweien langen speren
Auff ein ander reitten vnd stechen.
Wer sol diese wunden rechen?
Wann einer den anderen durch den magen
Stichet, oder durch den kragen,
Das wolte er nit gern verdragen.
Wer zwangk sie aber zu dieser not?
Er were sunst doch viel sanffter todt.
Noch besser ist ein zage gut.
Was sol ein solcher übermuht?

o) Wie herr Dieterich fochte mit Ecken,
Und wie hievor die alten Recken
Betrogen seyn durch Frowenlist,
Des hört man sie noch manche Frist
Mehr klagen und weinen zu manchen Stunden,
Denn daß sie beweinen ihr eigen Sünden.

Frankf. Ausgabe, Blatt 109.

p) Unmöglich läßt sich über diese Schwänke aus dem Renner ein genaues Urtheil fällen, wenn man nicht wenigstens einen von ihnen ganz gelesen hat. Ich wähle zur Mittheilung den folgenden unter dem Titel: Wie ein Mann sein Fraw beschloß.

Aber aus mehreren Stellen des Renner sehen wir auch

Ich lase in eynem Büchelein
Eyn mere, die wol war mag sein,
Das hievor ein reicher man
Hatte eyne Frawe wolgethan,
Zu der seine lieb war also groß,
Das ehr sie tag vnd nacht beschloß
In eyn eigen gemach,
Alß mancher narre duth wol noch.
Dann man spricht: wer Frawen hüte,
Vnd Hasen zhäme, das der wüte.
Den reichen man das nicht verdroß,
Das er nachtes die thür beschloß.
Er legte die schlüssel vnder sein heubt.
Eyns nachtes was er wol besteubt,
Da schloß die Frawe leiß vff die thür,
Vnd ging zu jhrem Büln herfür.
Vnder deß erwachte der mann,
Vnd mißt jhr, vnd von stunden an
Warff ehr da eynen riegel für.
Die Frawe kam bald an die thür
Vnd badt, daß er sie ließe ein.
Er sprache: du böse Ehbrecherin,
Jhr müssen zwar darausseu sein.
Bitt ewer freunde vnd auch die mein
Morgen zu einander zu komen,
Euch zu schaden oder zu fromen.
Sie sprach: vnd wüstu meine pein,
Ane zweiffel du liest dein zorn sein.
Ich were gern bey dir geblieben,
Hette mich noth nicht außgedrieben,
Die ich dier nicht sagen wil.
Er sprach: setzt langer rede ein zyel,
Jhr müßt davor des dages erbeyten,
Sie sprach: ich kan mit dir nicht streyten,
Dan das ich mich wil gehn ertränckeu,
Ehe ich mich lasse kräncken
An meinen ehren, die ich han
Bißhär behalten ane argen whan.
So wardt der gute man verrhaten,

Dan

), wie sein Verfasser über Sprache und Styl gedacht, und die Verschiedenheit der deutschen Dialekte kritisch gemustert hat q). Ueberhaupt muß dieser

Dan eß stundt bey der kameren
Eyn groß loch, daß war dieff,
Zu dem die Frawe gar baldt lieff,
Vnd warff eyn großen steyn darin,
Als obe sie selber sölte sein
Darinn gefallen. Der gute man
Kam in seim hembde von stunden an
Gelauffen, dann ehr wolte sehen
Wie seiner Frawen were geschehen.
Die standt verborgen bey der thür,
Vnd wartet wan jhr man käm herfür,
Da lieff sie bald wider hinein
Vnd beschloß die thür. Das laßt nun sein,
Sprach der man, du drügerin
Es kost dein leben oder das mein.
Sie sprach: nach wes hauß fragent jhr?
Mich dünckt, das laster das jhr mir
Gerne hetten ohn schuldt erzeyget,
Das hab sich nun auff euch geneiget.
Dan jhr wolt bey mihr nie bleiben,
Vnd gingendt zu andern weybern.
Das wil ich meinen freunden klagen,
Vnd wil sein auch nicht mehr verdragen
Als ich bißher gelitten han.
Sehen, so ward der gute mann
Gefangen inn seym eygen strick.
Er must thun als noch offt und dick
Manch man thun muß vmb seine ehre,
Ehe daß sich das laster gemehre.
So muß er etwan vbersehen,
Ein ding, als eß sey nie geschehen.

q) Im Capitel Von mancherlei Sprachen charakterisirt Hugo von Trymberg drollig genug die deutschen Dialekte:

Die Schwaben jhr wörter spalten,
Die Francken ein theyl sie falten.

dieſem Renner, ſo vieles auch ein gebildeter Geſchmack gegen ihn einwenden mag, einer der erſten Plätze unter den didaktiſch-poetiſchen Werken der Ritterzeit zuerkannt werden.

Die meiſten übrigen wieder aufgefundenen didaktiſchen Gedichte der Deutſchen aus den letzten Jahren des ſchwäbiſchen Zeitalters können hier nur dem Titel nach angezeigt werden, weil ſie noch den Heraus-

Die Beyern ſie zu zerren,
Die Döringen ſie auff ſperren.
Die Sachſſen, ſie vnderzücken,
Die Reinlender ſie vnder drucken.
Die Wederauwer ſie würgen,
Die Meiſſener ſie wol ausſchürgen.
Eger landt die wörter ſchwencken,
Steyer landt ſie baß lencken,
Oſtor landt ſie ſchrencken,
Kernthen ein theyl ſie ſencken.
Böhem, Vngern, Polen, Lamparten
Die hauwen nit mit Teutſcher Barten.
Franckreich, Wahlen, vnnd Engelandt,
Norwegen, Yberniа ſindt vnbekandt,
An jren ſprachen Teutſchen leuten.
Niemandt kan euch wol gedeuten
Kriegiſch, Jüdiſch, Heydeniſch,
Syriſch, Windiſch, Kaldeiſch,
Wer das miſſchet in Teutſch gedichte,
Sein meyſterſchafft würd gar zů nichte.
Die landt ſprachen dauor genant,
In Teutſchen landen ſindt bekandt.
Wer aus denen was gutes nimet,
Das wol in ſeinem dichte zimet,
Mich dunckt der habe nit miſſethan,
Thut ers mit kunſte, vnnd nit durch wahn.

Eine Kritik mehrerer damals beliebten deutſchen Dichter findet ſich, wo man ſie nicht ſuchen ſollte, in dem Capitel Von böſen Herren. Von Conrad von Würzburg ſpricht Hugo von Trymberg mit beſonderer Achtung.

Herausgeber erwarten, der sie aus den alten Handschriften zum Druck befördern wird. Vielleicht sind auch einige, die bei dieser Gelegenheit genannt werden können, erst um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, oder noch später, entstanden. In diese Reihe gehören das Schachzabel- oder Schachtafel-Buch, ein Gedicht vom Schachspiel, von Conrad von Ammenhausen, der um das Jahr 1337 gelebt haben soll; einige allegorische Gedichte von der Jagd; mehrere didaktische Gedichte von der Liebe, die wenigstens noch einige Zeit ein beliebter Gegenstand der Betrachtung blieb, da sie nicht mehr in der ritterlichen Sprache des Herzens und der Galanterie aus lyrischen Gesängen ertönte; eine metrische Bearbeitung moralischer Lehren des Aristoteles; eine Uebersetzung der Sittensprüche des Dionysius Cato [r]). Fromm und gutmüthig genug, aber weder poetisch, noch in einem andern Sinne geistreich, ist ein Werk dieser Art unter dem Titel St. Tobias Segen [s]). Vermuthlich entstanden damals auch die Sammlungen von mancherlei kräftigen, in Versen abgefaßten, zum Theil drollig-satyrischen, hier und da dem didaktischen oder gnomischen Epigramme der Griechen ähnlichen Sentenzen unter dem Titel Priameln. In solche Sammlungen wurde dann Altes und Neues aufgenommen; Stellen aus dem Freidank, dem Renner,

r) Ich verweise hier wieder auf das so oft angeführte, mit allen bibliographischen Notizen ausgestattete Verzeichniß vor der Sammlung altdeutscher Gedichte von Hrn. v. der Hagen und Büsching.

s) S. diesen Segen in Hrn. Eschenburg's Denkmälern, Seite 279.

Renner, und andern größeren Gedichten wurden mit Sittensprüchen gemischt, nach deren Urhebern man nicht besonders fragte [t]). Kleine moralische Erzählungen, die sich bald der Legende, bald der äsopischen Fabel nähern, können hier auch genannt werden, da doch der Geschmack der mittleren Jahrhunderte den frommen Unterricht nicht gern von der erzählenden Poesie trennte. Ein solches Gedicht ist die legendenartige Erzählung von den todten drei Königen, wahrscheinlich aus der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts [u]). Ueberhaupt aber verdienen die didaktischen Werke in Versen aus dieser Periode der deutschen Litteratur eine besondere Aufmerksamkeit nicht wegen ihres poetischen Werths, sondern wegen des praktischen Verstandes und Witzes, der sich in ihnen recht nach alt deutscher Art ausspricht. Für die Geschichte der deutschen Poesie sind diese didaktischen Werke vorzüglich deßwegen wichtig, weil sie uns am bestimmtesten zeigen, wie Gefühl und Phantasie in der poetischen Litteratur der Deutschen seit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts immer mehr dem Verstande und Witze Platz machten, bis endlich in den Schulen der Meistersänger auch der Witz entbehrlich schien.

4.

t) S. ebendaselbst die Priameln und die lehrreichen Notizen zur Geschichte dieser Kraftsprüche, deren Nahme ohne Zweifel von Praecambulum abstammt.

u) S. diese Erzählung und die dazu gehörenden Notizen in dem Magazin Bragur, Band I. S. 363. Die Sprache des Gedichts ist nicht, wie dort gesagt wird, niederdeutsch. Sie ist niederrheinisch, vermuthlich cölnisch, ein Hochdeutsch, das in das Niederdeutsche übergeht.

4. Das Fach der dramatischen Poesie blieb in der deutschen Litteratur gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts nicht mehr so ganz leer, wie es noch kurz zuvor gewesen zu seyn scheint. Wenigstens hat sich ein Fragment von einem geistlichen Drama erhalten, das um diese Zeit geschrieben zu seyn scheint, und vielleicht nicht das einzige seiner Art in deutscher Sprache war. Virgil muß in diesem Fragmente als citirter Heide berichten, wie er die Geburt des Heilandes der Christen prophezeihet habe x). Durch solche rohen Versuche wurden also die geistlichen Schauspiele, die bei den Franzosen Mysterien hießen, in die deutsche Litteratur eingeleitet. Aber auch solche Schauspiele scheinen in Deutschland selten geblieben zu seyn bis gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, da man mit Hülfe der Meistersänger in den Reichsstädten ein deutsches Theater zu begründen anfing. Eine ganz andere Geschichte würde die dramatische Poesie der Deutschen haben, wenn zur Zeit des romantischen Minnegesangs der ritterliche Geschmack an den Höfen der deutschen Fürsten dramatische, wenn denn auch nur geistliche Spiele begünstigt hätte. Aber als solche Spiele bei den Deutschen eine Art von litterarischer Cultur zu erhalten anfingen, hatten die Fürsten und Herren in Deutschland

x) Ich habe dieses dürftige Fragment aufgesucht (Vergl. Adelung's Verzeichniß der schwäb. Dichter) in des Marburgischen Theologen Dieterichius Specimen antiquitatum biblicarum (Marburg, 1642, in 4.) p. 122. Es hier mitzutheilen, lohnt sich nicht der Mühe.

land fast alles Interesse für poetische Geistesfreuden verloren.

* * *

Zu den merkwürdigsten poetischen Erscheinungen in der deutschen Litteratur aus den letzten Jahren des dreizehnten und den ersten des vierzehnten Jahrhunderts gehören mehrere Gedichte in niederdeutschen Dialekten. Eben um ihres Dialekts willen ist es interessant, sie in einer besondern Reihe zusammen zu stellen. Denn die litterarische Cultur der Deutschen im Ganzen war von ihrer Entstehung an, wie wir gesehen haben, an die ober- oder hochdeutschen Dialekte geknüpft, unter denen im dreizehnten Jahrhundert der schwäbische zur herrschenden Dichtersprache wurde. Daß der romantische Minnegesang der schwäbischen Dichter in niederdeutschen Dialekten nachgeahmt worden, ist oben erzählt xx). Aber die Blüthenzeit der deutschen Poesie in den niederdeutschen Dialekten scheint erst damals angefangen zu haben, als nach dem Aussterben des schwäbischen Kaiserhauses der schwäbische Dialekt aufhörte, die Modesprache der Poesie in allen Gegenden von Deutschland zu seyn. Und gerade damals, als alle deutschen Provinzialdialekte eine gewisse Cultur erhielten, weil keiner dem andern nachstehen wollte, war die Ritterpoesie der Deutschen schon im Sinken. Daraus erklärt sich denn leicht, warum von eigentlichen Minneliedern nur noch einzelne Proben in niederdeutschen Dialekten aufgefunden sind, von großen epischen Gedichten aber auch noch nicht einmal eine Probe.

Die

xx) S. oben Seite 55, und Seite 127.

Die meisten aus den Handschriften wieder hervorgezogenen Gedichte in alter niederdeutscher oder plattdeutscher Sprache gehören in das Fach der kleineren Erzählungen, der Legenden, und besonders der didaktischen Poesie. Ueber die Eigenthümlichkeit dieser niederdeutschen Gedichte wird erst dann bestimmter geurtheilt werden können, wenn man genauer wissen wird, welche von ihnen ursprünglich in einem niederdeutschen Dialekte verfaßt, und welche, wie zum Beispiel der niederdeutsche Renner [y]), nur Uebersetzungen und Umarbeitungen hochdeutscher Originale sind [z]). Vielleicht ist nicht einmal eines von denjenigen unter ihnen, die ursprünglich der französischen oder provenzalischen Litteratur angehören, unmittelbar nach dem Französischen oder Provenzalischen bearbeitet, zum Beispiel die schon oben angeführte niederdeutsche Erzählung Flos und Blankeflos, und eine andere, sehr anziehende, echt romantisch naive, die den Titel Studentenglück erhalten hat [a]). Unter den bis jetzt bekannt gewordenen dieser niederdeutschen Erzählungen gehören in das Fach der Legenden: das Gedicht Zeno oder von den drei Königen; die Geschichte des heil. Marinus; die

y) Vergl. oben Seite 253., Anmerk. c.

z) In jedem Falle würde es sehr voreilig seyn, alle noch ungedruckten niederdeutschen Gedichte dieses Zeitraums nach denen beurtheilen zu wollen, die Hr. Bruns aus einer Wolfenbüttelischen Handschrift herausgegeben (S. oben Seite 139., Anmerk. d.), oder nach denen, die Hr. Eschenburg in seine Denkmäler aufgenommen hat.

a) S. die eben angeführten Sammlungen; das Studentenglück in Eschenburg's Denkmälern.

die Reisen des heil. Brandanus; der Theophilus [b]). Diese frommen Wundermährchen sind nicht ohne alles poetische Verdienst [c]). Aber die abergläubische Frömmigkeit hatte doch sichtbar an ihrer niederdeutschen Bearbeitung weit mehr Antheil, als das Interesse für dichterische Schönheit. Daher folgen sie auch entweder gewissenhaft, und Schritt vor Schritt, der lateinischen Legende [d]), oder sie treiben das Wunderbare bis zum Sinnlosen und Abgeschmackten. Die Reisen des heil. Brandanus scheinen von dem niederdeutschen Erzähler recht eigentlich in der Absicht nach der lateinischen Legende bearbeitet zu seyn, um frommen deutschen Christen durch ein ungeheueres Beispiel zu zeigen, daß nichts so unglaublich und dabei so sinnlos und abgeschmackt sey, was der Christ unter gewissen Umständen nicht glauben müsse [e]). Um so merkwürdiger sind diese Gedichte als Beiträge zur Geschichte der Denkart des Zeitalters. Ein historisches, halb hoch-, halb niederdeutsches, durch ein Fragment bekannt gewordenes Gedicht des cölnischen Stadtschreibers Godert Hagen, im

b) Alle diese poetisirten Legenden finden sich in der von Hrn. Bruns herausgegebenen Sammlung.

c) Doch wüßte ich aus ihnen kein glänzendes Beispiel anzuführen.

d) Hr. Bruns (Siehe a. a. O.) hat gezeigt, wie genau diese niederdeutschen Erzählungen den Legenden in den Actis Sanctorum folgen.

e) Daher diente dieses ungeheure Wundermährchen, nachdem es selbst den herzhaftesten Gläubigen anstößig geworden war, noch immer zur Unterhaltung. Zu diesem Zwecke findet es sich in Rollenhagen's Wunderbarlichen Reisen durch die Luft u. s. w. (Magdeburg, 1603, in 4.).

Die meisten aus den Handschriften wieder hervorgezogenen Gedichte in alter niederdeutscher oder plattdeutscher Sprache gehören in das Fach der kleineren Erzählungen, der Legenden, und besonders der didaktischen Poesie. Ueber die Eigenthümlichkeit dieser niederdeutschen Gedichte wird erst dann bestimmter geurtheilt werden können, wenn man genauer wissen wird, welche von ihnen ursprünglich in einem niederdeutschen Dialekte verfaßt, und welche, wie zum Beispiel der niederdeutsche Renner [y]), nur Uebersetzungen und Umarbeitungen hochdeutscher Originale sind [z]). Vielleicht ist nicht einmal eines von denjenigen unter ihnen, die ursprünglich der französischen oder provenzalischen Litteratur angehören, unmittelbar nach dem Französischen oder Provenzalischen bearbeitet, zum Beispiel die schon oben angeführte niederdeutsche Erzählung Flos und Blankeflos, und eine andere, sehr anziehende, echt romantisch naive, die den Titel Studentenglück erhalten hat [a]). Unter den bis jetzt bekannt gewordenen dieser niederdeutschen Erzählungen gehören in das Fach der Legenden: das Gedicht Zeno oder von den drei Königen; die Geschichte des heil. Marinus; die

y) Vergl. oben Seite 253., Anmerk. c.

z) In jedem Falle würde es sehr voreilig seyn, alle noch ungedruckten niederdeutschen Gedichte dieses Zeitraums nach denen beurtheilen zu wollen, die Hr. Bruns aus einer Wolfenbüttelischen Handschrift herausgegeben (S. oben Seite 139., Anmerk. d.), oder nach denen, die Hr. Eschenburg in seine Denkmäler aufgenommen hat.

a) S. die eben angeführten Sammlungen; das Studentenglück in Eschenburg's Denkmälern.

Leiden und Freuden, als neue Ausführung eines Capitels, das in der alten romantischen Litteratur sehr oft abgehandelt ist g).

Wie es gekommen, daß mit diesen niederdeutschen Gedichten aus den letzten Decennien des dreizehnten Jahrhunderts und den ersten des vierzehnten nicht auch der Nahme eines niederdeutschen Dichters bekannt geworden ist, verdiente eine genauere Untersuchung. So einheimisch, wie im südlichen Deutschland, scheint im nördlichen die romantische Ritterpoesie selbst damals nicht geworden zu seyn, als noch niederdeutsche Fürsten und Herren im schwäbischen Dialekte sangen. Das kältere Blut des Niederdeutschen begünstigte vermuthlich schon damals mehr die didaktischen und satyrischen Dichtungsarten, als die lyrischen und epischen im Geiste des ritterlichen Enthusiasmus. Deßwegen scheint die romantische Poesie auch nicht eher im nördlichen Deutschland recht beliebt geworden zu seyn, als bis sie jenem Enthusiasmus zu entsagen, und sich auf ruhige Frömmigkeit, Moral, und Satyre zu beschränken anfing.

Zweite Abtheilung.

Geschichte der deutschen Poesie seit dem Emporkommen des bürgerlichen Meistergesangs im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert.

Wie der ritterliche Liebes- und Heldengesang in den bürgerlichen Meistergesang überzugehen anfing;

g) Abgedruckt in Eschenburg's Denkmälern.

anfing; ist schon oben erzählt [h]). Aber die völlige Entwickelung dieser Abart der alten romantischen Poesie der Deutschen fällt in das vierzehnte und funfzehnte Jahrhundert.

Da zwischen dem sogenannten Minnegesange und dem Meistergesange ursprünglich gar kein Unterschied war, so läßt sich auch der Anfang derjenigen Art zu dichten, oder vielmehr Verse zu machen und abzusingen, die wir jetzt im besonderen Sinne den Meistergesang oder die Meistersängerei nennen, nicht anders erzählen, als durch Anzeige des Ursprungs jener statutarischen Einrichtungen, die den Nahmen Singeschulen erhielten. Denn an der Entstehung und dem Flor dieser Singeschulen hängt Alles, was den Meistergesang, den wir jetzt so nennen, von dem Minnegesange wesentlich unterscheidet. Aber gerade auf diesem Theile der Geschichte des alten Meistergesanges liegt ein Dunkel, das noch durch keine historischen Nachforschungen zerstreuet ist, und auch schwerlich zerstreuet werden wird [i]). Die Meistersänger

h) Vergl. oben Seite 210., und die dort angeführte interessante Schrift von Hrn. Grimm.

i) Die Abhandlung über den alten Meistergesang von Häßlein in dem Magazin Bragur (Band III.) bringt uns hier in der Hauptsache nicht weiter, als wir schon durch den Juristen Wagenseil gebracht waren, dessen bekannte Nachrichten Von der Meistersinger holdseliger Kunst (als Zugabe zu seinem Werke De civitate Norimbergensi, Altorf. 1697, in 4.) sich auf die früheren von Puschmann, Spangenberg und Anderen beziehen. Ein gutes Verzeichniß dieser und anderer hierher gehörenden Schriften über den alten Meistergesang ist zu finden in Blankenburg's Zusätzen zu Sulzer's Wörterbuche, unter dem Artikel Dichtkunst.

sänger selbst führten, einer alten Sage getreu, die Geschichte ihres sonderbaren litterarisch-musikalischen Instituts bis auf die Zeiten des Kaisers Otto I. im zehnten Jahrhundert zurück; und nach Allem, was die historische Kritik gegen diese, freilich durchaus unsichere Notiz erinnert hat, bleibt gar wohl möglich, daß schon in so frühen Zeiten, als eben das städtische Wesen in Deutschland sich zu bilden anfing, aber doch auch schon die Nonne Roswith zu Gandersheim lateinische Verse machte, Freunde des vaterländischen Gesanges in den emporkommenden Städten sich zu einer Gesellschaft vereinigten, deren Zweck war, fromme Lieder zu singen, die der Geistlichkeit nicht mißfielen, und dem Volksgeschmacke zusagten. Eine gewisse Regel dieses Gesanges konnte, wie damals Alles in den Städten sich regelte, unentbehrlich scheinen, um Ordnung zu erhalten, damit das Institut nicht verwildere. Und da der deutsche Adel damals noch lange nicht so scharf abgeschnitten von dem Bürgerstande war, wie in den folgenden Jahrhunderten, so konnten ohne Bedenken auch Adlige, die sich des Gesanges beflissen, Mitglieder dieser Gesellschaft werden, ohne übrigens auf ihre Standesvorrechte Verzicht zu thun. Wahrscheinlicher aber ist doch, daß diese Institute, deren Geschichte bis zum vierzehnten Jahrhundert im Dunkel liegt, erst im zwölften Jahrhundert, also gerade damals sich bildeten, oder wenigstens einer festen Regel sich unterwarfen, als die Kreuzzüge veranlaßten, daß der romantische Liebes- und Heldengesang der Provenzalen von deutschen Rittern nachgeahmt wurde. Dieses scheint die Zeit zu seyn, von welcher die späteren Meistersänger fabelten, daß ihre Kunst von

zwölf

zwölf Dichtern zugleich erfunden worden, deren keiner um die Bemühungen des andern gewußt [k]). Das Verzeichniß dieser zwölf Apostel des Meistergesanges beweiset nun freilich, wie unwissend in der Chronologie die guten Meistersänger waren; denn da wird einer der früheſten Minnesinger, der treffliche Walther von der Vogelweide, ein Landherr [l]), mit dem Doctor Heinrich Frauenlob [m]) und dem Schmid Barthel Regenbogen [n]) als gleichzeitiger Mit-Erfinder des Meistergesanges genannt. Aber eben dieses Verzeichniß läßt doch fast vermuthen, daß zu den Zeiten Walther's von der Vogelweide das Institut des Meistergesangs schon geblühet, und daß Walther ein Mitglied desselben gewesen. Daß nachher die meisten ritterlichen Minnesinger, besonders die fürstlichen unter ihnen, nicht geneigt seyn mochten, bei aller ihrer Liebe zur Musenkunst, mit den singenden Handwerkern in den Städten gemeine Sache zu machen, läßt sich von der Denkart des Zeitalters auch wohl erwarten. Gleichwohl ist den bürgerlichen Meistersängern, die meistens Handwerker waren, nie eingefallen, ihr Institut für eine Handwerks-Innung, oder gemein-bürgerliche Verbrüderung anzusehen, oder einen wesentlichen Unterschied zwischen ihren Meistergesängen und den von uns sogenannten Minneliedern der Fürsten, Herren, und Gelehrten anzuneh-

k) S. bei Wagenseil, Seite 503. die Notiz und das Verzeichniß.

l) Vergl. oben Seite 107.

m) Vergl. oben Seite 235.

n) Vergl. oben Seite 233.

zunehmen. Darum trugen diese Meistersänger in ihre Gesangbücher ohne alles Bedenken auch die Lieder der ritterlichen Minnesinger ein, wenn sie zu ihren Melodien paßten und ihrem Geschmacke zusagten o). Eben so wenig scheinen die ritterlichen und fürstlichen Minnesinger ihre Lieder jemals für solche angesehen zu haben, die von denen der Meistersänger wesentlich und gleichsam standesmäßig verschieden wären. Die Geschichte des poetischen Wettstreits zur Wartburg erzählten die Meistersänger mit abergläubischen Zusätzen als eine Angelegenheit ihres Instituts p). Das Wesen dieser Poesie war ja auf das engste verbunden mit der metrischen Form; und um die Cultur dieser metrischen Form erwarben sich wahrscheinlich schon im zwölften Jahrhundert die Meistersänger in den Singeschulen das meiste Verdienst. Daher blieb ihnen auch vorbehalten, diese Form, wie einen ehrwürdigen Leichnam, so sorgfältig aufzubewahren, als die poetische Kraft, die ihn beseelt hatte, erloschen war. Sie waren also eigentlich Meister der Form des alten romantischen Gesanges. Den ritterlichen Nachahmern der Provenzalen war wenig daran gelegen, ob die Versarten ihrer Poesie provenzalischen, oder deutschen Ursprungs seyn mochten. Auch uns kann ziemlich gleichgültig seyn, ob die dreitheilige Form

o) Darum wird die Manessische Sammlung von Minneliedern vorzüglich aus den schon aufgefundenen und noch aufzufindenden alten Meistergesangbüchern, zum Beispiel dem Colmarischen, vermehrt und vielleicht verbessert werden müssen. Man sehe auch das alte Meistergesangbuch im zweiten Theile von Müller's Sammlung.

p) S. bei Wagenseil, Seite 510.

Form des kunstmäßigen Meistergesanges original-deutsch, oder ob sie durch eine leichte Umänderung der Form des provenzalischen Sonetts entstanden ist; denn große Dinge sind in der deutschen Poesie durch alle diese Formen nicht ausgerichtet.

Eine falsche Vorstellung macht man sich von dem alten Institute des deutschen Meistergesanges, wenn man es sich als eine förmliche Zunft oder Handwerks-Gilde denkt, in der es Meister, Gesellen, und Lehrlinge gegeben habe. Zunft- und handwerksmäßig genug war die förmliche Einrichtung des Ganzen; aber doch war dieses Ganze in den Augen der Mitglieder des Instituts selbst, und zum Theil auch in der That, mehr eine poetische Akademie, als eine Gilde. Die Gesellschaft der Meistersänger erkannte in ihrer Mitte keinen Meister an, denen die übrigen als Gesellen, oder Lehrlinge, untergeordnet gewesen wären. Sie selbst nannten sich unter einander bescheiden, nach uraltem Gebrauch, Liebhaber des deutschen Meistergesangs, aber nie Meister[q]). Die Meisterschaft, nach der sie strebten, war die poetische, oder was sie dafür hielten. Wer den Regeln gemäß, deren Inbegriff die Tabulatur hieß, einen Gesang gemacht und abgesungen hatte, wurde als Dichter zu den Meistern in eben dem Sinne gezählt, wie jeder Andere, wer in seiner Art etwas Meisterhaftes gethan, oder gemacht hatte. Ob er zugleich ein Meister Schuster, oder Schmid, oder Weber war, oder ein Doctor und Magister, oder ein Reichsbaron, darauf kam in dieser poetischen Akademie

q) S. Wagenseil am a. O. Seite 502.

Akademie nichts an. Zur Ehre rechneten es ſich die Meiſter Handwerker ohne Zweifel, unter den Mitgliedern ihres Inſtituts Doctoren der Theologie nennen zu können, wie Heinrich Frauenlob, oder Dichter vom adligem Geblüte, die ſich des Meiſtergeſanges nicht ſchämten. Aber das Inſtitut ſollte darum eben ſo wenig ein bürgerliches ſeyn, als ein gelehrtes, oder adliges. Alſo hatte auch der Magiſtertitel auf die Meiſterſchaft, die in der Singeſchule ein Anſehen gab, gar keine Beziehung. Die Muſenkunſt allein ſollte den Rang in dieſer Schule beſtimmen.

Das Inſtitut des deutſchen Meiſtergeſanges iſt ſchon dadurch merkwürdig, daß es einzig in ſeiner Art iſt. Denn Handwerker waren doch die Männer, die es, wenn auch nicht ſtifteten, doch aufrecht und im Flor erhielten. Von einer ſolchen Verbrüderung von Handwerkern zur Aufrechthaltung der vaterländiſchen Poeſie findet ſich bei keiner andern Nation ein Beiſpiel. Das Inſtitut kam daher auch erſt dann recht in Aufnahme, als der bürgerliche Wohlſtand der deutſchen Städte auf's höchſte ſtieg r). So cultivirte Schuſter, Schneider, Schmide und Weber, als man zu Mainz, Straßburg und Nürnberg während des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts fand, konnten ſich damals ſchwerlich in einem andern europäiſchen Lande verſammeln. Die ſtrenge Rechtlichkeit, auf welche die deutſchen Handwerks-Innungen und Zünfte hielten, wurde auch jedem Meiſterſänger durch die Regel des Inſtituts zur Pflicht gemacht. Daher hielten ſich dieſe Meiſterſänger ſorgfältig abgeſondert

r) Vergl. oben Seite 191 ff.

gesondert von den Spruchsprechern, einer Art von Improvisatoren, die um dieselbe Zeit, als der Meistergesang in Aufnahme kam, durch extemporirte Einfälle in Versen und in Prose bei Feierlichkeiten und Gastmählern, für Geld, die Gesellschaft ergötzten. Von diesen Spruchsprechern soll sogleich nachher in diesem Theile der Geschichte der deutschen Poesie weiter die Rede seyn. Das Institut des Meistergesangs behauptete immer eine gewisse Würde. Die Singeschulen waren feierliche Zusammenkünfte *). Die öffentliche Achtung, in der die Meistersänger standen, wurde noch erhöhet durch die Aufmerksamkeit, die ihnen der Kaiser selbst erwies. Carl IV., der sich gern als Beschützer der Künste und Wissenschaften zeigte, ertheilte den Meistersängern von neuem ein stattliches Wappen, den fürstlichen und ritterlichen ähnlich, da das alte Wappen, das die Gesellschaft von Kaiser Otto I. erhalten haben wollte, einer Erneuerung und Vervollkommnung zu bedürfen schien. Von dieser Seite, der bürgerlichen und moralischen, angesehen, verdient das Institut des deutschen Meistergesanges immer mit Achtung genannt zu werden.

Wenn wir nun aber lernen, wie die Meistersänger in ihren Singeschulen die Vervollkommnung der deutschen Poesie betrieben; wie sie, immer in der Meinung, das Höchste der Musenkunst vor Augen

*) Wer kann ohne ein schönes moralisches Interesse diese rechtlichen und stattlichen Meistersänger betrachten, wie sie in dem Gemählde von Franz Hein zu sehen sind? S. die Abbildung einer Singeschule vor dem Magazine Bragur, Band III.

gen zu haben, dieses Höchste in nichts Anderem suchten, als in einer schulgerechten Reimkunst und Sylbenstecherei; wie handwerksmäßig sie diese Kunst ausübten; und mit welcher Wichtigkeit sie alle die Kleinigkeiten behandelten, die nur da, wo sie mit wahrer Poesie in Verbindung treten, nicht ohne poetische Bedeutung sind; wenn wir von dieser Seite des Geistes und Geschmacks das Institut des Meistergesanges und seine Producte würdigen, so können wir auch den Spott, mit dem es in den folgenden Jahrhunderten überschüttet wurde, nicht ungerecht finden. Eine geistlosere Reimerei, als diejenige, die in den Schulen dieser Meistersänger zunftmäßig getrieben wurde, hat es nie gegeben. Wer die Geschichte der Poesie zum Gegenstande einer besondern Liebhaberei gemacht hat, den mag es interessiren, die ganze Tabulatur der Meistersängerei, und die Einrichtung der Singeschulen, deren strenges Gesetz die Tabulatur war, und die vollständige Construction eines förmlichen Meistergesanges, den man einen Bar nannte, und alle die Töne oder Versarten, in denen sich der Bar moduliren ließ, und die Nahmen und Titel aller dieser Versarten, genauer kennen zu lernen. Wer aber in der Geschichte der Poesie vorzüglich nur die Regungen und Aeußerungen des Genies und die Bildung des Geschmacks mit kritischer Aufmerksamkeit begleitet, für den mögen wenige Notizen, die Tabulatur des förmlichen Meistergesanges und die Einrichtung der Singeschulen betreffend, mehr, als genug, seyn [ss]).

Es

[ss]) Die bei Wagenseil abgedruckte Tabulatur der Meistersänger

Es ist ungewiß, woher das Wort Bar stammt, it dem man im Institute des Meistergesanges ein roduct bezeichnete, das der Tabulatur gemäß war. uf den Geist, oder die Geistlosigkeit, eines solchen roducts kam dabei gar nichts an. Die metrische orm eines Bars war immer lyrisch, damit er wie n Lied abgesungen werden konnte. An die Stelle rischer Gedanken und Gefühle traten aber ganz ewöhnliche moralische und christliche Betrachtun- en und Lehren, biblische Historien, weltliche No- zen, und was man nur irgend ohne allen Schwung er Phantasie in Versen zu sagen Lust hatte, vor- usgesetzt, daß es nicht unsittlich oder unchristlich ar. Die Versarten oder Gebäude, wie sie in er Tabulatur hießen, waren zum Theil der Will- ür des Dichters oder Reimers überlassen, zum heil aber auch geregelt nach gewissen Mustern, e für classisch angenommen waren. Einige dieser ersarten stammen ohne Zweifel aus den schönsten eiten des Minnegesangs; andere wurden später funden; und die Vermehrung dieser Versarten urch eine neue, die den Gesetzen des Meistergs- nges entsprach, und von der Schule angenommen urde, war der größte Ruhm, den man sich als eistersänger erwerben konnte. Die Versart mit rer Melodie hieß dann ein neuer Ton. Solcher öne, die von den Meistersängern als classisch an- nommen waren, zählte man in den späteren Zei- n über zweihundert. Sie waren nach der Zahl

sterſänger ist nach der von Adam Puschmann im J. 1572 herausgegebenen, und nach andern mit dieser verglichenen, gefertigt.

Zahl der Reimzeilen in Classen abgetheilt; und jeder verewigte in der Singeschule den Nahmen seines Erfinders, wie zum Beispiel der kurze Ton Barthel Regenbogen's; die Rosmarinweise Hans Findeisen's; die schwarze Tintenweise des Magisters Ambrosius Metzger; der geile und der lange Ton Heinrich Frauenlob's; der frische Ton Hans Vogel's; die geblümte Paradiesweise Joseph Schmierer's [t]). Die Tabulatur erlaubte auch, mehrere dieser Töne in verschiedenen Strophen des Meistergesanges zu verbinden. Solcher Strophen hatte der Meistergesang zuweilen nur drei. Sollte aber das metrische Gebäude in langen Strophen recht kunstmäßig ausgebauet seyn, so war es in Stollen oder Absätze zertheilt, aus denen die beliebte Dreiheit auf eine besondere Art construirt wurde. Die Anzahl der Strophen war dann der Willkür überlassen, aber die Strophe selbst so construirt, daß erstens ein Satz oder Gesätz, aus zwei oder mehreren Stollen nach gleicher Melodie bestehend, voranging, dann nach einer andern Melodie ein Abgesang folgte, und endlich noch ein Stoll oder Stollen den Beschluß machen durfte [u]).

Mit

t) Bei Wagenseil ist das lange Register dieser Meistergesangstöne zu finden.

u) Wagenseil giebt folgendes Beispiel der vollständigen Form eines Meistergesanges.

Stoll.

1. Wer seine Hoffnung hat auf Gott gesetzet,
Derselbige wird nicht zu Spott,
Ja dessen Glaub niemalen wird verletzet,
Dem hilfft der fromm und liebe Gott.

2. Hin-

lit der griechischen Abtheilung der Chorgesänge
id der pindarischen Oden in Strophen, Antistro-
)en, und Epoden hat das Stollengebäude der
utschen Meistersänger nur eine entfernte Aehnlich-
it. Durchaus unähnlich den griechischen Versar-
n ist der ganze metrische Mechanismus des Mei-
rgesanges in seinem Innern; denn die Tabula-
tur

2. Hingegen aber der, so sein Vertrauen
Nicht setzen wil in Gottes Macht
Der kan nicht anders als auf Sande bauen,
Und wird von jedermann verlacht.

Abgesang.

Dann weilen er hat seinen Gott verlassen,
Und seinen Abgott sucht,
So bleibt er fort verflucht,
Und wil ihn Gott auch hier mit nichten fassen,
Ja läßt ihn billig sinken,
Auch für sich selbst ertrinken:
Darum O Christ,
So klug du bist,

Stoll.

Befleisse dich auf Gott allein zu hoffen,
So gehts dir hier und dorten wol.
Und wirst es haben ewig wol getroffen,
Und sey der Himmels-Freuden vol.

Dieses Beispiel ist entweder das Werk eines spä-
teren Meistersängers, vielleicht erst aus dem sieb-
zehnten Jahrhundert, oder doch in die Sprache des
siebzehnten J. H. übertragen. Leicht lassen sich aus
den Werken der früheren Meistersänger Beispiele wäh-
len, die wenigstens nicht so durchaus prosaische Reis-
merei sind. Aber es kam hier vorzüglich nur auf ein
meistersängerisches Muster der Versart an. Und ge-
rade eine solche Probe, wie diese, ist die beste, wo
der wesentliche und charakteristische Unterschied
zwischen dem ritterlichen Minnegesange und der bür-
gerlichen Meistersängerei in voller Klarheit hervor-
leuchten soll.

tur erklärte ausdrücklich, daß auf eigentliches Maß, das heißt, auf Länge und Kürze der Sylben, gar nichts ankomme, wenn die Sylben nur richtig abgezählt waren. Was also in den früheren Zeiten der romantischen Poesie der Deutschen nur Vernachlässigung der wahren Natur der deutschen Sprache gewesen war, das wurde nun durch die Meistersängerei zum Gesetz. Anstatt den schönen Rhythmus, der in der deutschen Sprache liegt, und der schon von manchem Minnesinger glücklich hervorgehoben war, weiter zu entwickeln und auszubilden, arbeitete der Meistergesang durch willkürliche Formen dem wahren Geiste der deutschen Prosodie geradezu entgegen. Also auch das einzige Verdienst, das sich die Meistersänger um die nationale Poesie gefliſſentlich erwerben wollten, die metrische Bildung der Sprache, mißlang ihnen in einer Hauptsache. Mit ihrer Unterscheidung der klingenden oder weiblichen Reime von den stumpfen oder männlichen war unter diesen Umständen wenig geholfen. Ihre Schlagreime, wie sie die Verbindungen nannten, wo unmittelbar Wort auf Wort gereimt wird, waren schon in den früheren Zeiten bei den Minnesingern sehr gemein gewesen und oft genug gemißbraucht worden.

Auch die übrigen Verdienste, die sich die Meistersänger nach den Forderungen ihrer Tabulatur um die deutsche Poesie erworben haben, sind sehr geringe. Die Tabulatur lieferte ein Register von Fehlern, das man für den Anfang der Kritik in der schönen Litteratur der Deutschen ansehen möchte. Mehrere dieser, mit zunftmäßigen Kunstnahmen bezeichneten Fehler, deren sich ein Meistersänger

sänger nicht schuldig machen durfte, betrafen nur das öffentliche Absingen des Meistergesanges. Sie gehen also die Poesie selbst nichts an. Die sorgfältige Vermeidung anderer dieser Fehler, welche wenigstens die Sprache und den Styl angehen, konnte allerdings etwas dazu beitragen, in den Ausdruck der alltäglichen Gedanken, die in der Form eines Meistergesanges zusammengereimt wurden, eine gewisse grammatische Bestimmtheit zu bringen. Verboten waren zum Beispiel falsches Latein, oder unschickliche Einmischung lateinischer Wörter und Reimzeilen; blinde, das soll heißen unrichtig bezeichnende, Worte; verstümmelte oder Halb-Worte; Kleb-Sylben, das ist, unrichtige Zusammenziehung mehrerer Sylben in eine; Milben oder Wörter, die um des Reims willen verstümmelt waren; und dergleichen Fehler mehr. In einigen dieser durch die Tabulatur ausdrücklich verborenen Fehler zeigt sich eine übertriebene, das Geschäft des Reimens unnützerweise erschwerende Strenge. Diphthongen auf reine Vocale zu reimen, eine Freiheit, die sich die deutschen Dichter in den neueren Zeiten ohne Bedenken genommen haben, weil die deutsche Sprache sonst gar zu arm an Reimen seyn würde, hieß bei den Meistersängern vorzugsweise ein Laster. Die Klarheit des Styls zu erhalten, verbot man sehr zweckmäßig blinde Meinungen oder undeutlich ausgedrückte Gedanken. Auf die Gedanken selbst nahm die meistersängerische Kritik nur diese einzige Rücksicht, daß sie falsche Meinungen verbot. Mit diesem Nahmen bezeichnete sie, wunderlich genug, Alles, was gegen die Religion und die Sittlichkeit zu seyn schien. Wer so etwas zu singen sich erlaubt hatte, wurde,

nach

nach den Umständen, hart getadelt, oder gar aus der Schule geschafft. Er hatte sich, sagte man, versungen.

Noch weniger Interesse haben für den litterarischen Geschichtsforscher die statutarischen Einrichtungen, durch die man in den Singeschulen der Meistersänger Ordnung zu erhalten und den Zweck des Instituts zu erreichen suchte. Wie die Sänger sich versammelten; wie sie sangen; wie die gewählten Merker oder Vorsteher der Gesellschaft aufmerkten, und die begangenen Fehler bestraften; wie die aufzunehmenden Candidaten in der Singeschule examinirt wurden, und zur Probe singen mußten; wie derjenige, der statutenmäßig meisterhaft gesungen hatte, mit einer silbernen Halskette geziert wurde, an welcher der König David mit der Harfe hing; wie die Büchsenmeister die gemeinsame Casse zu verwalten hatten; alle diese Einrichtungen genauer kennen zu lernen, muß man sich an die Beiträge zur Sittengeschichte der Deutschen werden x).

Aus sittlichen Gründen mußte denn auch den ehrbaren Meistersängern daran gelegen seyn, sich nicht mit den Spruchsprechern, die für Geld die Gesellschaften durch extemporirte Verse und Einfälle ergötzten, verwechselt zu sehen. Kein Meistersänger sang für Geld. Auch wenn er der munterste Kopf war, ließ er sich nicht als Lustigmacher gebrau-

x) Als ein solcher Beitrag zur Sittengeschichte ist auch die schon oben angeführte Abhandlung über die Kunst der Meistersänger von Häßlein, im 3ten Bande des Magazins Bragur, schätzbar.

gebrauchen. Abgerechnet aber ihre bürgerliche Würde, hatten die Meistersänger gar keine Ursache, auf die Spruchsprecher herab zu sehen. Diese lustigen Improvisatoren hatten von der Poesie, die moralischen Beziehungen ausgenommen, keine besseren, aber auch keine schlechteren Begriffe, als die Meistersänger. Jenen, wie diesen, galt Reimerei für Poesie. Die Reimerei der Spruchsprecher war nur kunstloser, nachlässiger, ungezwungener. Ihre Kunst mit Glück auszuüben, bedurften sie eines Talents, das dem Meistersänger entbehrlich war; denn die Reimerei nach der Tabulatur des Meistergesanges ließ sich wie ein Handwerk lernen; aber durch Verse aus dem Stegreif die Gesellschaft angenehm unterhalten, selbst wenn es eine gemeine Bürgergesellschaft war, konnte nur der muntere Kopf, den die Natur besonders dazu ausgerüstet hatte. Ein rechter Spruchsprecher mußte bei Hochzeitsschmäusen und andern fröhlichen Gastmählern auf Verlangen jedes Gastes einem jedem improvisatorisch etwas Treffendes in Versen sagen oder ihn anstechen können. Aber die deutsche Poesie gewann bei dieser Spruchsprecherei am Ende noch weniger, als bei der ehrbaren Meistersängerei. Daß Leuten von niedrigem Stande — denn solche waren die Spruchsprecher sämmtlich — die Sprache in Versen so zu Gebote stand, und daß sie sich einer Art von Geistescultur erfreueten, die dem gemeinen deutschen Bürgersmanne in neueren Zeiten völlig fremd geworden ist, verdient in der Geschichte der deutschen Poesie ohne Zweifel als eine Nationalmerkwürdigkeit angeführt zu werden. Aber nicht einmal als witzige Köpfe, noch weniger als Dichter, haben sich diese Spruchsprecher über das Rohe und Gemeine

meine erhoben. Berühmt ist keiner von ihnen geworden, bis im sechzehnten Jahrhundert Wilhelm Weber zu Nürnberg sich in der Spruchsprecherkunst so hervorthat, daß er, selbst eines Spruchsprechers Sohn, als seine Vorgänger verdunkelte. Und eben aus der armseligen Reimerei dieses bewunderten Wilhelm Weber können wir auf den Geistesgehalt seiner weniger gepriesenen Collegen schließen. Den platten Spaß einiger Nürnberger, die, um sich an ihm wegen seiner Stichelleien zu rächen, ihn bei Nacht in ein durch die Stadt fließendes Wasser, genannt der Fischbach, geworfen hatten, wußte er ihnen mit nichts Besserem, als einigen eben so unwitzigen Alltagsreimen zu vergelten [y]). Daß er in eben solchen Reimen berichten konnte, wie er in Altorf auf eine spaßhafte Art zum Doctor oder Magister promovirt worden, scheint seine Zeitgenossen ungemein ergötzt zu haben [z]). In der allgemeinen Geschichte der neueren

y) Diese Reime, die man als merkwürdig aufbewahrt, lauten:

Herr Gott, du gerechter Richter,
Der du bei der Nacht kennst alle Gesichter,
Thue mir doch so viel zu lieb,
Sage mir, wer seyn die drei Dieb,
Die mich haben in Fischbach getragen,
Daß ich sie kann bei meiner Obrigkeit verklagen.
So werd ich wieder fröhlich seyn und wacker lachen,
Wann man sie straft, daß ihnen der Herzbendel thut krachen.

Nach solchen Proben der Plattheit den Producten der Spruchsprecher weiter nachzuspüren, muß doch wohl den Liebhabern überlassen bleiben.

z) Der ganze gereimte Bericht, den Wilhelm Weber über

neueren Poesie mag es genug seyn, der gesammten Spruchsprecherei, die vorzüglich in Nürnberg einheimisch gewesen zu seyn scheint, ein Mal im Vorbeigehen erwähnt zu haben *).

Zur genaueren Geschichte des eigentlichen Meistergesangs, der in der Meinung seiner Verehrer hoch über die Reime der Spruchsprecher erhaben war, fehlen uns noch wesentliche Notizen. Wir wissen im Allgemeinen, daß dieser statutarische Gesang zuerst in Mainz emporkam. Dort stimmte schon zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts der geistliche Herr Heinrich Frauenlob mit dem Schmide Meister Barthel Regenbogen seine bewunderten Wettgesänge an. Dann scheint das Institut besonders zu Straßburg geblühet zu haben. Zu Colmar waren, wie es scheint, besonders die Schuster dem Meistergesange zugethan. Wenigstens hat sich dort in den Archiven der Schusterzunft der Codex von Meister- und Minneliedern gefunden, der jetzt der Colmarische genannt wird. In keiner deutschen Reichsstadt aber erhielten die Meistersänger mehr Ansehen, als in Nürnberg, wo ihr Institut auch am längsten gedauert hat. Hier hielt man ihre Zusammenkünfte für so ehrwürdig, daß die Singeschule des Sonntags, nach geendigtem Gottesdienste, in der Kirche gehalten werden durfte, wo

über seine Doctorpromotion abgestattet hat, ist bei Wagenseil zu lesen, dem es nicht wenig Freude gemacht zu haben scheint, diesen Schatz aufgefunden zu haben.

*) Mehr darüber findet sich in Flögel's Gesch. der kom. Litteratur. Band I., wo auch eine Abbildung des Wilhelm Weber zu schauen ist.

wo denn, freilich, der Meistergesang auf geistlichen Inhalt eingeschränkt war. An andern Orten sollen die Meistersänger Wirthshäuser zu ihren Versammlungen gewählt haben. Diese allgemeinen Nachrichten vom Fortgange des Meistergesanges in Deutschland können ungefähr zeigen, wie das Institut sich verbreitete und erhielt. Wenn wir nun aber wissen wollen, wie denn während eines Zeitraums von länger, als zwei hundert Jahren, der Meistergesang sich ausbildete, veränderte, verbesserte, oder verschlimmerte, so verweisen uns die bis jetzt gesammelten Notizen gewöhnlich auf den berühmten Hans Sachs zurück, der doch erst im Jahre 1567, also nach Luther, starb, zu einer Zeit, da Luther's Kirchenrevolution schon eine merkliche Aenderung in der Denkart und Sprache der Deutschen bewirkt hatte. Und gerade in den vorhergehenden zwei Jahrhunderten, dem vierzehnten und funfzehnten, oder von Frauenlob bis auf Hans Sachs, erhielt der Meistergesang vorzüglich seine statutarische Bildung. Um die Geschichte des Meistergesanges in diesen beiden Jahrhunderten kann sich der Fleiß der Litteratoren, denen die alten Handschriften von Meistergesangbüchern und die Archive der ehemaligen deutschen Reichsstädte zugänglich sind, noch sehr verdient machen. Unter den mehr als tausend Liedern von Minne- und Meistersängern, die der bei der Schusterzunft zu Colmar aufgefundene Codex enthalten soll [b]), finden sich

b) S. das Magazin Bragur, Band I. Seite 380. Wahrscheinlich finden sich auch in den heidelbergischen Handschriften der vaticanischen Bibliothek noch Meistergesänge aus den früheren Zeiten. S. Adelung's des Jüngeren oben angeführte Nachrichten, I. Seite 303.

sich ohne Zweifel mehrere aus dem vierzehnten Jahrhundert; und gerade diese, die dem älteren Minnegesange noch am nächsten verwandt sind, sollten am ersten hervorgezogen werden. Dahin gehören die Meistergesänge von Heinrich von Muglin, der um das Jahr 1369 gelebt haben soll, und die von Muscablût, den man in dasselbe Zeitalter setzt. Heinrich von Muglin, von adliger Familie, ist auch deßwegen merkwürdig, weil sein Nahme von den späteren Meistersängern durch einen für sie nicht anstößigen Anachronismus mit dem Nahmen Walthers von der Vogelweide in das Verzeichniß der angeblichen zwölf Stifter des Meistergesanges eingetragen wurde. Von dem Muscablût wissen wir nicht einmal, wie er mit seinem eigentlichen Nahmen geheißen. Und von andern Meistersängern aus dem vierzehnten Jahrhundert wissen wir fast gar nichts c).

Auch die Meistersänger aus dem funfzehnten Jahrhundert sind entweder ganz in Vergessenheit gerathen, oder kaum mehr, als dem Nahmen nach, bekannt; zum Beispiel Conrad Harder; der

c) So eben, da diese Bogen schon abgedruckt werden sollen, erhalte ich noch das neueste Heft des Museums für altdeutsche Litteratur und Kunst (Band II. Heft 1.), wo Seite 296. einige satyrische, nicht sehr witzige Verse von Heinrich von Muglin, und ein liebliches, ganz im Geiste und in der Manier des echten Minnegesanges gedichtetes Lied von Muscablût (Seite 189.), zu finden. Auch Nachträge zu den bisher bekannten Gedichten von Barthel Regenbogen sind hier aus der Colmarischen Handschrift mitgetheilt.

wo denn, freilich, der Meistergesang auf geistlichen Inhalt eingeschränkt war. An andern Orten sollen die Meistersänger Wirthshäuser zu ihren Versammlungen gewählt haben. Diese allgemeinen Nachrichten vom Fortgange des Meistergesanges in Deutschland können ungefähr zeigen, wie das Institut sich verbreitete und erhielt. Wenn wir nun aber wissen wollen, wie denn während eines Zeitraums von länger, als zwei hundert Jahren, der Meistergesang sich ausbildete, veränderte, verbesserte, oder verschlimmerte, so verweisen uns die bis jetzt gesammelten Notizen gewöhnlich auf den berühmten Hans Sachs zurück, der doch erst im Jahre 1567, also nach Luther, starb, zu einer Zeit, da Luther's Kirchenrevolution schon eine merkliche Aenderung in der Denkart und Sprache der Deutschen bewirkt hatte. Und gerade in den vorhergehenden zwei Jahrhunderten, dem vierzehnten und funfzehnten, oder von Frauenlob bis auf Hans Sachs, erhielt der Meistergesang vorzüglich seine statutarische Bildung. Um die Geschichte des Meistergesanges in diesen beiden Jahrhunderten kann sich der Fleiß der Litteratoren, denen die alten Handschriften von Meistergesangbüchern und die Archive der ehemaligen deutschen Reichsstädte zugänglich sind, noch sehr verdient machen. Unter den mehr als tausend Liedern von Minne- und Meistersängern, die der bei der Schusterzunft zu Colmar aufgefundene Codex enthalten soll [b]), finden sich

b) S. das Magazin Bragur, Band I. Seite 380. Wahrscheinlich finden sich auch in den heidelbergischen Handschriften der vaticanischen Bibliothek noch Meistergesänge aus den früheren Zeiten. S. Adelung's des Jüngeren oben angeführte Nachrichten, I. Seite 303.

ch ohne Zweifel mehrere aus dem vierzehnten Jahrundert; und gerade diese, die dem älteren Minegesange noch am nächsten verwandt sind, sollten m ersten hervorgezogen werden. Dahin gehören ie Meistergesänge von Heinrich von Muglin, er um das Jahr 1369 gelebt haben soll, und ie von Muscablût, den man in dasselbe Zeitalr setzt. Heinrich von Muglin, von adliger Failie, ist auch deßwegen merkwürdig, weil sein Nahme von den späteren Meistersängern durch einen ür sie nicht anstößigen Anachronismus mit dem Nahmen Walthers von der Vogelweide in das Verzeichniß der angeblichen zwölf Stifter des Meistergesanges eingetragen wurde. Von dem Musablût wissen wir nicht einmal, wie er mit seinem igentlichen Nahmen geheißen. Und von andern Meistersängern aus dem vierzehnten Jahrhundert issen wir fast gar nichts c).

Auch die Meistersänger aus dem funfzehnen Jahrhundert sind entweder ganz in Vergessenheit gerathen, oder kaum mehr, als dem Nahmen ach, bekannt; zum Beispiel Conrad Harder; der

c) So eben, da diese Bogen schon abgedruckt werden sollen, erhalte ich noch das neueste Heft des Museums für altdeutsche Litteratur und Kunst (Band II. Heft 1.), wo Seite 296. einige satyrische, nicht sehr witzige Verse von Heinrich von Muglin, und ein liebliches, ganz im Geiste und in der Manier des echten Minnegesanges gedichtetes Lied von Muscablût (Seite 189.), zu finden. Auch Nachträge zu den bisher bekannten Gedichten von Barthel Regenbogen sind hier aus der Colmarischen Handschrift mitgetheilt.

der Hulzing; Albrecht Leſch; Münch, von Salzburg; Peter Zwinger; Kunz Schneider; Conrad Ottinger[d]). Berühmter, als alle dieſe, machte ſich Hans Folz aus Worms, Barbier zu Nürnberg, in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts. Außer einigen dramatiſchen Gedichten, deren unten beſonders gedacht werden muß, ſoll er poetiſche, vermuthlich komiſche, Erzählungen und mehrere kleinere Sachen in Verſen hinterlaſſen haben. Sie ſind aber bis jetzt nur in Handſchriften zu leſen[e]). Dieſer Meiſterſänger intereſſirte ſich auch für die Fortſchritte der damals noch neuen Buchdruckerkunſt. Er ſoll eine Privatdruckerei beſeſſen haben. Sixt Buchsbaum, auch ein Meiſterſänger aus der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, empfahl ſich der katholiſchen Chriſtenheit beſonders durch ein geiſtliches Lied unter dem Titel Unſrer lieben Frauen Pſalter[f]).

Mehrere andere Meiſterſänger des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts würden keine beſondere Aufmerkſamkeit verdienen, wenn ſie ihre Talente zur Dicht- oder Reimkunſt auf den eigentlichen Meiſtergeſang beſchränkt hätten. Aber an Allem, was ſie Intereſſanteres hervorgebracht, ſcheint die Brüderſchaft der Meiſterſänger wenig Theil

d) Man ſehe Koch's Compendium, und das oben öfter angeführte Verzeichniß von Hrn. Docen.

e) Da mir weder von den gedruckten, noch den ungedruckten Verſen des Hans Folz etwas zu Geſicht gekommen iſt, ſo muß ich auch hier auf die eben angeführten Repertorien verweiſen.

f) S. Koch's Compendium, Band II. Seite 11.

Theil genommen zu haben. Sie mögen also mit den übrigen ihrer Zeitgenossen, die deutsche Verse machten, nach den Dichtungsarten geordnet werden, in denen sich der eine, oder der andere von ihnen, am meisten hervorgethan hat. Mit Hans Sachs, der dem sechzehnten Jahrhundert angehört, kann man diese Reihe schließen, oder eine neue anfangen.

* * *

1. Lyrische Gedichte scheinen außer denen, die nach der Tabulatur des Meistergesanges geformt und meistens geistlichen Inhalts waren, während des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts gar manche, die aber, bis auf wenige, untergegangen sind, besonders von dem Volke, wenn denn auch nicht mehr an den Höfen, in Deutschland gesungen worden zu seyn. Nach diesen Liedern, die leicht mehr werth seyn mögen, als alle zunftmäßigen Producte der Meistersänger, müssen wir um so sorgfältiger forschen. Aber auch hier müssen bis jetzt nothdürftige Notizen die Stelle einer kritischen Anzeige vertreten. Wahrscheinlich sind mehrere deutsche Volkslieder, die im sechzehnten Jahrhundert gedruckt worden, im funfzehnten, oder vierzehnten entstanden. Andere, dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert gewiß angehörende deutsche Lieder müssen aus alten Chroniken und Handschriften hervorgezogen werden g). Besonders merkwürdig

g) Eine treffliche Vorarbeit zur Kenntniß dieses Theils der lyrischen Poesie der Deutschen findet sich in Koch's Compendium, Band II. Seite 69 ff. — Möchten doch die

dig und lehrreich ist in dieser Hinsicht die Limburgische Chronik, die außer mehreren sehr interessanten Beiträgen zur Sittengeschichte auch Nachrichten von der deutschen Liederpoesie jener Zeit, und Proben von einigen damals gesungenen Liedern, aufbewahrt h). Aus dieser Chronik lernen wir, daß während des vierzehnten Jahrhunderts die Deutschen gegen Lieder, die nicht aus den Schulen des Meistergesanges stammten, gar nicht so gleichgültig waren, wie man, nach dem Absterben des romantischen Minnegesangs, glauben möchte. Selbst dieser Minnegesang war gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts noch nicht ganz ausgestorben, obgleich die Zeit, da er eine kaum übersehbare Menge von deutschen Dichtern und Sängern

die litterarischen Patrioten, die sich mit so vielem Eifer der deutschen Alterthümlichkeit annehmen, uns nun auch mit einer Sammlung echter und unveränderter deutscher Lieder aus dem vierzehnten, funfzehnten und sechzehnten J. H. beschenken!

h) Ich kenne diese merkwürdige Chronik, auf welche Lessing zuerst aufmerksam machte (S. dessen Leben, Theil 3.) nur nach der neuen, aber auch ziemlich seltenen Ausgabe unter dem Titel Fasti Limpurgenses, d. i. Eine wohlbeschriebene Chronik ꝛc. gedruckt zu Wetzlar, 1720, in einem Octavbändchen. Lessing fand auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel die ältere, noch seltenere Ausgabe aus dem sechzehnten J. H. — S. den Beitrag zur Sittengeschichte aus dieser Chronik, von Hrn. Eschenburg, in dem Magazin Bragur, Band VI. Seite 82. Aus eben dieser Chronik hat auch Hr. Koch in seinem Compendium am a. O. einen Auszug mitgetheilt, der die Geschichte der deutschen Liederpoesie angeht. Der Verfasser der Chronik ist vermuthlich Johann Gansbein, Stadtschreiber zu Limburg an der Lahn im 14ten J. H.

gern beschäftigt hatte, längst vorüber war. Ein tapferer deutscher Rittersmann aus den Rheingegenden, Reinhard von Westerburg, der im Jahre 1347 den Bürgern von Coblenz böse Tage machte — die Limburgische Chronik nennt ihn einen "gar edlen Ritter von Sinn, Leib und Gestalt" — dichtete und sang Lieder, die der Kaiser Ludwig der Baier, dem dieser Ritter nachzog, laut tadelte, weil sie Gleichgültigkeit gegen die Gunst der Damen ausdrücken sollten. Dem Kaiser, der die alte Galanterie ehrte, gefällig zu seyn, machte Reinhard von Westerburg ein anderes Lied, eine Art von Palinodie. In dieser Palinodie seufzte er, wenigstens um der poetischen Formalität willen, so zärtlich, wie der galanteste Ritter aus dem schwäbischen Zeitalter i). Außer diesem ritterlichen Dichter nennt uns die Limburgische Chronik keinen Verfasser der Lieder, deren sie erwähnt, mit Nahmen. Aber

i) Der Ritter hatte, freilich ein wenig platt, gesungen:
Ich dürfte den Hals zubrechen (nehmlich im Dienste der Damen);
Wer rächt mir den Schaden dann!
So hätt ich niemand der mich räche.
Ich bin ein ungefreundter (ungalanter? denn Freunde hatte er doch wohl!) Mann.
Auf ihre (der Frauen) Gnad acht ich kleine Sach;
Das lasse ich sie verstan (gebe ich ihnen zu verstehen; mögen sie nur wissen).

Dann aber stimmte er, dem Kaiser zu Gefallen, gar kläglich an:
In Jammersnöthen ich verbrinn
Durch ein Weib so minnigliche.

Und der Kaiser sprach: "Westerburg hat es nun wohl gebessert."

Aber auch aus dieſer Vernachläſſigung der Nahmen dürfen wir ja nicht ſchließen, daß man auf die Liederpoeſie in Deutſchland damals wenig geachtet habe. Es iſt bekannt, daß man ſelbſt in Spanien, wo die Romanzen und Lieder während des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts in unzähliger Menge entſtanden, die Nahmen der Verfaſſer nicht aufbewahrte [k]). Wie ſehr man die Liederpoeſie des deutſchen Volks im vierzehnten Jahrhundert der öffentlichen Aufmerkſamkeit werth fand, ſieht man ſchon aus der Wichtigkeit, mit welcher der Verfaſſer der Limburgiſchen Chronik ihrer gedenkt. Aus dieſer Chronik lernen wir ferner, daß um das Jahr 1360 in der deutſchen Liederpoeſie eine neue Mode aufkam, von der wir uns, aus Mangel an beſtimmteren Nachrichten, kaum noch einen deutlichen Begriff machen können. Bis dahin, ſagt die Chronik, hatte man lange Lieder geſungen mit fünf oder ſechs Geſetzen, das iſt, Strophen. Die neue Mode verlangte einen Wiederſang, wie man es nannte, mit drei Strophen; alſo, wie es ſcheint, eine Rückkehr zur älteren, vielleicht national-deutſchen Form des Liedes [l]). Zu gleicher Zeit änderte ſich die Muſik, die zu dieſen Liedern gehörte [m]).

Obgleich

k) S. den dritten Band dieſer Geſch. der Poeſie und Beredſamkeit.

l) Vergl. oben Seite 101.

m) Hier ſind die Worte der Limburgiſchen Chronik:
"In demſelben Jahre (1360) verwandelten ſich die Carmina und Gedichte in teutſchen Landen. Denn man bisher lange Lieder geſungen hatte mit fünf oder ſechs Geſetzen.

Obgleich der deutsche Ritter im vierzehnten ahrhundert keine Ehre mehr darin suchte, sich hwärmerisch dem Dienste der Damen zu weihen, erschollen doch Gefühle der Zärtlichkeit und Treue och immer in deutschen Liedern der Liebe. Das Lob tugendsamer Frauen wurde in diesen Lie- rn nicht vergessen n). Auch moralische Lieder wurden

setzen. Da machten die Meister neuere Lieder, das hiesse Wiedersang, mit drei Gesetzen. Auch hatte es sich also verwandelt mit dem Pfeifenspiel, und hatten aufgestiegen in der Musica, daß die nicht also gut war bishero, als nun ausgegangen ist, u. s. w."

Die modernisirte Orthographie dieser Stelle, und der folgenden, gehört der eben angeführten neueren Ausgabe der Limburgischen Chronik zu.

n) Z. B. in dem Liede, wovon die Limburgische Chronik (Seite 21. der N. A.) zwei Strophen mittheilt, in denen unverkennbar der alte Minnegesang, wenn gleich matt, wiederhallt:

Ach reines Weib von guter Art,
Gedenk an alle Stetigkeit,
Daß man auch nie von dir sait,
Das reinen Weibern übel steit.
Daran sollt du nun gedenken,
Und solt von mir vil wenken
Dieweil, daß ich das Leben han.
Noch ist mir eine Klage Noth.
Von der liebsten Frauen meine,
Daß ihr zartes Mündlein roth
Will mir ungenädig seyn.
Sie will mich zu Grund verderben;
Untrost will sie an mich erben;
Dazu en weiß ich keinen Rath.

Die Chronik erwähnt noch mehrerer solcher Lieder der Liebe.

wurden gesungen o). Gegenstände, die damals durch ihre Neuheit besonders interessirten, selbst das Schachspiel oder, wie man damals sprach, Schachtafel- oder Schachzabelspiel, beschäftigten auch die Liederdichter p). Manches dieser Lieder trotzte, um den natürlichen Gefühlen Luft zu machen, keck genug der eingeführten Sitte q). Es gab neue Jägerlieder, Abschiedslieder, Lieder der Hoffnung, Lieder des fröhlichen Genusses r). Die Stimmung des Volks in Deutschland

o) Z. B. das Lied, das sich anfängt:
Wisset, wer den Seinen je auserkieset,
Und ohn alle Schuld (Ursache) sein treuen Freund verlieset (verlässet),
Der wird viel gern siegelos.
Getreuen Freund, den soll niemand lassen u. s. w.
Limburg. Chronik, S. 20.

p) Schachtafel-Spiel
Ich nunmehr beginnen will.
Am a. O. Seite 50.

q) Z. B. das verwegene Mädchenlied gegen den Stand der Nonnen:
Gott geb ihm ein verdorben Jahr,
Der mich macht zu einer Nonnen,
Und mir den schwarzen Mantel gab,
Den weissen Rock darunten.
Soll ich ein Nonn gewerden
Dann wider meinen Willen,
So will ich auch einem Knaben jung
Seinen Kummer stillen.
Am a. O. Seite 37.

r) Es ist sehr zu bedauern, daß die Limburgische Chronik von allen diesen Volksliedern nur die Anfangszeilen, oder höchstens eine Strophe, aufbewahrt, z. B. Seite 80.:
Die Widerfart ich gänzlich jage,
Das prüf ich Jäger an der Spor;

oder

fing auch sogleich das beliebte Singen und Pfeifen, wie man damals sprach, wieder an. Ja, eine neue geistliche Brüderschaft, die Flagellanten oder Geisselbrüder, die sich in der Zeit jener Trübsal zusammengethan hatte, und schaarenweise in großen Processionen das Land durchzog, und, um ein öffentliches Beispiel der Buße und Selbstcasteiung zu geben, sich in den Kirchen und auf öffentlichen Plätzen mit Geisselhieben zerfleischte, selbst diese Fanatiker machten gewissermaßen die Mode des sanglustigen Volkes mit. Sie sangen bei ihren Umzügen eine Art bis dahin unbekannter Bußlieder, die man Layen nannte, und die doch wohl keine Nachahmungen der weltlichen alten Lays oder Lieder der Franzosen waren, obgleich der Nahme derselbe zu seyn scheint. Daß diese geistlichen Lieder dazu beigetragen, den weltlichen Gesang, und mit ihm die deutsche Liederpoesie überhaupt in Verfall zu bringen, ist nicht wahrscheinlich; denn die Geisselbrüder wurden von der Kirche nicht einmal für orthodoxe Büßende geachtet, und ihre Celebrität scheint in Deutschland bald vorübergegangen zu seyn u).

Nach

u) S. die Limburgische Chronik §. 20. Aber auch von den Liedern der Geisselbrüder theilt diese Chronik nur Fragmente mit, z. B. die Strophe:

Treten herzu, wer büßen will!
So fliehen wir die heisse Höll.
Lucifer ist ein böser Gesell.
Wen er hat,
Mit Pech er ihn labt.

Lessing (S. dessen Leben, B. III. Seite 78.) war der Meinung, daß die fanatischen Gesänge dieser Geisselbrüder zum Verfall der deutschen Poesie mitgewirkt haben

des Zeitalters anführt, nicht einen einzigen Dichter mit Nahmen. Bei der Erwähnung eines geistlichen Liedes sagt sie einmal, es habe es ein Ritter gemacht s). Auch gedenkt sie eines unglücklichen Barfüßermönchs, der, weil er am Aussatz litt, aus der menschlichen Gesellschaft verstoßen, am Mainstrome seine Lieder sang, und damals, um das Jahr 1374, für den besten Liederdichter gehalten wurde. Aber wie der arme Mann zu heißen, wird nicht gemeldet t).

Wie das Singen und Musiciren dem deutschen Volke im vierzehnten Jahrhundert Bedürfniß war, beweisen mehrere Ereignisse jener Zeit. Im Jahre 1349 wurde Deutschland von einer schrecklichen Pest verheert. Dasselbe Uebel brach nachher noch einige Mal, nur nicht mit so furchtbarer Stärke, aus. Aber wenn die Noth nur ein wenig vorüber war, fing

s) Limburgische Chronik, Seite 34.

t) "Zu dieser Zeit — sagt die Chronik — war an den Maynstrom ein Barfüßer ausgesetzter Münich, der was von den Leuden verweiset, daß er nit reine was, der machte die besten Dictamina und Lieder mit Reimen, dergleichen keiner am Rheinstrom oder in diesen Landen machen kunnte, und was er machte, das pfiffen und sungen die Meister gern nach. Er sang das Lied:

Ich bin ausgezählet;
Man weiset mich Armen vor die Thür.

Item sang er:
May, May, May!
Die wunnekliche Zeit
Mennigklichen Freude geit,
Ohn mir. Wer meinte das? (Wer hätte das gedacht?)

Wer kann diese wenigen Worte ohne Rührung lesen?

g auch sogleich das beliebte Singen und Pfei-
n, wie man damals sprach, wieder an. Ja,
ie neue geistliche Brüderschaft, die Flagellan-
n oder Geisselbrüder, die sich in der Zeit je-
r Trübsal zusammengethan hatte, und schaaren-
ise in großen Processionen das Land durchzog,
d, um ein öffentliches Beispiel der Buße und
elbstcasteiung zu geben, sich in den Kirchen und
f öffentlichen Plätzen mit Geisselhieben zerfleischte,
bst diese Fanatiker machten gewissermaßen die
ode des sanglustigen Volkes mit. Sie sangen
i ihren Umzügen eine Art bis dahin unbekannter
ußlieder, die man Laysen nannte, und die doch
ohl keine Nachahmungen der weltlichen alten Lays
er Lieder der Franzosen waren, obgleich der
ahme derselbe zu seyn scheint. Daß diese geistli-
en Lieder dazu beigetragen, den weltlichen Gesang,
d mit ihm die deutsche Liederpoesie überhaupt in
erfall zu bringen, ist nicht wahrscheinlich; denn
e Geisselbrüder wurden von der Kirche nicht ein-
al für orthodoxe Büßende geachtet, und ihre Ce-
brität scheint in Deutschland bald vorübergegan-
n zu seyn u).

Nach

u) S. die Limburgische Chronik §. 20. Aber auch von den Liedern der Geisselbrüder theilt diese Chronik nur Fragmente mit, z. B. die Strophe:

Treten herzu, wer bußen will!
So fliehen wir die heisse Höll.
Lucifer ist ein böser Gesell.
Wen er hat,
Mit Pech er ihn labt.

Lessing (S. dessen Leben, B. III. Seite 78.) war der Meinung, daß die fanatischen Gesänge dieser Geisselbrüder zum Verfall der deutschen Poesie mitgewirkt haben

Nach diesen durch die Limburgische Chronik gerretteten Notizen läßt sich nicht bezweifeln, daß während des vierzehnten Jahrhunderts noch eine Menge anderer deutscher Lieder gedichtet und gesungen worden, die entweder noch in andern alten Handschriften verborgen liegen, oder, weil sie keine litterarische Celebrität erhielten, bis auf die letzte Spur verschwunden sind. Als Verfasser des ältesten bis jetzt bekannten deutschen Kirchenliedes aus dem vierzehnten Jahrhundert wird ein gewisser Conrad von Queinfurt genannt x). Wahrscheinlich entstanden damals, als die bürgerliche Industrie in Deutschland so rasche Fortschritte machte, auch die meisten Handwerkslieder, die nachher, als sie veralteten, dem Pöbel überlassen blieben. Aber daß solche Handwerkslieder nicht die einzige Art beliebter Volkslieder in Deutschland waren, nachdem der romantische Minnegesang nicht oft mehr gehört wurde, zeigen die Beispiele, die uns die Limburgische Chronik aufbewahrt, deutlich genug an. Wir sind sogar nach diesen Beispielen und den dazu gehörenden Notizen berechtigt, anzunehmen, daß nun erst, als die lyrische Poesie der Deutschen nicht mehr nach höheren Kunstgesetzen an den Höfen der Fürsten cultivirt wurde, und der kunstmäßig-geistlose Meistergesang dem Volke nicht zusagen konnte, die Periode des eigentlichen Volks-

haben könnten, weil sich früher in Italien etwas Aehnliches ereignet hatte. Die Layen, deren Nahmen auch Lessing von den französischen Lays ableitete (am a. O. Seite 101.) können aber immerhin deutschen Ursprungs seyn. Vergl. Eschenburg in dem Magazin Bragur, Band VI. Seite 97.

x) S. Koch's Compendium. Theil II. Seite 9.

Das funfzehnte Jahrhundert war vielleicht eben so wenig arm an neuen deutschen Volksliedern, als das vierzehnte. Aber je mehr gelehrte Bildung in Deutschland sich verbreitete, desto geringer scheinen die Gelehrten, die der poetischen Litteratur sich annahmen, den Gesang des Volks geschätzt zu haben. Es erklärt sich also leicht, warum uns auch aus dem funfzehnten Jahrhundert so wenig deutsche Lieder übrig geblieben sind. Unter den verloren gegangenen mögen indessen doch wohl, so wie das Zeitalter vorrückte, immer wenigere entstanden seyn, die an den alten romantischen Minnegesang erinnerten; denn in den letzten Zeiten des untergehenden Ritterthums in Deutschland war von der altritterlichen Galanterie kaum noch das Andenken übrig. Was für Arten von Liedern damals die beliebtesten gewesen seyn mögen, werden wir lernen, wenn alles hierher Gehörende, das die Bibliotheken und Archive noch in Handschriften aufbewahren, an

(Frankfurt am M. 1585. in Folio) meldet (Seite 557.), daß sich die alten Leute noch der politischen Volkslieder erinnert, die um das Jahr 1452 in Deutschland gesungen worden, "darinne die Oberkeit erinnert und ermahnet wird, in der Regierung Gleichmessigkeit zu halten, dem Adel nit zu viel Freyheit und Gewalt zu verhengen, den Bürgern in Stetten nit zu viel Pracht und Geprengs zu verstatten, das gemeine Bawersvolk nit uber Macht zu beschweren, u. s. w." — Vergl. Koch's Compendium, Band II. Seite 73. In diesem Sinne sang man z. B.

Ein edler Herr aus Thüringerland,
Herzog Wilhelm von Sachsen,
Ließt ihr die alten Schwertgroschen wieder schlahn,
Als ewer Voreltern haben da gethan,
So möcht ewer Heil wol wieder wachsen.

Gedichte, die sich auf die Geschichte des Zeitalters beziehen, hat dieser Oestreicher hinterlassen a).

Der deutsche Volksgesang des funfzehnten Jahrhunderts beschäftigte sich auch mit politischen Gegenständen und öffentlichen Angelegenheiten. Die Poesie konnte dabei freilich nicht gewinnen; aber es ist doch merkwürdig, daß diese uralte Aeußerung der deutschen Freiheit, ohne Ansehen der Person Lob und Tadel der Regierungen und der Fürsten in Volksliedern laut werden zu lassen, sich so lange erhielt b). Und wäre das Singen dem deutschen Volke nicht immer noch Bedürfniß gewesen, so würde sich auch die deutsche Freiheit nicht auf diese Art geäußert haben c).

Das

Es ist doch der beste Anevang
Aller Freuden, wer Liebes plegit.
Alle Sache he (er) geringe wegit.
Wie mag der hogin Muth gehan,
Der kein Herze nie liep gewann?
Wen (denn) reiner Brauwin Gute (Güte)
Brengit eyme jetzlichen Hochgemuthe.

Gar drollig spricht dieser Dichter von der neuen Galanterie seiner Zeit:

Es kumit eine vremde Werld hervor,
Die ist nach nuwes Mutes Kor.
Gesponnen in die Rocke
Und springen als die Bocke
Bei den Frauwen hoch empor.
Dantzin thut ihnen niemand vor.
Sie drucken wyße Hendlein blank;
Das sagen in (ihnen) die Frauwen Dank.

a) Nach den wenigen, von Gottsched mitgetheilten Fragmenten lassen sich auch diese erzählenden Gedichte nicht beurtheilen. Die Versification ist gar nicht so merkwürdig, wie Gottsched glaubte.

b) Vergl. oben Seite 45, und an mehreren Orten.

c) Cyriak Spangenberg's Sächsische Chronik (Frank-

Das funfzehnte Jahrhundert war vielleicht
en so wenig arm an neuen deutschen Volksliedern,
s das vierzehnte. Aber je mehr gelehrte Bil-
ung in Deutschland sich verbreitete, desto geringer
heinen die Gelehrten, die der poetischen Litteratur
h annahmen, den Gesang des Volks geschätzt zu
ben. Es erklärt sich also leicht, warum uns
ch aus dem funfzehnten Jahrhundert so wenig
utsche Lieder übrig geblieben sind. Unter den ver-
ren gegangenen mögen indessen doch wohl, so wie
s Zeitalter vorrückte, immer wenigere entstanden
yn, die an den alten romantischen Minnegesang
innerten; denn in den letzten Zeiten des unter-
henden Ritterthums in Deutschland war von der
ritterlichen Galanterie kaum noch das Andenken
rig. Was für Arten von Liedern damals die be-
ebtesten gewesen seyn mögen, werden wir lernen,
enn alles hierher Gehörende, das die Bibliothe-
n und Archive noch in Handschriften aufbewahren,
an

(Frankfurt am M. 1585, in Folio) meldet (Seite 557.), daß sich die alten Leute noch der politischen Volkslieder erinnert, die um das Jahr 1452 in Deutschland gesungen worden, "darinne die Oberkeit erinnert und ermahnet wird, in der Regierung Gleichmessigkeit zu halten, dem Adel nit zu viel Freyheit und Gewalt zu verhengen, den Bürgern in Stetten nit zu viel Pracht und Geprengs zu verstatten, das gemeine Bawersvolk nit uber Macht zu beschweren, u. s. w." — Vergl. Koch's Compendium, Band II. Seite 73. In diesem Sinne sang man z. B.

Ein edler Herr aus Thüringerland,
Herzog Wilhelm von Sachsen,
Ließt ihr die alten Schwertgroschen wieder schlahn,
Als ewer Voreltern haben da gethan,
So möcht ewer Heil wol wieder wachsen.

einer höheren Bildung; und, ihrer Tapferkeit sich hinlänglich bewußt, fanden sie nicht für nöthig, ihren kriegerischen Geist in Liedern ausströmen zu lassen, die sie vorzüglich dem Ausdrucke zarterer und milderer Gefühle gewidmet hatten. Aber von der Zeit an, da, solche Gefühle mit poetischem Interesse zu hegen, deutscher Modegeschmack zu seyn aufhörte, und der eigentliche Volksgesang dem Rittergesange folgte, hören wir wieder von deutschen Kriegsliedern. Die vorzüglichsten erschollen aus der Schweiz. Den Stoff dazu gaben die republicanischen Verbindungen und Heldenthaten der Schweizer im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert. Die Schweiz war eine der Gegenden des ehmaligen deutschen Reichs gewesen, wo die romantische Ritterpoesie am fröhlichsten geblühet hatte. Deutsche in ihrer ganzen Denkart, wie der Sprache nach, blieben die Schweizer, auch nachdem sie sich von dem Reiche getrennt hatten, und die glänzendste Periode des Ritterthums auch für jene Gegend vorüber war. Die Ritter in der Schweiz machten nun gemeinschaftliche Sache mit den tapferen Hirten, die für ihre politische Freiheit, ihr väterliches Erbe, so heroisch gegen die Erzherzoge von Oestreich gefochten hatten. Der Schweizerbund sollte nur Jedem sein angestammtes Recht sichern, er mochte Bauer, oder adliger Herr, Prälat, oder Hirt, seyn. Für diesen Zweck begeistert, waren alle Mitglieder des Bundes ein Herz und eine Seele. Altadlige Ritter von Bern, Bürger von Zürich, Hirten von Schwiz, Uri und Unterwald, ehrten alle einander gegenseitig als freie Männer; und da die Hohen unter ihnen sich der Niedrigen nicht schämten, so mußte, bei den gemeinschaftli-

schaftlichen Unternehmungen für Einen Zweck, auch etwas von der ritterlichen Denkart und der städtischen Cultur mitfechtender Eid- und Bundesgenossen sich den Bauern und Hirten der Alpenthäler mittheilen. So erklärt sich, wie in der Schweiz, besonders während der burgundischen Kriege in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, deutsche Kriegslieder gesungen werden konnten, die in ihrer Art so vortrefflich und so cultivirt sind, als das Beste, was wir von Gedichten aus diesem Zeitalter besitzen. Im eigentlichen Deutschland nahm das Freiheitsgefühl keinen solchen poetischen Schwung, vermuthlich weil es durch die Umstände auf die damals gewöhnlichen Verhältnisse in Krieg und Frieden beschränkt wurde. Aber die Thaten der Schweizer hatten selbst für das Zeitalter den Reiz des Großen und Außerordentlichen. Schon im vierzehnten Jahrhundert und in der ersten Hälfte des funfzehnten, während der Kriege mit Oestreich, waren Kriegs- und Freiheitslieder von dem Schweizervolke gesungen, zum Beispiel auf die Schlacht bei Sempach, im Jahre 1386, von einem Dichter, der Halbfutter oder Halb Suter genannt wird [f]). Gegen die Schweizer sang ein gewisser Isenhofer von Walzhut um das Jahr 1444 [ff]). Durch die burgundischen Kriege, in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, erhoben sich die Schweizer auf den Gipfel ihres Ruhms. Da wurde

f) S. die von Lessing gesammelten Notizen zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur in Lessing's Leben, Theil III. Seite 110 u. f.

ff) S. Tschudi's Annalen, Band II. Seite 412.

einer höheren Bildung; und, ihrer Tapferkeit sich hinlänglich bewußt, fanden sie nicht für nöthig, ihren kriegerischen Geist in Liedern ausströmen zu lassen, die sie vorzüglich dem Ausdrucke zarterer und milderer Gefühle gewidmet hatten. Aber von der Zeit an, da, solche Gefühle mit poetischem Interesse zu hegen, deutscher Modegeschmack zu seyn aufhörte, und der eigentliche Volksgesang dem Rittergesange folgte, hören wir wieder von deutschen Kriegsliedern. Die vorzüglichsten erschollen aus der Schweiz. Den Stoff dazu gaben die republicanischen Verbindungen und Heldenthaten der Schweizer im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert. Die Schweiz war eine der Gegenden des ehmaligen deutschen Reichs gewesen, wo die romantische Ritterpoesie am fröhlichsten geblühet hatte. Deutsche in ihrer ganzen Denkart, wie der Sprache nach, blieben die Schweizer, auch nachdem sie sich von dem Reiche getrennt hatten, und die glänzendste Periode des Ritterthums auch für jene Gegend vorüber war. Die Ritter in der Schweiz machten nun gemeinschaftliche Sache mit den tapferen Hirten, die für ihre politische Freiheit, ihr väterliches Erbe, so heroisch gegen die Erzherzoge von Oestreich gefochten hatten. Der Schweizerbund sollte nur Jedem sein angestammtes Recht sichern, er mochte Bauer, oder adliger Herr, Prälat, oder Hirt, seyn. Für diesen Zweck begeistert, waren alle Mitglieder des Bundes ein Herz und eine Seele. Altadlige Ritter von Bern, Bürger von Zürich, Hirten von Schwiz, Uri und Unterwald, ehrten alle einander gegenseitig als freie Männer; und da die Hohen unter ihnen sich der Niedrigen nicht schämten, so mußte, bei den gemeinschaftli-

schaftlichen Unternehmungen für Einen Zweck, auch etwas von der ritterlichen Denkart und der städtischen Cultur mitfechtender Eid- und Bundesgenossen sich den Bauern und Hirten der Alpenthäler mittheilen. So erklärt sich, wie in der Schweiz, besonders während der burgundischen Kriege in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, deutsche Kriegslieder gesungen werden konnten, die in ihrer Art so vortrefflich und so cultivirt sind, als das Beste, was wir von Gedichten aus diesem Zeitalter besitzen. Im eigentlichen Deutschland nahm das Freiheitsgefühl keinen solchen poetischen Schwung, vermuthlich weil es durch die Umstände auf die damals gewöhnlichen Verhältnisse in Krieg und Frieden beschränkt wurde. Aber die Thaten der Schweizer hatten selbst für das Zeitalter den Reiz des Großen und Außerordentlichen. Schon im vierzehnten Jahrhundert und in der ersten Hälfte des funfzehnten, während der Kriege mit Oestreich, waren Kriegs- und Freiheitslieder von dem Schweizervolke gesungen, zum Beispiel auf die Schlacht bei Sempach, im Jahre 1386, von einem Dichter, der Halbfutter oder Halb Suter genannt wird [f]). Gegen die Schweizer sang ein gewisser Isenhöfer von Walzhut um das Jahr 1444 [ff]). Durch die burgundischen Kriege, in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, erhoben sich die Schweizer auf den Gipfel ihres Ruhms. Da wurde

f) S. die von Lessing gesammelten Notizen zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur in Lessing's Leben, Theil III. Seite 110 u. f.

ff) S. Tschudi's Annalen, Band II. Seite 412.

wurde die stolze Macht Carl's des Kühnen, des glänzendsten Fürsten seiner Zeit, von den unüberwindlichen Eidgenossen gebrochen und vernichtet. Da wurden die feurigen und kraftvollen Kriegslieder gesungen, die uns der Berner Diebold Schilling, Augenzeuge eines Theils jener Begebenheiten, in seiner Chronik aufbewahrt hat g). Nur das Gefühl sprach sich in diesen Liedern mit poetischer Freiheit aus. Die Begebenheiten selbst wurden von den gewissenhaften Schweizern mit historischer Treue berichtet, auch wenn sie gesungen wurden. Die Verfasser mehrerer solcher historischen Kriegslieder, die wir nur noch aus Schilling's Chronik kennen, sind unbekannt. Auch zeichnet sich keines dieser anonymen Lieder vor dem andern besonders aus gg). Aber ein wahrer Tyrtäus seiner Zeit ist unter diesen Sängern des Schweizerruhms Veit Weber, dessen Lieder deßwegen auch ausgezeichnet werden müssen.

Veit Weber, Verfasser der bei weitem vorzüglichsten Kriegslieder in Schilling's Chronik, war von Geburt kein Schweizer. Wie er uns selbst berichtet, gehörte er zu Freyburg im Breisgau zu Hause. Aber enthusiastisch eingenommen für die Sache der schweizerischen Eid- und Bundesgenossen,

g) Dieß ist die merkwürdige, zu Bern im J. 1743, in Folio, gedruckte Chronik unter dem Titel: Diebold Schilling's Beschreibung der Burgundischen Kriegen. Die eingerückten Gedichte sind wie Prose gedruckt, aber doch mit Hülfe der Ueberschriften leicht aufzufinden.

gg) Man findet sie in Schilling's Chronik Seite 22; 210; 298; 302; 375. Es lohnt sich der Mühe, sie aufzusuchen.

sen, hatte er sich zu ihnen gesellt, und in ihren Reihen mitgefochten ggg). Weiter ist von seinen Schicksalen nichts mehr bekannt. Daß er von lyrischem Dichtergefühle beseelt war, würden seine Lieder beweisen, auch wenn er nicht in einem dieser Lieder von sich selbst versicherte, daß er "mit Gesang sein Leben vertreibe, und vom Dichten nicht lassen könne" h). Die Fehler seines Zeitalters, den Mangel an Correctheit, mehrere rohe und gemein prosaische Stellen in seinen Kriegsliedern, muß man diesem Tyrtäus verzeihen. Was ihm aber gelungen ist, kann vor der strengsten Kritik bestehen. Seine Sprache ist die des Zeitalters, meistens Schweizerdialekt, also nicht nach der neueren deutschen Grammatik zu beurtheilen. Uebrigens ist sie männlich, bestimmt, den Gegenständen angemessen, leicht hinrauschend in ziemlich harmonischen Versen. Die Cultur seiner Versification läßt vermuthen, daß er in einer Schule der Meistersänger gebildet worden.

ggg) Zum Beschlusse des Liedes auf den Sieg bei Murten singt er:

Veit Weber hat dieß Lied gemacht;
Er ist selbs gewesen an der Schlacht.

h) Sein Lied zu Ehren der schweizerischen Freyburger, vom Jahre 1475, fängt so an:

Mit Gesang vertreib ich min Leben;
Vom Tichten kann ich nicht lan.
Darumb mir Statt hant gegeben
Die Schild, ich an mir han,
Daß ich mich desser baß mög erweren,
Und ehrlich kum gegangen
Für Fürsten und für Herren.

(In Schilling's Chronik, Seite 248.). Man übersehe nicht den anapästischen Rhythmus.

Freiheit unvergeßlichen Schlacht bei Murten, im Jahre 1476 [11]). Selbst der Schein der Inhumanität, mit der Veit Weber beschreibt, wie ein Theil der fliehenden Burgunder in dem Murtner See ertrank, oder getödtet wurde, ist dem frohlockenden Sieger natürlich [m]). Fehler und Vorzüge

11) Schon der Anfang dieses Liedes spricht mit besonderer Kraft das Gefühl des Dichters aus, (bei Schilling, Seite 347.)

Min Hertz ist aller Frödden voll,
Darumb ich aber singen soll,
Und wie es ist ergangen;
Mich hat verlanget Tag und Nacht,
Biß sich der Schimpf nun hat gemacht,
Nach dem ich han Verlangen.

m) Als Gegenstück zu Gleim's Beschreibung der Flucht bei Roßbach haben die folgenden mahlerischen Strophen von der Flucht der Burgunder ein doppeltes Interesse.

Sy warten sich eine Kleine fast,
Darnach sach man sie fliechen fast,
Gar vil die wurden erstochen,
Der Fuß-Knecht und der Küriſſer;
Das Feld lag voller Glen und Sper,
Die an ihn wurden zerbrochen.

Einer floch her der ander hin,
Do er meint wol verborgen sin,
Man thet sy in den Hurſten;
Kein gröſſer Not sah ich nie me,
Ein groſſe Schaar luff in den See,
Wiewol sy nit was dürſten.

Sy wuten drin bis an das Künn,
Demnocht schos man fast zu ihn,
Als ob sy Enten weren;

Man

züge gegen einander abgewogen, sind überhaupt diese Kriegslieder von denen späterer und cultivirterer Dichter in ihrer Art nicht übertroffen n).

Als eine besondere Art national-deutscher Volkslieder, die gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts in Aufnahme kamen, sind noch die Bergreigen oder muntern Gesänge der deutschen Bergknappen zu bemerken. Im sächsischen Erzgebirge scheinen sie vorzüglich, und noch in dem, für Deutschland so unpoetischen, sechzehnten Jahrhunderte fleißig gesungen zu seyn o).

2.

Man schifft zu jnen und schlug sy zu tod,
Der See der wart von Blute roht,
Jemmerlich hort man sy pleren.

Gar vil die klummen uff die Böwm,
Wiewol jr nieman mocht haben göm,
Man schoß sy als die Kregen;
Man stachs mit Spiessen über ab,
Jr Gesider jnen kein Hilff gab,
Der Wind mocht sy nit wegen.

n) Selbst die preußischen Kriegslieder von Gleim machen hier keine Ausnahme, weil sie doch, wie die alten schweizerischen von Veit Weber, nichts weniger als durchaus musterhaft sind. In einer chronologisch-kritischen Sammlung altdeutscher Lieder aus dem funfzehnten Jahrhundert dürfen in keinem Falle Veit Weber's Kriegslieder fehlen.

o) Mehrere solcher altdeutschen Bergreigen oder Bergreihen finden sich unter den Volksliedern, die man wieder in die Litteratur einzuführen angefangen hat. Vergl. oben Seite 304. die Anmerkung d. — Eine schon im J. 1547 zu Nürnberg gedruckte Sammlung von "Schönen Bergreyen, aufs new zusammengebracht mit auserleßnen Liedern"

2. Zwischen der lyrischen und der epischen oder erzählenden Poesie wurde in der deutschen Litteratur des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts ein neues Band geknüpft durch die Cultur der erzählenden Romanze oder Ballade.

Nur aus der Vernachlässigung dieses Theils der älteren deutschen Litteratur läßt sich erklären, wie die Meinung unter den Litteratoren hat aufkommen können, daß diese Dichtungsart in Deutschland bis auf die Zeit der Nachahmungen der spanischen Romanzen und englischen Balladen unbekannt gewesen. Unter diesen ausländischen Classentiteln muß man sie in der älteren deutschen Litteratur freilich nicht suchen. Weil sie, wie andere Volkslieder, gesungen wurden, sind sie ohne genauere Bezeichnung den Gedichten beigezählt, die wir lyrisch im eigentlichen Sinne nennen. Aber auch die Spanier machten ja keinen wesentlichen Unterschied zwischen ihren erzählenden und andern Volksgesängen, die mit einem gemeinschaftlichen Nahmen Romanzen genannt wurden [p]). Die Deutschen nannten alle solche Volksgesänge Lieder, sie mochten von erzählender Art seyn, oder nur Empfindungen und Gedanken ausdrücken. Das Alter solcher erzählenden Lieder im Volkstone reicht in Deutschland wahrscheinlich weit über die Jahrhunderte des schwäbischen Minnegesangs hinab; denn eben jene uralten deutschen Volkslieder, von denen

wird angeführt in den Anmerkungen zu Büsching's und v. d. Hagen's Sammlung deutscher Volkslieder, Seite 380.

p) Vergl. den 3ten Band dieser Gesch. der Poesie und Beredsamk. Seite 46 ff.

nen wir nur noch im Allgemeinen eine unbestimmte Kunde haben, scheinen erzählender Art gewesen zu seyn [q]). In der glänzenden Periode des schwäbischen Liebes- und Heldengesanges wurde auf solche Gedichte, die wir nun Romanzen oder Balladen nennen, wahrscheinlich nicht mehr, als auf die übrigen eigentlichen Volkslieder, geachtet, weil die Poesie im ritterlichen Tone überhaupt einen höheren Schwung nahm [r]). In den ersten Jahren des vierzehnten Jahrhunderts nahmen schon die komischen Erzählungen oder Schwänke, zum Beispiele ein Schwank, der dem Heinrich Frauenlob zugeschrieben wird, den Ton der Ballade an [rr]). Die Formen des Meistergesanges, die im schwäbischen Zeitalter entstanden, können aber auch schon damals auf die erzählende Poesie übertragen worden seyn [s]). Sichtbar wird das erzählende Volkslied in der deutschen Litteratur erst um die Zeit, da der Volksgesang überhaupt, neben dem bürgerlichen Meistergesange, die Stelle des lyrischen Theils der alten Ritterpoesie einnahm. Das fünfzehnte Jahrhundert scheint die meisten solcher Romanzen in Deutschland hervorgebracht zu haben, also dasselbe Jahrhundert, da eine ähnliche Art von Gedichten in Spanien, England und Schottland empor kam. An Nachahmung der spanischen oder englischen und schottischen Romanzen und Balladen dachte damals wohl

q) Vergl. noch ein Mal oben, Seite 45.

r) Vergl., was noch eben über das deutsche Volkslied bemerkt worden, Seite 303.

rr) S. den Schwank von Frauenlob: "Allgast der wolte reiten" im Magazine Bragur, Band II. Seite 331.

s) Vergl. oben, Seite 154.

wohl niemand in Deutschland; denn die deutsche Nation stand im funfzehnten Jahrhundert mit den Spaniern, Engländern und Schotten weder in politischer Verbindung, noch in litterarischer. Von den Franzosen konnten die Deutschen eben so wenig eine Dichtungsart kennen lernen, die in Frankreich nie recht national gewesen ist. Noch ein Mal erfunden wurde sie auch gewiß nicht in Deutschland zu einer Zeit, da bei der deutschen Nation so wenig poetischer Erfindungsgeist sich regte, wie im funfzehnten Jahrhundert. Von selbst war das erzählende Volkslied mit den übrigen Volksliedern in Deutschland entstanden; und während des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts wurde es nur besonders beliebt.

Merklich verschieden sind die meisten dieser alten deutschen Romanzen und Balladen von den spanischen, englischen, und schottischen. Die Gegenwart erschien damals den Deutschen weniger, als den Spaniern, Engländern, und Schotten, in einem poetischen Lichte. Der bürgerliche Geist der Städter und die Rohheit des verwilderten Adels in Deutschland begünstigten keine solche Erzählungen, zu denen, wie in den heroischen Romanzen und Balladen der Spanier, Engländer und Schotten, der Stoff gewöhnlich aus der Geschichte des Zeitalters selbst genommen wurde. Galante und rührende Aberteuer, und Alles, was der Romanze einen schwärmerischen Charakter geben kann, gefielen damals dem großen Publicum in Deutschland weniger, als lustige Geschichtchen, die sich mit einer gewissen derben Jovialität im Style des Volksliedes erzählen ließen. Die meisten wie-

der

der hervorgezogenen Romanzen oder Balladen der Deutschen aus diesem Zeitraume gehören also zu der muntern oder komischen Gattung, die auch in Spanien und auf der großbritannischen Insel nicht unbekannt war. Ganz vernachlässigt wurde aber auch die ritterliche Romanze bei den Deutschen nicht. Selbst die alten poetischen Nationalsagen, aus denen das Nibelungenlied und das Heldenbuch entstanden waren, wurden balladenmäßig verarbeitet. Eine solche Ballade ist das Lied vom alten Hildebrand, demselben longobardischen Helden, der aus dem Nibelungenliede und dem Heldenbuche bekannt ist; ein treffliches Stück; im Styl und in der Versart den alten spanischen, englischen und schottischen Heldenromanzen auffallend ähnlich t). Andern solcher ritterlichen Erzählungen in lyrischen Vers-

t) Diese merkwürde altdeutsche Ballade hat nebst andern, die hierher gehören, Hr. Eschenburg wieder bekannt gemacht. S. seine Denkmäler, unter der Rubrik Altdeutsche Lieder. Man darf nur die ersten Strophen dieser Erzählung vom alten Hildebrand lesen, um sogleich an die Romanzen und Balladen der Engländer, Spanier und Schotten erinnert zu werden.

Ich will zu Land ausreiten!
Sprach sich Meister Hildebrand.
Der (Wer) mir die Weg thut weisen
Gen Bern wol in die Land?
Sie sind mir unkund wesen
Gar manchen lieben Tag
In zwei und dreissig Jahren
Frau Utten ich nie gesach.

Auch das Abenteuer selbst, der Kampf, den der alte Ritter Hildebrand mit seinem eigenen Sohne besteht, und die rührende Ueberraschung, als beide einander erkennen, ist ganz im Geist und Tone der echten Ritterballade.

der Deutſchen aus dieſem Zeitraume unterſcheiden ſich von den jovialiſchen Schwänken, die längſt in den erzählenden Theil der deutſchen Poeſie eingeführt waren x), nur durch die Versart, zu der eine lyriſche Volksmelodie gehörte. Manche ſind ziemlich platt, oder geringfügig, andere deſto unterhaltender, und luſtig genug y). Solche komiſchen Balla-

Dem Ritter traumet alſo ſchwer,
Ein Engel vom Himmel ihm rief:
Entwache, Möringer! Es iſt Zeit!
Kombſt du heyet (heute) nicht zu Land
Der Jung von Riffen nimmt dein Weib.

Do raufft der edel Möringer
Vor Laid aus ſeinen grawen Bart.
Mir iſt Laid, und alſo ſchwer!
Ach Gott, daß ich je geboren ward!
Soll ich alſo geſcheiden ſeyn
Von Land und von meinen Leuten,
So rewet mich die Frawe mein.

Die ganze Ballade von 40 Strophen verdient bekannter zu werden. Sie iſt ſo romantiſch-intereſſant wie irgend eine in der ſpaniſchen und engliſchen, oder ſchottiſchen, Litteratur. Sprache und Vers ſind offenbar durch die Abſchreiber entſtellt. Man darf das Gedicht nur nach den Regeln des romantiſchen Rhythmus (Vergl. oben Seite 102.) leſen, um zu bemerken, wie es durch Conjectur reſtaurirt werden könnte.

x) Vergl. oben Seite 153.

y) Hierher gehört die komiſche alte Ballade von einem reichen Bawr, wie er den Orden an ſich nam, nach einem Abdrucke von 1520, in Adelung's Magazin für die deutſche Sprache, Band II. Stück I. Seite 152. Auch Hr. Eſchenburg, am eben angeführten Orte, theilt mehrere ſolcher komiſchen Balladen mit, die ohne Zweifel in das funfzehnte J. H. gehören. Ferner ſind hierher zu zählen mehrere der alten Volkslieder, die Hr. Leon, aus der kaiſerl. Bibliothek zu Wien, mitgetheilt hat. S. oben

Balladen scheinen gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts auch die poetische Litteratur im niederdeutschen Dialekte bereichert zu haben. Der didaktisch-komische Volksgesang vom Knecht Henneke gehört vermuthlich hierher [z]). Im niederdeutschen Dialekte wurden vermuthlich auch balladenartige Lieder gesungen, zu denen der Seehandel und die Unternehmungen der Hansestädte den Stoff hergaben. Eine solche national-deutsche alte Ballade ist das Lied vom Stürzebecher (Störtebeker), dem berüchtigten Seeräuber. Die hochdeutsche Bearbeitung, in der sich dieses Lied erhalten hat, ist ohne Zweifel Uebersetzung aus dem Niederdeutschen [a]). Und so mögen damals wohl manche Begebenheiten des Tages, besonders viel besprochene Raub- und Mordgeschichten, und was sonst von öffentlichen Ereignissen das Volk interessiren kann, in hoch- und niederdeutschen Dialekten balladen-

oben Seite 304. und die dort angezeigten Bände der Bragur; und in eben dieser Bragur, Band I. Seite 281. — Ein großer Theil der noch zu sammelnden deutschen Volkslieder aus dem funfzehnten Jahrhundert möchte wohl zur Gattung der komischen Ballade gehören, wie so manche Lieder von einem Jäger, einer schönen Müllerin u. s. w.

z) S. diese niederdeutsche Ballade in dem Magazin Bragur, Band II. Seite 310. Der dort abgedruckte Text ist ohne Zweifel modernisirt.

a) Auch auf diese Ballade vom Stürzebecher hat Lessing aufmerksam gemacht. S. Lessing's Leben, Theil III. Seite 113. Der hochdeutsche moderne Text des Gedichts ist zu finden in der Zeitschrift von Canzler und Meißner, Für ältere Litteratur und neuere Lectüre, Jahrgang II. (1784), Quartal I. Seite 29.

balladenmäßig besungen seyn. Das alte Volkslied von Kunz von Kauffungen, dem Prinzenräuber, ist auch eine solche Ballade [b]). Und wenn gleich durch alle diese populären Gesänge die Nationalpoesie der Deutschen nicht gehoben, oder veredelt wurde, so bleibt doch das funfzehnte Jahrhundert in der Geschichte der deutschen Litteratur merkwürdiger durch seine Balladen, als durch die meisten übrigen erzählenden Gedichte, die damals in deutscher Sprache entstanden. Zum Beweise, wie man auch in niederdeutschen Versen Begebenheiten der Vorzeit balladenmäßig besang, kann hier noch ein Mal des Gedichts König Anthyr genannt werden, das schon oben vorläufig angeführt ist [bb]); denn vermuthlich hat diese, in Meklenburg nationale Erzählung von einem tapfern Könige der alten Wenden im funfzehnten Jahrhundert die Balladenform erhalten [bbb]).

Das höhere Epos war den Deutschen im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert nicht ganz gleichgültig geworden. Aber weil das Zeitalter in Deutschland nichts mehr hervorbrachte, das neben die großen Rittergedichte aus dem dreizehnten Jahrhundert gestellt zu werden verdiente, so bewies man diesen älteren Gedichten seine Achtung wenigstens dadurch, daß man sie zierlich abschrieb [c]). Den Inhalt

b) Abgedruckt in Herder's Volksliedern und in andern Sammlungen.

bb) Vergl. oben Seite 250.

bbb) S. Gottsched's Neuestes aus der anmuth. Gelehrs. vom Jahre 1752, Seite 585 und 764.

c) Nach den Notizen in Hrn. v. Aretin's Beiträgen zur

nhalt der alten Erzählungen vom heiligen Graal nd den Rittern der Tafelrunde aufzubewahren, hrieb Ulrich Fürterer oder Füterer, der in r zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts ls Briefmahler zu München gelebt haben soll, ne cyklische Bearbeitung des Titurel, Parcival, nd der übrigen alten Dichtungen dieser Reihe [d]). uch andere poetische Werke von diesem Fürterer llen in Handschriften zu finden seyn [e]).

Historische Gedichte, den romantischen Epos ßen in einigen Zügen ähnlich, sind aus dieser Pe ode der deutschen Litteratur wahrscheinlich mehrere orhanden, als schon aus den Handschriften her orgezogen. Denn je mehr das Zeitalter das freiere pos aus dem Gesichte verlor, desto beliebter konn n die Erzählungen werden, die auch in Versen ch nicht merklich über den Geist der Prose erho en. Was im dreizehnten Jahrhundert die gereimten Universalchroniken gewesen waren, ren im vorigen Buche, weil sie doch keine eigentchen Gedichte sind, nicht besonders gedacht wern konnte [f]), wurden nun, da das Große in jedem

zur Litt. und Gesch. (Band I. Stück 3. Seite 93.) gehören die schönsten Abschriften der alten deutschen Rittergedichte in das funfzehnte J. H.

d) S. das Verzeichniß der cyklischen Gedichte des Fürterer vor der Sammlung altdeutscher Gedichte von v. d. Hagen und Büsching.

e) S. v. Aretin's Beiträge, Band IV. S. 49.

f) Wer die Notizen über diese gereimten Universalchroniken im vorigen Buche vermißt haben möchte, den verweise ich noch auf das schon oft angeführte Verzeichniß altdeutscher Gedichte vor der Sammlung von den Hrn. v. d. Hagen und Büsching.

dem Sinne die Deutſchen weniger intereſſirte, versificirte Stadt- und Landesgeſchichten. Einen neuen Stoff zu dieſer Abart der erzählenden Poeſie gaben im funfzehnten Jahrhundert die, oft ſehr blutigen Fehden zwiſchen den freien, oder nach Freiheit ſtrebenden Städten mit den Fürſten und dem Adel [g]). Fand ſich unter den Anhängern der ſiegenden Partei ein poetiſcher Kopf, oder wenigſtens ein Erzähler, der Verſe machen konnte, ſo wurde der erfochtene Sieg auch in einer gereimten Erzählung verherrlicht, die dann von ſelbſt, dem Geiſte des Zeitalters gemäß, mit der hiſtoriſchen Ballade eine gewiſſe Aehnlichkeit erhielt. In ſolchen Erzählungen ergoſſen die Sieger, nicht immer auf das liberalſte, auch ihren Spott über die Beſiegten. Hierher gehört zum Beiſpiel, aus den erſten Jahren des funfzehnten Jahrhunderts, die ziemlich weitſchweifige Erzählung von einer Fehde zwiſchen der Stadt Würzburg und ihrem Biſchofe [h]). Die Anſtrengungen der Bürger von Würzburg, ſich von der Herrſchaft ihres Biſchofs loszureißen, waren fehlgeſchlagen. Ein Anhänger der biſchöflichen Partei verfaßte jene Erzählung. Was ihm an poetiſchem Geiſte fehlte, hat er durch den Spott zu erſetzen geſucht, mit dem er die gedemüthigten Bürger überſchüttet. Deſto nachdrücklicher und poetiſcher wurde ein Sieg, den die freie Stadt Nürnberg mit Hülfe einiger tauſend Schweizer im Jahre 1450 über den benachbarten

g) Vergl. oben, Seite 189.

h) Dieſe gereimte Erzählung iſt abgedruckt in Joh. Paul Reinhard's Beiträgen zur Hiſtorie des Frankenlandes (Baireuth, 1760, in 8. Theil II, Seite 261.

barten Adel und mehrere mächtige deutsche Fürsten bei Hempach erfochten hatte, verherrlicht durch den nürnbergischen Dichter und Meistersänger Hans Rosenblüt (Rosenplüt), genannt der Schnepperer [i]). Mehr von diesem merkwürdigen Manne zu sagen, wird unten in der Geschichte der dramatischen Poesie der Deutschen aus diesem Zeitraume eine schicklichere Gelegenheit seyn. Seinem bürgerlichen Berufe nach war er ein Wappenmahler [ii]). Der kräftige und in einer gewissen Sphäre wahrhaft poetische, aber freilich aller eleganteren Bildung ermangelnde Geist des Schnepperers spricht auch aus seiner Erzählung von dem Siege bei Hempach, wo der wackere Mann selbst mitgefochten hatte. Des Spottes über die Fürsten und Herren, deren Anschläge gegen Nürnberg vereitelt worden waren, konnte sich der fröhliche Schnepperer nicht enthalten; aber selbst sein triumphirender reichsstädtischer Patriotismus hat eine anziehende Rechtlichkeit [k]). Dankbar gedenkt er der entscheidenden Hülfe

i) Auch dieses historische Gedicht ist abgedruckt in Reinhard's Beitr. zur Gesch. des Frankenlandes, Theil I. Seite 227.

ii) S. die Nachrichten über diesen Dichter in Canzler's und Meißner's Quartalschrift, Jahrgang I. Stück 1. Seite 51.

k) So sagt er z. B. zu den Nürnbergern:

Das merckt ir von Nürnberg:
Hält euch an daz Recht, so valt ir nit.
Man vindt noch, das ein kleines Zwerck
Ein grosen Ryſen nidervicht.
Wiewol ewr Stat ist sam ein Pferch,
Darumb wollen zwe und zwanzig Wölff lauffen,
Dy zucken alß der Falck dy Lerch,
Wann sy die Schäfflein haben dauſſen,

als im vierzehnten; aber, das größere oder höhere romantische Epos ausgenommen, wurde doch keine Art poetischer Erzählungen, die schon in die deutsche Litteratur eingeführt waren, ganz vernachlässigt. Besonders gelangen die komischen novellenartigen Erzählungen oder Fabliaux dem Nürnberger Rosenblüt, dessen historisches Gedicht auf die Schlacht bei Hempach so eben angezeigt ist. Zu solchen Erzählungen hatte der witzige Schnepperer ein entschiedenes Talent. Daß er Französisch verstanden, ist kaum zu glauben; und doch scheinen einige seiner komischen Erzählungen oder Schwänke französische Vorbilder zu haben. Man kann nicht sagen, daß sie in der deutschen Litteratur die früheren aus dem Zeitalter Conrad's von Würzburg übertrafen [p]); aber sie stehen ihnen auch nicht nach, weder an Cultur, noch an innerm poetischen Werthe [q]). Der Schnepperer erzählt die drolligen Begebenheiten im Ganzen jovialisch und anziehend, und in einzelnen Stellen meisterhaft. Die Kraft und Präcision, und noch mehr das Treffende seiner Manier, lassen zuweilen nichts zu wünschen übrig. Zu bewundern ist, wie er, ein Mann ohne gelehrte Bildung,

p) Vergl. oben, Seite 250 ff.

q) Die komischen Erzählungen oder Schwänke von Rosenblüt verdienten gar wohl, gesammelt und mit den übrigen Werken ihres Verfassers durch eine neue Ausgabe bekannter gemacht zu werden. S. das (vermuthlich doch nur unvollständige) Verzeichniß der poetischen Werke Rosenblüt's mit den schon angeführten Notizen in Canzler's und Meißner's Quartalschrift, wo man zwei dieser Erzählungen abgedruckt findet. Eine dritte, Der Mann im Garten, gleichen Inhalts mit der von Jean Lafontaine Le cocu battu & content, ist abgedruckt in der Bragur, Band V. Abth. 1. Seite 78.

dung, bei seinem komischen Tone der Erzählung Sprache in seiner Gewalt hatte. Zur Ab- ßelung lieferte er auch kleine moralische und mme Erzählungen [1]).

Das Verzeichniß erzählender Gedichte der atschen aus dem funfzehnten Jahrhundert wird e Zweifel noch merklich verlängert werden kön- , wenn Alles, was in dieses Fach gehört, aus den

[1]) Als Probe des Styls diene hier aus der komischen Erzählung Der Baumgarten eine Stelle. Der Knecht sucht durch Ueberredung die Frau seines Herrn zu verführen.

Er sprach: "nu fraw bedenck euch baß,
Vnd seht in meines herzens faß.
Do findt ir einen solchen fundt,
Gros lieb vnd trew biß auff den grundt.
Jr habt mirß lang genug auffgeschoben,
Mein herz vor leid ist auffgecloben;
O fraw, bint mir das wider zu!
Gar klein und wenig ist mein ru.
Darumb versagt mir nit so hart;
Wann ich will steen allzeit in wart,
Die weil ich mag haben mein leben.
Mein hoffnung wolt ich noch nit geben
Vmb hundert tausent goldes marckt;
Dorumb, fraw, seit gegen mir so karckt.
Sie sprach: "dein zung ist wohl geschmirt,
„Die mir mit worten suß hofirt;
„Deine wort sein suss vnd dobey hel.
„Ich sag dir zwar, du wurfst noch sel;
„Du vehst nit vissch in diesem see,
„Wer dir nach mir noch eins als wee!
„Dein neez, das ist zu weit gestrickt,
„Vnd ist zu vischen nit geschickt;
„Dorumb schiff wider an das lant,
„Mein herez hat sich von dir gewant.

den Handschriften hervorgezogen seyn wird. Hier mögen nur noch einige genannt werden. Noch ungedruckt, aber längst durch prosaische Umarbeitung in ein Volksbuch verwandelt ist die Erzählung des Bühlers oder Bügler's, der zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts lebte, von einer Königin in Frankreich s). Bekannter ist, durch einige gedruckte Ausgaben aus dem sechzehnten Jahrhundert, Die Mörin von Hermann von Sachsenheim, der um das Jahr 1458 gestorben seyn soll t). Nach dem Französischen erzählte Meister Heinrich von der Neuenstadt um das Jahr 1400 in deutschen Versen die Geschichte des Apollonius von Tyrland u), und, vielleicht bald nachher, der Thüring von Ringolfingen die Geschichte der Melusine x). Besonders beliebt wurde das Buch von den sieben weisen Meistern, die einem fabelhaften römischen Kaiser, Principianus genannt, einer nach dem andern, unterhaltende Mährlein erzählen, um ihn dadurch, auf eine ähnliche Art wie die schöne Scheherezade den Sultan in Tausend und einer Nacht, zu bewegen, daß er die Vollstreckung eines ungerechten Todesurtheils verschiebe, das er gegen seinen eigenen Sohn ausgesprochen hatte. Eine genauere Untersuchung muß uns noch lehren, wie Vieles, oder Weniges, in diesem

s) S. Panzer's Annalen, und Hrn. Docen's eben öfter angeführtes Dichterverzeichniß.

t) S. Koch's Compendium, Theil I. Seite 106., und Panzer's Annalen.

u) S. ebendaselbst, Th. II. Seite 229.

x) S. ebendaselbst, Th. II. Seite 230.

diesem deutschen Gedichte mehr ist, als Uebersetzung eines lateinischen, unter dem Titel Gesta Romanorum in den mittleren Jahrhunderten geschriebenen moralischen Exempelbuchs, aus dem der Inhalt genommen y). Und da man in Deutschland den Erzählungen in Versen noch immer geneigt blieb, und auf den Unterschied zwischen poetischem und prosaischem Geiste einer Erzählung nicht mehr achtete, als in den früheren Zeiten, so konnte Thomas Prischach von Augsburg sich auch ein Verdienst zu erwerben glauben, als er die Geschichte des Costanzer Conciliums in Verse brachte z). Ein Klosterbruder, Felix Fabri, reimte noch um das Jahr 1481 seine Pilgerfahrt nach dem gelobten Lande a). Auch die legendenartigen Erzählungen in deutschen Versen behaupteten ihr altes Ansehen. Als poetischer Legendenerzähler unter den deutschen Dichtern des funfzehnten Jahrhunderts wird der Priester zu Eisenach Johann Rothe genannt, dessen Leben der heil. Elisabeth aber auch nur noch durch ein gedrucktes Fragment bekannter geworden ist b).

Eine neue Erscheinung in diesem Theile der poetischen Litteratur der Deutschen seit dem Absterben der Ritterpoesie ist die Auflösung der alten erzählenden Gedichte in romantische Prose. Wie früh man in Deutschland angefangen,

y) S. die sämmtlichen bibliographischen Nachweisungen über das Buch der sieben weisen Meister in Koch's Compendium, Th. II. Seite 230 ff.

z) S. Hrn. Docen's Dichterverzeichniß.

a) S. Schellhorn's Amoenitat. literar. III. 103.

b) S. das Magazin Bragur, Band VI. Seite 137.

gen, auf diese Art die alte Ritterpoesie ihres natürlichen Schmuckes und zum Theil auch ihres wahren Geistes zu berauben, um sie für das größere Publicum genießbarer zu machen, ist ungewiß. Denn aus dem erwiesenen Alter der Handschriften, nach denen die ersten Drucke der deutschen Volksbücher besorgt wurden, dürfen wir nicht schließen, daß es nicht schon lange vorher neben den Rittergedichten und poetischen Erzählungen in Versen auch ähnliche Werke gegeben habe, die in Prose geschrieben waren, und jetzt Romane und Novellen genannt werden. Wenn wir die Entstehung des deutschen Romans bis zu seinen entferntesten Spuren verfolgen, wird sogar wahrscheinlich, wie schon oben gezeigt worden, daß wenigstens einige solcher Erzählungen in deutscher Prose schon zu einer Zeit vorhanden waren, da man von dem Geiste des schwäbischen Zeitalters kaum ein Vorgefühl hatte c). Als einen merkwürdigen Fortschritt des Genies und Geschmacks in der deutschen Poesie dürfen wir es ansehen, daß man im schwäbischen Zeitalter die, vermuthlich auch damals nicht ganz unbekannten Heldenromane und Novellen, denen der Reiz des Verses fehlte, wenig achtete. Vergleichen wir nun die romantische Litteratur der Deutschen aus dem funfzehnten Jahrhundert mit dem, was sie im dreizehnten gewesen war, so sehen wir an den Romanen und Novellen, die nun die Stelle der ehmals beliebten erzählenden Gedichte einnahmen, einen der deutlichsten Beweise der Veränderung,

c) Vergl. oben die Notizen über das sehr alte Fragment des Heldenromans, der mit der Fabel des Nibelungenliedes zusammenhängt, Seite 71.

rung, die indeſſen mit dem Geſchmacke der Nation vorgegangen war. Romantiſch war dieſer Geſchmack geblieben; aber er verlangte das Romantiſche ſo proſaiſch, als möglich. Der poetiſche Kunſtſinn, der im dreizehnten Jahrhundert an der Form eben ſo ſehr, als an dem Stoffe, gehangen hatte, war verſchwunden. Zufrieden mit dem romantiſchen Stoffe und einer Erzählungsart, die angenehm unterhält, ſah man nun in der Verſification und in den feineren Reizen des poetiſchen Styls einen läſtigen Zuſatz zur erzählenden Dichtung. Was nicht in Verſen erzählt war, las ſich, nach den proſaiſchen Bedürfniſſen des Zeitalters, natürlicher und bequemer. Die Darſtellungskunſt kam überhaupt wenig in Betracht, wenn die fabelhafte Geſchichte nur durch ſich ſelbſt intereſſirte. Und weil die ermattete Phantaſie keine ſolche Erzählungen, wie die beliebteſten aus dem dreizehnten Jahrhunderte waren, mehr hervorbringen konnte, ſo wurden jene Erzählungen ſelbſt proſaiſch umgebildet, und Rittergedichte zu Volksbüchern gemacht. Dem funfzehnten Jahrhunderte gehören ohne Zweifel in der deutſchen Litteratur, wie in der franzöſiſchen, die meiſten dieſer Umbildungen an. Die Geſchichte der Buchdruckerkunſt in Deutſchland beweiſet, wie ſehr damals dem deutſchen Publicum an ſolchen Romanen und Novellen gelegen war; denn kaum war jene Kunſt erfunden, als ſie auch zur Verbreitung ſolcher deutſchen Volksbücher angewandt wurde [d]).

Ausführliche Nachricht von dieſen deutſchen Volksromanen und Novellen zu geben, iſt in der allgemei-

d) Den Beweis liefern Panzer's Annalen der älteren deutſchen Litteratur, auf die ich hier verweiſe.

allgemeinen Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit kein Raum. Denn vom Verdienste der Erfindung kann nicht die Rede seyn, wo man vormals beliebte Gedichte prosaisch umgestaltete; und der offenbare Rückgang der ästhetischen Bildung der Nation verdient noch weniger eine specielle Geschichte in einem Buche, dessen Bestimmung vorzüglich ist, die Entwickelung des Genies und die Fortschritte des Geschmacks in der schönen Litteratur nachzuweisen. Was also diese deutschen Volksromane und Novellen, die aus romantischen Gedichten der besseren Zeit entstanden, oder die überdieß, wie die Melusine, die Magelone, der Kaiser Octavianus, größten Theils ausländischen Ursprungs sind, Anziehendes und in ihrer Art Schätzbares haben, muß anderen Litteratoren zur Nachweisung und Darstellung überlassen bleiben. Einige dieser deutschen Romane und Novellen aus dem funfzehnten Jahrhundert sind ohne Zweifel in der Gestalt, wie sie bekannt wurden, und nicht aus älteren Gedichten, entstanden. Aber auch unter diesen Volks- und Unterhaltungsbüchern ist noch keines bemerkt worden, das als Werk des Genies über die übrigen hervorragte, oder sie durch Cultur des Geschmacks überträfe [e]).

Auch die wahre Geschichte mußte sich bei den Deutschen im funfzehnten Jahrhundert romanhafte

e) Des Hrn. Görres Deutsche Volksbücher (Heidelberg, 1807) können bei dieser Gelegenheit denen genannt werden, die sich in diesem Felde weiter umsehen wollen. Schätzbare und specielle bibliographische Notizen über die deutschen Romane und Novellen aus dem funfzehnten J. H. liefert Koch's Compendium, Band II. Seite 229 ff.

haste Umbildungen in Prose gefallen lassen. In demselben Geschmacke, wie die Zerstörung von Troja und die Thaten Alexanders des Großen, wurden die Geschichten der Herzoge Leopold und Wilhelm von Oestreich, und des Herzogs Ernst von Baiern, als Volksromane bearbeitet [f]).

Niederdeutsche Romane im Geschmacke der hochdeutschen blieben auch nicht aus. Dem Publicum im nördlichen Deutschland, wo sich schon in den früheren Zeiten weit weniger Sinn für Poesie gezeigt hatte, als im südlichen, mußten solche Unterhaltungsbücher besser gefallen, als die alten Rittergedichte in Versen. Schon oben ist angemerkt worden, daß sich von einem großen Rittergedichte in niederdeutschen Versen noch keine Spur gefunden hat [g]). Aber in niederdeutscher Prose wurden wenigstens einzelne Stücke der fabelhaften Begebenheiten erzählt, die in dem Umkreise der großen romantischen Dichtungen des dreizehnten Jahrhunderts liegen, zum Beispiel die erdichteten Thaten Carl's des Großen [h]) und Alexander's des Großen [i]).

Der

f) S. Koch's Compendium am a. O.

g) Vergl. oben, Seite 266.

h) Einen niederdeutschen Roman "von den groten Koninк Karel un den Ridder Elegast" führt Hr. Koch an, in seinem Compendium, Band II. Seite 234.

i) Eine niederdeutsche Novelle zur fabelhaften Geschichte Carl's des Großen steht abgedruckt bei Hrn. Bruns in dessen oben angezeigter Sammlung alter niederdeutscher Gedichte.

Der merkwürdigſte national-deutſche Volksroman aus dem funfzehnten Jahrhundert iſt der Till Eulenſpiegel; gewiß keine Umarbeitung eines Gedichts aus früheren Zeiten; ein komiſches Originalproduct des derbeſten Volkswitzes; ohne Zweifel zuerſt niederdeutſch geſchrieben, und gegründet auf die wirkliche Geſchichte eines luſtigen Seelenverkäufers, der in Niederſachſen gelebt hat, und zu Mölln im Holſteiniſchen begraben liegt [k]). Ueber den komiſchen Werth dieſes Volksromans hat die Stimme desjenigen Publicums, für das er beſtimmt iſt, ſeit drei Jahrhunderten entſchieden. Auch in andere Sprachen überſetzt, hat er überall Glück gemacht; und Eulenſpiegels Nahme iſt in und außer Deutſchland zum Sprüchworte geworden. So niedrig und ſchmutzig auch die poſſenhaften Streiche ſind, die in dieſem Romane berichtet werden, ſo liegt doch in ihnen ein Reiz der komiſchen Erfindung, der ſeine populäre Kraft auch wohl an einem gebildeten Geiſte bewähren kann.

3. Für didaktiſche Poeſie waren die Deutſchen während des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts beſonders empfänglich. In allen Theilen der ſchönen Litteratur der Deutſchen aus dieſen Zeiten zeigt ſich, wie wir geſehen haben, eine Neigung zum Didaktiſchen vorherrſchend. Um ſo mehr kann uns

k) Die älteſte gedruckte Ausgabe des Eulenſpiegel iſt, ſo viel man bis jetzt weiß, die hochdeutſche, vom J. 1540, in 4. zu Augsburg erſchienen. Aus eben dieſer Ausgabe aber hat ſchon Leſſing bewieſen, daß das Original niederdeutſch geweſen, und im funfzehnten J. H. geſchrieben ſeyn muß. S. Leſſing's Leben, Th. III. Seite 136. Vergl. Koch's Compendium, Th. II. Seite 235.

uns wundern, daß damals die didaktische Poesie in deutscher Sprache nicht weiter vervollkommnet wurde, als Hugo von Trymberg schon am Ende des dreizehnten Jahrhunderts sie gebracht hatte[1]). Aber was gesunder Verstand und Witz ohne höhere ästhetische und wissenschaftliche Bildung, nach romantischer Denk- und Sinnesart, in diesem Felde leisten konnten, war von den Deutschen geleistet. Der Horizont der Nation erweiterte sich nicht. Man richtete sich nach dem Vorhandenen, und reimte Verstand und Witz, scherzend und ernsthaft, in Spruchgedichten, Satyren, und auf andere Art, ohne vom eigentlichen Lehrgedicht eine Ahndung zu bekommen.

Der merkwürdigste didaktische Dichter der Deutschen aus dem vierzehnten Jahrhundert ist Heinrich, genannt der Teichner. Von seinen Lebensumständen wissen wir nicht viel mehr, als, daß er sich meistens zu Wien aufhielt. Seine Spruchgedichte liegen noch in Handschriften verborgen, einige wenige ausgenommen, die erst neulich durch den Druck bekannter geworden sind; und doch sollen ihrer gegen dritthalb hundert, nach einer andern Handschrift über dreihundert, vorhanden seyn[11]). Schon diese Fruchtbarkeit hätte längst mehr

1) Vergl. oben, Seite 253.

11) Gottsched, der auf so manches Werk aus der älteren poetischen Litteratur der Deutschen zuerst wieder aufmerksam machte, erinnerte an den Teichner in seinem Handlexikon der schönen Wissenschaften. Dann wurde dieser didaktische Dichter fast ganz wieder vergessen. Nachweisung der Handschriften, wo seine Gedichte zu finden sind, liefert Hr. v. der Hagen

mehr Interesse für den Teichner erregen sollen. Daß er vorzügliche Aufmerksamkeit verdient, beweisen die Proben, die von seiner didaktischen Poesie gedruckt zu lesen sind. Bis zum eigentlichen oder höheren Lehrgedichte, das ein bestimmtes Thema von der ästhetischen Seite ergreift und es mit allen Reizen der schönen Darstellung schmückt, konnte sich, so viel man weiß, der Teichner nicht erheben. Seine didaktische Art zu dichten blieb die gnomische oder sententiöse. Aber er überschauete das Ganze des menschlichen Lebens mit philosophischem Ernste; und nicht ohne Geist führte er seine Betrachtungen aus. Was uns in diesen Betrachtungen trivial erscheint, war es nicht nach der beschränkteren Menschen- und Weltkenntniß des vierzehnten Jahrhunderts. Ein wenig weitschweifig und trocken ist die Manier des Teichner's, aber weder steif, noch gesucht; und in seinen moralischen Reflexionen liegt etwas, das deutlich zeigt, wie genau er beobachtete, ehe er räsonnirte. Vielleicht wird sich ein noch günstigeres Urtheil über ihn fällen lassen, wenn sein ganzer poetischer Nachlaß dem Publicum vorgelegt seyn wird [111]).

Mehrere

in dem Verzeichnisse alter deutscher Gedichte. Den Geist und die Manier des Teichners lernt man kennen aus den Proben, die Hr. Docen hat abdrucken lassen in seinen Miscellaneen, Th. II. Seite 228.

111) Hier ist eine Probe der Manier des Teichners.

Einer fragt, ob ich vernaem,
Waz dem iungen wol gezaem,
Vnd dem alten waer ein schant.
Ich sprach, daz ist scham genant.
Wer sich schamt von kindes iugent,

Der

hafte Umbildungen in Prose gefallen lassen. In demselben Geschmacke, wie die Zerstörung von Troja und die Thaten Alexanders des Großen, wurden die Geschichten der Herzoge Leopold und Wilhelm von Oestreich, und des Herzogs Ernst von Baiern, als Volksromane bearbeitet [f]).

Niederdeutsche Romane im Geschmacke der hochdeutschen blieben auch nicht aus. Dem Publicum im nördlichen Deutschland, wo sich schon in den früheren Zeiten weit weniger Sinn für Poesie gezeigt hatte, als im südlichen, mußten solche Unterhaltungsbücher besser gefallen, als die alten Rittergedichte in Versen. Schon oben ist angemerkt worden, daß sich von einem großen Rittergedichte in niederdeutschen Versen noch keine Spur gefunden hat [g]). Aber in niederdeutscher Prose wurden wenigstens einzelne Stücke der fabelhaften Begebenheiten erzählt, die in dem Umkreise der großen romantischen Dichtungen des dreizehnten Jahrhunderts liegen, zum Beispiel die erdichteten Thaten Carl's des Großen [h]) und Alexander's des Großen [i]).

Der

f) S. Koch's Compendium am a. O.

g) Vergl. oben, Seite 266.

h) Einen niederdeutschen Roman "von den groten Konink Karel un den Ridder Elegast" führt Hr. Koch an, in seinem Compendium, Band II. Seite 234.

i) Eine niederdeutsche Novelle zur fabelhaften Geschichte Carl's des Großen steht abgedruckt bei Hrn. Bruns in dessen oben angezeigter Sammlung alter niederdeutscher Gedichte.

Hans Zukunft, Johann Vintler, der in Versen ein Buch von der Tugend geschrieben, und ohne Zweifel mit noch mehreren didaktischen Dichtern und Reimern aus dieser Periode der deutschen Litteratur. Die didaktische Poesie in Verbindung zu bringen mit der historischen, versuchte Johann Holland von Eppenfelden. Er verfertigte ein Spruchgedicht von den adligen Geschlechtern in Baiern o).

Die didaktische Epistel war diesem Zeitalter fremd. Was für eine Art von Epistolographie in Versen damals entstand, kann man aus dem Ehrenbriefe oder Sendschreiben lernen, das der baierische Ritter Püterich von Reicherzhausen im Jahre 1462 an eine östreichische Prinzessin richtete, der er sich zu Gnaden empfehlen wollte. Nur durch den Inhalt ist das breite und verworrene Geschwätz dieses ehrlichen Rittersmannes merkwürdig geworden, weil er der Prinzessin in diesem gereimten Briefe ein Verzeichniß der alten Rittergedichte mittheilt, die er mit enthusiastischer Liebhaberei gesammelt hatte p).

Gegen diesen Püterich und seine achtungswerthe Liebhaberei schrieb ein gewisser Johann Seliß

o) S. das öfter angeführte Dichterverzeichniß von Hrn. Docen, wo von allen diesen Verfassern deutscher Spruchgedichte wenigstens einige Nachricht gegeben wird.

p) Dieß ist das, seines Inhalts wegen, von Adelung mit vielen litterarischen Erläuterungen ausgestattete und besonders herausgegebene, auch oben mehrere Mal angeführte Sendschreiben des Püterich (Leipz. 1788. in 4.)

litz ein Spottgedicht, durch das er sich schwerlich dem Publicum würde haben empfehlen wollen können, wenn nicht damals eine gewisse Geringschätzung der poetischen Werke, die den Vorfahren so werth gewesen waren, zum Rittertone gehört hätte q).

Von der Erweiterung der älteren didaktischen Litteratur der Deutschen durch Fabeln findet sich nach Boner und Hugo von Trymberg bis auf die Erscheinung des Reineke Fuchs keine besonders interessante Spur. Ein Dichter, der der Welschberger genannt wird, soll im funfzehnten Jahrhundert Fabeln geschrieben haben, die noch in Handschriften zu finden sind r).

Gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts, als schon die alten classischen Autoren in Deutschland bekannter zu werden anfingen, schrieb der Doctor der Rechte Sebastian Brand oder Brandt sein Narrenschiff, ein satyrisch-didaktisches Gedicht, das, sobald es bekannt geworden war, alle früheren, ihm ähnlichen Werke in der deutschen Litteratur bei den Zeitgenossen seines Verfassers verdunkelte. Von den Lebensumständen des Sebastian Brand scheint übrigens wenig bekannt geblieben zu seyn. Zu Straßburg war er geboren im Jahre 1458. Als kaiserlicher Rath und Syndicus seiner Vaterstadt starb er im Jahre 1520. Sein Narrenschiff wurde nicht nur durch mehrere, bald auf einander folgende Ausgaben noch vor

q) S. Adelung in der eben genannten Ausgabe.
r) S. Hrn. Docen's Dichterverzeichniß.

vor dem Ablaufe des funfzehnten Jahrhunderts in ganz Deutschland verbreitet; zum besondern Nutzen des nördlichen Deutschlands wurde es auch in das Niederdeutsche übertragen. Während des sechzehnten Jahrhunderts blieb es ein Lieblingsbuch des deutschen Publicums. Um es nach den veränderten Bedürfnissen des Zeitalters genießbar zu erhalten, wurde es in späteren Ausgaben umgearbeitet und verstümmelt. Auch außerhalb Deutschland machte es Glück. Man las es in holländischen, englischen und französischen Uebersetzungen. Nur aus der Verehrung, mit der das Buch damals genannt wurde, erklärt sich, wie einer seiner Bewunderer, ein Geistlicher, Gailer von Kaisersberg, Doctor der Theologie zu Straßburg, noch zu Brand's Lebzeiten über dieses Narrenschiff, wie über biblische Texte, öffentliche Kanzelvorträge an seine christliche Gemeine zu halten wagen konnte[s]. Von diesen Predigten muß im Capitel von der deutschen Beredsamkeit dieses Zeitalters noch ein Mal die Rede seyn. Das Narrenschiff selbst, das ein solches

s) Die bibliographischen Notizen zur Geschichte des Narrenschiffs und seiner Ausgaben sind gesammelt in Koch's Compendium der deutschen Litt. Th. I. Seite 148. Die älteste Ausgabe soll zu Basel ohne Jahrzahl erschienen seyn. Nach andern Bibliographen ist die Straßburger Ausgabe vom J. 1494 die älteste. Von eben dem Jahre (1494) ist die zu Reutlingen gedruckte, die sich auf der Göttingischen Universitäts-bibliothek befindet. In Hrn. Nasser's Vorlesungen über die Gesch. der deutschen Poesie (Altona und Leipz. 1798.) werden Th. I. Seite 188. Stellen aus einer Ausgabe von 1509 angeführt. Diese Stellen habe ich in der Reutlinger Ausgabe von 1494 nicht finden können. Sie scheinen aber doch von Brand selbst zu seyn, der sein Buch vervollkommnen wollen.

solches Aufsehen erregte, ist nichts weniger als ein didaktisches Meisterwerk im poetischen Sinne. Weder als Product des Witzes, noch durch Cultur der Sprache und des Styls, übertrifft, oder erreicht es nur, den zwei hundert Jahr älteren Renner des Hugo von Trymberg. Die Phantasie hat an seiner Erfindung wenigen Antheil. Der metaphorische Titel läßt eine witzig durchgeführte Allegorie erwarten; aber nur von Zeit zu Zeit wird man durch einige allegorische Stellen an den Titel erinnert. Brand wollte ganze Schiffsladungen voll Narren und Narrheit zur Schau ausstellen. Dieß, und nichts mehr, soll der Titel des Werks bedeuten. Nur nebenher wird eine Gattung von Narren zuweilen mit einer Schiffsgesellschaft verglichen. Die Composition des ganzen Werks hat nicht mehr Einheit, als das Gemisch von Sittensprüchen, Fabeln und Erzählungen im Renner des Hugo von Trymberg. Dort, wie hier, sind die Betrachtungen regellos an einander gereihet. Auch an Zügen des Witzes ist das Narrenschiff bei weitem nicht so reich, wie der Renner. Hugo von Trymberg's Satyre ist jovialisch; Brand griff die Narrheit mehr mit den Waffen des bitteren Ernstes an. An der gesunden Moral war ihm fast Alles gelegen; an der Darstellung, die Kraft abgerechnet, sehr wenig. Und gerade aus dieser Ursache wurde das Narrenschiff ein Lieblingsbuch des lesenden Publicums in Deutschland, zu einer Zeit, da fast alles ästhetische Interesse, dessen die Nation fähig ist, dem praktischen gewichen war. Aber nicht nur als charakteristisches Denkmal dieses Zeitalters verdient Brand's Narrenschiff ausgezeichnet zu werden; es empfiehlt sich auch, bei allem Man-

gel an poetischen Reizen, dem liberalen Denke durch den praktisch-philosophischen Geist, mit welchem dieser Sittenrichter das Ganze des menschlichen Lebens überschauete, und, im redlichsten Eifer für das Vernünftige und Gute, das Unvernünftige und Schlechte, wo es sich ihm nur zeigen mochte, mit den kräftigsten Zügen, wenn gleich mehr didaktisch, als mahlerisch, darstellte. Mit Recht konnte dieses Buch damals als ein Schatzkasten voll nützlicher Wahrheit allen Ständen empfohlen werden; denn jeder Stand findet in ihm seine Narrheit zur Schau ausgestellt; und wenige Aeußerungen der Unvernunft möchten zu verzeichnen seyn, an welche Brand nicht gedacht hätte. Von sich selbst dachte dieser wackere Mann nicht so groß, daß er sich als einen Weisen den unzähligen Narren, die er züchtigt, anmaßend hätte gegenüber stellen wollen. Sich selbst führt er ein Mal mit naiver Energie als Narren auf t). Aber er bemerkt auch, daß, wer anfange, sich selbst für einen Narren zu halten, schon aufhöre, einer zu seyn u). Mit einer Beschrei-

t) In der von Hrn. Nasser benutzten Ausgabe (S. oben, Anmerk. s.), der schon einige verfälschte vorangegangen zu seyn scheinen, sagt Brand von seinem Narrenschiffe zur Vorerinnerung:

Aber ich will es Gott befälen;
Denn dieß Schiff fährt in seinem Nammen.
Sins Dichters darf es sich nicht schammen,
Gleich wie das alt, in allen Sachen.
Es kann nit Jeder Narren machen (darstellen),
Er heiß dann, wie ich bin genannt,
Der Narr Sebastianus Brandt,

u) Zu Anfange des Werks sagt er z. B. (nach der neben mir liegenden Reutlinger Ausgabe vom J. 1494):

Wer

solches Aufsehen erregte, ist nichts weniger als ein didaktisches Meisterwerk im poetischen Sinne. Weder als Product des Witzes, noch durch Cultur der Sprache und des Styls, übertrifft, oder erreicht es nur, den zwei hundert Jahr älteren Renner des Hugo von Trymberg. Die Phantasie hat an seiner Erfindung wenigen Antheil. Der metaphorische Titel läßt eine witzig durchgeführte Allegorie erwarten; aber nur von Zeit zu Zeit wird man durch einige allegorische Stellen an den Titel erinnert. Brand wollte ganze Schiffsladungen voll Narren und Narrheit zur Schau ausstellen. Dieß, und nichts mehr, soll der Titel des Werks bedeuten. Nur nebenher wird eine Gattung von Narren zuweilen mit einer Schiffsgesellschaft verglichen. Die Composition des ganzen Werks hat nicht mehr Einheit, als das Gemisch von Sittensprüchen, Fabeln und Erzählungen im Renner des Hugo von Trymberg. Dort, wie hier, sind die Betrachtungen regellos an einander gereiher. Auch an Zügen des Witzes ist das Narrenschiff bei weitem nicht so reich, wie der Renner. Hugo von Trymberg's Satyre ist jovialisch; Brand griff die Narrheit mehr mit den Waffen des bitteren Ernstes an. An der gesunden Moral war ihm fast Alles gelegen; an der Darstellung, die Kraft abgerechnet, sehr wenig. Und gerade aus dieser Ursache wurde das Narrenschiff ein Lieblingsbuch des lesenden Publicums in Deutschland, zu einer Zeit, da fast alles ästhetische Interesse, dessen die Nation fähig ist, dem praktischen gewichen war. Aber nicht nur als charakteristisches Denkmal dieses Zeitalters verdient Brand's Narrenschiff ausgezeichnet zu werden; es empfiehlt sich auch, bei allem Man-

gel an poetischen Reizen, dem liberalen Denker durch den praktisch-philosophischen Geist, mit welchem dieser Sittenrichter das Ganze des menschlichen Lebens überschauete, und, im redlichsten Eifer für das Vernünftige und Gute, das Unvernünftige und Schlechte, wo es sich ihm nur zeigen mochte, mit den kräftigsten Zügen, wenn gleich mehr didaktisch, als mahlerisch, darstellte. Mit Recht konnte dieses Buch damals als ein Schatzkasten voll nützlicher Wahrheit allen Ständen empfohlen werden; denn jeder Stand findet in ihm seine Narrheit zur Schau ausgestellt; und wenige Aeußerungen der Unvernunft möchten zu verzeichnen seyn, an welche Brand nicht gedacht hätte. Von sich selbst dachte dieser wackere Mann nicht so groß, daß er sich als einen Weisen den unzähligen Narren, die er züchtigt, anmaßend hätte gegenüber stellen wollen. Sich selbst führt er ein Mal mit naiver Energie als Narren auf t). Aber er bemerkt auch, daß, wer anfange, sich selbst für einen Narren zu halten, schon aufhöre, einer zu seyn u). Mit einer Beschrei-

t) In der von Hrn. Nasse benutzten Ausgabe (S. oben, Anmerk. s.), der schon einige verfälschte voran gegangen zu seyn scheinen, sagt Brand von seinem Narrenschiffe zur Vorerinnerung:

Aber ich will es Gott befälen;
Denn dieß Schiff fährt in seinem Nammen.
Eins Dichters darf es sich nicht schammen,
Gleich wie das alt, in allen Sachen.
Es kann nit Jeder Narren machen (darstellen),
Er heiß dann, wie ich bin genannt,
Der Narr Sebastianus Brandt,

u) Zu Anfange des Werks sagt er z. B. (nach der neben mir liegenden Reutlinger Ausgabe vom J. 1494):

Wer

schreibung des Weisen, wie er unter den Sterblichen gefunden werden kann, endigt das Buch. Anziehend ist in diesem Buche auch der unverkennbare Adel des Gefühls, der sich mit altdeutscher Geradheit und Derbheit ausspricht x). Verzeihen muß man dem Baumeister des Narrenschiffs, daß er seinem Werke auch einen recht gelehrten Anstrich geben wollte, und deßwegen bei jeder Gelegenheit Nahmen und Beispiele aus den alten Classikern citirt. Es war ja die Zeit, da die alte classische Literatur in Deutschland auch durch den Reiz der Neuheit auf alle vorzüglicheren Köpfe wirkte. Drollig nehmen sich manche Stellen aus, wo Brand die

Wer sich recht spiegelt, der lernt wol,
Daß er nit wys sich achten soll,
Nicht uff sich halten, das nit ist;
Denn nyeman ist, dem nütz (nichts) gebrist.
Oder der warlich sprechen tar (darf),
Daß er sey wyß und nit ain Narr.
Denn wer sich für ain Narren acht,
Der ist bald zu aym Weysen gemacht.

x) Von der Uneigennützigkeit seines Beginnens spricht Brand mehrere Mal, z. B. in der Einleitung:

Doch bitt ich Jeden, daß er mer
Wil sehen an (ansehen) Vernunft und Er (Ehr),
Dann mich, oder min schwach Gedicht.
Warlich hab' ich on Arbeit nicht
So vil Narren zusammen bracht.
Ich hab etwan (manches Mal) gewacht zu Nacht,
Do die schlieffent, der ich gedacht.

Und gegen das Ende des Werks:

— Diewile ich habs gethan
Durch Gottes Ere und Nutz der Welt,
So hab ich weder Gunst, noch Gelt,
Noch anders Zaitlichs gesehen an;
Deß will ich Gott zu Zeugen han.

schen Witzes ist, sagt der Verfasser, der sich Heinrich von Alkmar genannt hat, in der Vorrede ausdrücklich [b]). Aber er sagt nur, daß er das Gedicht aus dem Welschen und Französischen in die deutsche Sprache übertragen habe. Eines holländischen Reineke Fuchs gedenkt der Verfasser des deutschen mit keinem Worte; und doch ist ein solcher Reineke in holländischer Sprache, einige Jahre vor dem deutschen gedruckt, vorhanden [c]). Der holländische Reineke soll zum Theil in Prose geschrieben seyn, übrigens, was die Composition der Fabel betrifft, mit dem deutschen übereinstimmen. Aus dem Holländischen ein Buch in das Niedersächsische zu übertragen, konnte schwerlich einem Niederdeutschen einfallen zu einer Zeit, da die holländischen Provinzen noch zum deutschen Reiche gezählt wurden, und die holländische Sprache selbst nur den Charakter eines niederdeutschen Provinzialdialekts hatte. Auch würde, wenn der Verfasser des niedersächsischen Reineke Fuchs einen holländischen umgearbeitet hätte, diese Umarbeitung nicht so schnell auf das holländische Original gefolgt

b) Die Worte lauten so: Ik Hynrik von Alkmer, Scholemeister unde Tuchteler (Instructor und Hofmeister) des eddelen dögentliken Börsten und Heren Hertogen von Lotringen, hebbe dit gegenwerdige Bok ut walscher unde franzöſescher Sprake gesocht unde ummegesat in düdesche Sprake to dem Love un to der Ehre Godes, un to heylsamer der, de hierinne lesen.

c) Die holländische Historie van Reynaert de Vos, gedruckt zu Delft, im J. 1485. in 4., ist zu Lübeck im J. 1783 von Ludwig Suhl von neuem herausgegeben, aber mir noch nicht zu Gesichte gekommen.

Brand's Narrenschiff konnte sich in der Gunst des Publicums nur so lange behaupten, als die derbe Moral, der es seine Wirkung verdankte, durch keine feinere verdrängt wurde. Weit mehr dem Geschmack aller Zeitalter angemessen ist der allgemein bekannte Reineke Fuchs, das zweite satyrisch-didaktische Gedicht, das gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts in Deutschland eben so schnell berühmt, als bekannt wurde. Aber noch immer hat durch den Fleiß der Litteratoren nicht in's Klare gebracht werden können, weder, wer uns bezweifelbar der Verfasser dieses Gedichts in deutscher Sprache, noch, wie vieles, oder weniges, in dem deutschen Reineke Fuchs Nachahmung, oder gar nur Uebersetzung, eines ausländischen Werks von gleichem Geist und Inhalte ist. Derjenige Reineke Fuchs, der jetzt in der Litteratur vorzugsweise so heißt, ist der niedersächsische, der zuerst, so viel man weiß, im Jahre 1498 gedruckt, bald darauf in das Hochdeutsche, auch in das Lateinische, übertragen wurde, und noch in unsern Tagen auf verschiedene Art moderniſirt worden ist a). Daß dieser Reineke kein Originalproduct des deutschen

Wo hyn Bootes, Ursa gang,
Arcturus oder Hyades,
Des treffen wir Sympleyades,
Das vns die felsen an das schiff,
Zů bayden syten gont ain büff.
Vnd knützschen das so gar zu trymmen.

Hier sieht man zugleich, wie der Satyriker seine Gelehrsamkeit geltend macht.

a) Die bibliographischen Notizen zur Geschichte des deutschen Reineke Fuchs sind schon von mehreren Litteratoren zusammen getragen. Man sehe Flögel's Geschichte der kom. Litteratur, Band III., und besonders Koch's Compendium, Th. II. Seite 146.

In der Folge haben vermuthlich die Franzosen, die überhaupt den Deutschen in der Geistescultur voreilten, auch dieses satyrischen Stoffs sich früher bemächtigt, um ihn in freier Dichtung weiter auszubilden. Das Verdienst der Erfindung des satyrischen Fabelgedichts von Reineke dem Fuchs scheint also, wenigstens in seinem ganzen Umfange, weder einem französischen, noch einem deutschen Dichter besonders anzugehören. In vollendeter Gestalt erscheint diese Dichtung gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Wie viel Verdienst um ihre satyrische Ausbildung sich nun damals der deutsche Dichter erworben, der sich Heinrich von Alkmar nennt, werden wir nicht eher wissen, als bis die alten französischen Gedichte, auf die sich der deutsche Bearbeiter ausdrücklich beziehet, wieder an das Licht gezogen seyn werden. Nehmen wir das niederdeutsche Gedicht, wie es vor uns liegt, so ist es unstreitig eines der vorzüglichsten Werke in der älteren deutschen Litteratur; keine komische Epopöe, aber doch mit dem komischen Epos nahe verwandt; ein satyrisches Fabelgedicht, in welchem die Lehre, daß, nach der Welt Lauf, die consequente Schlauheit über alles Recht triumphirt, mit so viel Witz und anziehender Darstellung anschaulich gemacht ist, daß die Satyre nur einer traurigen Wahrheit zur Bestätigung zu dienen scheint, und doch durch ihre Heiterkeit uns mit dem Leben selbst versöhnt, das sie uns von einer seiner unerfreulichsten Seiten zeigt. Glücklicher, als in diesem Fabelgedichte, ist der rechte Ton der Satyre nie getroffen. Der epische Theil der Composition hat eine bestimmte Einheit; und an Mannigfaltigkeit der Charaktere und Situationen ist auch kein Mangel. Eine umständliche

Anzeige

folgt seyn. Aller Wahrscheinlichkeit nach schöpften also der niedersächsische und der holländische Bearbeiter der alten satyrischen Dichtungen vom Fuchs aus einer und derselben Quelle. Diese Quelle ist ohne Zweifel, wie auch die Vorrede des deutschen Verfassers aussagt, ein altes französisches Werk; denn in Frankreich waren jene satyrischen Dichtungen schon um das Jahr 1313 dramatisch benutzt; und schon im Jahre 1289 soll ein französischer Roman vom Fuchs (Roman du Renard), von einem gewissen Jacques oder Jacquemers Gelee de Lille verfaßt worden seyn [d]). Aber auch in deutscher Sprache scheint diese satyrische Dichtung, vermuthlich nach dem Französischen, lange vorher bearbeitet gewesen zu seyn, ehe das Werk des Dichters, der sich Heinrich von Alkmar genannt hat, bekannt wurde [e]). Die ganze Dichtung gehört überhaupt zu denen, die sich nach und nach aus deutschen Volkssagen gebildet haben; denn schon zur Zeit Carl's des Großen sollen von dem deutschen Volke satyrische Anekdoten erzählt, oder gesungen, worden seyn, in denen ein Herzog Reinhard oder Reineke von Lothringen als Fuchs, und ein Graf von Oestreich unter dem Nahmen Isengrin oder Isegrim als Wolf aufgeführt worden [f]).

In

d) Vergl. diese Geschichte der Poesie und Beredsamk. Band V. Seite 57.

e) So eben lerne ich aus der Hallischen Litteraturzeitung vom J. 1811, Nr. 107, daß unter den altdeutschen Handschriften auf der vaticanischen Bibliothek zu Rom ein hochdeutscher Reineke Fuchs aufgefunden worden, der von dem niederdeutschen gänzlich abweichen soll.

f) Vergl. oben, Seite 45, und die dort nachgewiesenen Stellen in Schmid's Geschichte der Deutschen.

Die Frage, wer denn nun gewiß, oder wahrscheinlich, der Verfasser dieses niederdeutschen Reineke Fuchs sey, behauptet also auch ihr litterarisches Interesse, wenn gleich das Werk kein deutsches Original ist. Daß der Nahme Heinrich von Alkmar nur für einen angenommenen zu halten, wird schon dadurch wahrscheinlich, daß dieser Heinrich von Alkmar sich einen Instructor und Hofmeister eines Prinzen von Lothringen nennt. In Lothringen wurde nie Niederdeutsch gesprochen; aber alte Anekdoten von einem Herzoge von Lothringen hatten zu den satyrischen Fabeln oder Spottliedern, aus denen der Reineke Fuchs entstanden ist, die erste Veranlassung gegeben. Schon im sechzehnten Jahrhundert hielt man einen gewissen Nicolaus Baumann, der als Rath bei einem Herzoge von Jülich in Dienst gestanden und dann auf in Ungnade gefallen, für den wahren Verfasser des niederdeutschen Reineke i). Um sich an dem Jülichschen Hofe zu rächen, soll dieser Baumann

Mende to holden hoff mit eren,
Myt vrouden und myt grotem love,
Un hadde vorbodet da to hove
Alle de dere groet un kleyne,
Sunder Reynken den vos alleyne.
He hadde in den hoff so vele mißdan,
Dat he dar nicht endorfte komen noch gan.

i) Die Meinung, daß dieser Nicolaus Baumann den niederdeutschen Reineke Fuchs geschrieben, wurde zuerst durch den Satyriker Rollenhagen, den Verfasser des Froschmäuseler, gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts in Umlauf gebracht, und nachher von mehreren Litteratoren vertheidigt. Man vergleiche Flögel's Gesch. der komischen Litteratur, Band III. und Kinderling's Geschichte der niedersächsischen Sprache, Seite 350.

mann das satyrische Fabelgedicht geschrieben haben. Einige Wahrscheinlichkeit erhält diese Meinung durch den Dialekt des Gedichts; denn dieser Dialekt, den einige Litteratoren für Friesisch erklärt haben, ist fast ganz derselbe, der noch jetzt in Holstein und Meklenburg gesprochen wird; und Nicolaus Baumann soll als Secretär des Herzogs von Meklenburg und Professor der Rechte zu Rostock im Jahre 1526 gestorben seyn. Aber vom Jahre 1526 bis zurück zu der Zeit, da der niedersächsische Reineke gedichtet seyn muß, der schon im Jahre 1498 gedruckt worden, mögen leicht gegen vierzig Jahre anzunehmen seyn. Da nun der Geist und die Sprache des Gedichts durchgängig männliche Reife des Verstandes und eines dem Zeitalter angemessenen Geschmacks beurkunden, so müßte Nicolaus Baumann, wenn ihm das Gedicht zuerkannt werden soll, in hohem Alter gestorben seyn. In jedem Falle kann der wahre Verfasser des Werks noch nicht mit historischer Gewißheit genannt werden [k]).

Eine

k) Wer die älteren Ausgaben des Reineke Fuchs, die man in Koch's Compendium verzeichnet findet, nicht bekommen kann, der wende sich an die neue, von den Hrn. Voß und Bredow zu Eutin im J. 1797 herausgegebene Ausgabe, der auch ein Glossarium beigefügt ist. Sie folgt meistens, wie auch die von Gottsched (Leipzig, 1752), dem Texte der Ausgabe, die der helmstädtische Professor Hackmann nach dem ältesten Drucke vom J. 1498, zu Wolfenbüttel im J. 1711 besorgt hat mit dem unverständlichen Titel: *Reineke de Vos mit dem Koker*, als ob der Koker ein Prädicat des Reineke bedeuten sollte.

Eine Nachahmung des Reineke Fuchs, unter dem Titel Hennynk de Han, kann hier beiläufig angezeigt werden, weil ſie von mehreren Litteratoren für das Werk eines unbekannten Verfaſſers aus dem funfzehnten, oder ſechzehnten Jahrhundert angeſehen iſt. Nach den neueſten Unterſuchungen läßt ſich nicht mehr bezweifeln, daß dieſer Hennynk der Hahn erſt im achtzehnten Jahrhundert entſtanden iſt, und einen gewiſſen Caſpar Friedrich Renner, Stadtvogt in Bremen, zum Verfaſſer hat, der es als ein angeblich altes Gedicht im Jahre 1732 drucken ließ, und ſich ſelbſt als Herausgeber unter dem angenommenen Nahmen Franz Heinrich Sparr verbarg. Als eine ganz artige Nachahmung verdient das Werkchen im Andenken zu bleiben. Seinem Vorbilde gleicht es weder an Umfange, noch an Fülle des Witzes [kk]).

Um dieſelbe Zeit, als der Reineke Fuchs in niederſächſiſcher Sprache geſchrieben worden, oder doch nicht viel ſpäter, ſcheint auch das niederſächſiſche Spruchgedicht entſtanden zu ſeyn, das De Koker (der Köcher) überſchrieben iſt [l]). Der Nahme

kk) Die Verhandlungen über die Echtheit dieſes niederdeutſchen Gedichts und die Entdeckung des wahren Verfaſſers ſind zu finden in dem Magazine Bragur, Band III. Seite 416.; Band IV. Abth. 1. Seite 167.; und das Reſultat Band VI. Abth. 2. S. 145. Die neben mir liegende Ausgabe hat am Schluſſe des Gedichts die falſche Jahrzahl 1516, und auf der folgenden Seite, für die angeblich neue Ausgabe, die wahre Jahrzahl 1732.

l) Dieß iſt der eben genannte Koker oder Köcher, den Hackmann nach einer alten Handſchrift zugleich mit dem Reineke Fuchs herausgegeben hat.

hme des Verfassers ist unbekannt, und das
ruchgedicht selbst erst zu Anfange des achtzehn-
Jahrhunderts durch den Druck dem neueren
blicum vorgelegt worden. In welchem Grade
jemals beliebt gewesen, wissen wir nicht. Der
rische Witz, den es enthält, verdient, aufbe-
hrt zu werden. Aber poetischen Werth hat das
erk nicht. Theils sinnreich, theils pedantisch,
der ungenannte Verfasser einen Vorrath von
gefähr fünfhundert Sentenzen so zusammen ge-
nt, daß jede wie ein Sprüchwort in zwei Zei-
ausgedrückt, und zugleich durch den Reim an
folgende Sentenz gekettet ist. Diese in einan-
gereimten Sprüche sind die Pfeile, von de-
dieser Köcher den Nahmen hat m). Bleierne
und

m) Die Aeußerung des niederdeutschen Gnomikers über die Nutzanwendung dieses Köchers ist eben kein Beweis von moralischer Delicatesse.

Wyl nů eyn dem andern in den bart
Warpen efte scheyten eyne klyven,
Den spyet myt speyheyt verdryven,
Deme kumt düsse Koker wol even,
Dar mach he de pyle uthheven,
De da gud syn to synem bogen.
Is he ôme nicht stram getogen,
So scheyte he aff, wen yd eme behaget.
We eme hyr boven worum fraget
Umme word, de he eme schal berychten,
So mag he düssen Koker uplychten,
Un seuken dar de besten pyle uth,
Welke de eme darto dünket guth,
Un scheyte aff, so de schütte deyt.
In welcken weg de pyl geyt,
Is he nicht to antworden vorplycht
He drepe wat, edder he drepe nicht.

und goldene, scharfe und stumpfe Pfeile findet man hier beisammen n). Die Abtheilungen sind, ohne inneren Zusammenhang, nach dem Alphabete so geordnet, daß ungefähr, wie im güldenen ABC, die Anfangsbuchstaben des Spruches, der an der Spitze einer Reihe steht, die Ordnung bestimmen. Ein gemeiner Kopf konnte so viele Sentenzen, die fast alle wie Sprüchwörter klingen, nicht erfinden. Ein gebildeterer Geist würde weder so vielerlei Gutes und Schlechtes in einander gereimt, noch mit solcher Anstrengung, die sich selbst verräth, auf witzige Sentenzen Jagd gemacht haben.

4

n) Hier sind, weil das Buch so selten ist, einige zur Probe.

Bladderen un grote sweren
Der konde alle man wol entberen,
Wol komen se vaken unvorbodet.
Vele lüde in der erde rodet,
Dar se süs nene gülden senken.
Vän eyner schyer klüffrygen beuken
Darvan werden gude radevelge.
Mannych heft grote blasebelghe,
Un pustet dat für myt dem munde.
De dar weget myt dem punde,
De heft des Cyntners neyn bedarff.
Wat me kofft vor eynen scharff
Dat is nener marck gewerd.
We syn huß övel decket unde sperd,
De heft alletyd eyn drüppendack.
Wat is doch groter ungemack,
Den eyn wyff, der de aten stynckt?
Eyn man, de in velen wegen hyncket,
Deme vordrüt vele weges to gande.
Wat eyn vordenen kan myt stande,
Dar behövet he des syttens nicht to.
So kleyn is nummer eyn hol schoe,
He kan dragen beyde lyff un sele.

4. Die merkwürdigste neue Erscheinung im Gebiete der deutschen Poesie nach dem Untergange des ritterlichen Liebes- und Heldengesanges bis auf die Zeit der völligen Umbildung des litterarischen Geschmacks in Deutschland ist die erste bestimmte Entwickelung dramatischer Dichtungsarten um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts.

Aus den früheren Zeiten haben sich, wie oben erzählt worden, nur fragmentarische Proben von einem geistlichen Schauspiele in deutscher Sprache erhalten o). Solcher Schauspiele, den altfranzösischen Mysterien ähnlich, sind im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert ohne Zweifel mehrere, vermuthlich aber doch öfter in lateinischer, als in deutscher Sprache, von deutschen Klosterbrüdern und ihren Zöglingen aufgeführt. Emporkommen konnten aber diese Schauspiele in Deutschland nicht, wie in Frankreich, weil die Fürsten und Herren in Deutschland die dramatische Poesie eben so wenig, als andere Dichtungsarten, einer besondern Aufmerksamkeit würdigten, nachdem das schwäbische Zeitalter vorüber war. Den Meistersängern in den blühenden deutschen Reichsstädten blieb überlassen, wie weit sie in der dramatischen Kunst mit den Franzosen zu wetteifern versuchen wollten. Aus der Schule der Meistersänger zu Nürnberg sehen wir um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts das deutsche Schauspiel in einer solchen Gestalt hervorgehen, wie es sie unter den Händen kräftig aufstrebender, aber ungelehrter, und von den Gelehrten wenig geachteter Handwerker und anderer Personen

o) S. oben, Seite 265.

sonen vom bürgerlichen Mittelstande erhalten konnte. Derbe, lustige Fastnachtsspiele sagten dem bürgerlichen Geschmacke der Reichsstädter mehr zu, als große geistliche Dramen. Daß es Meistersänger waren, die den Fastnachtsspielen in Deutschland die erste, wenn auch noch so unvollkommene litterarische Cultur gaben, war kein Verdienst der zunftmäßigen Schulen des Meistergesanges; denn in diesen Schulen wurde an dramatische Poesie gar nicht gedacht. Es traf sich nur den Umständen gemäß, daß die beiden ersten deutschen Dichter, welche die dramatische Poesie, nach dem Geschmacke des Zeitalters, in einige Aufnahme brachten, zu der Brüderschaft der Meistersänger gehörten. Beide waren Nürnberger; der eine, Hans Folz; der andere, Hans Rosenblüt, genannt der Schnepperer. Von beiden ist schon oben die Rede gewesen p). Keiner von beiden erfand die dramatische Gattung, deren sie sich mit Glück annahmen. Aber sie führten diese Gattung zuerst in die deutsche Litteratur ein. Man muß aber, um diesen beiden Männern Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, nichts weiter von ihnen erwarten, als, was ein Barbier und ein Wappenmahler des funfzehnten Jahrhunderts leisten konnten.

Von Hans Folz, dem Barbier, sind vier Fastnachtsspiele vorhanden, unter ihnen eines, in welchem die alte burleske Erzählung von Salomo und Markolf, deren oben mehrere Mal gedacht ist, dramatisirt erscheint. Noch zu Anfange des sechzehnten

p) Vergl. oben, Seite 290., und über Rosenblüt Seite 325 und 328.

ehnten Jahrhunderts wurden diese Schauspiele wie-
er gedruckt, also fleißig gelesen [q]).

Hans Rosenblüt, der Wappenmahler, hat
einen Beinahmen Der Schnepperer d. i. Der
ose Schwätzer ohne Zweifel der ungezügelten
reiheit zu danken, mit der er seinen Witz sich er-
ießen ließ, wenn es galt, das nürnbergische Pu-
licum im rechten Fastnachtsgeschmacke des Zeital-
ers durch die schmutzigsten Scherze zu ergötzen [r]).
Sehr ungerecht würde man dem guten Manne
hun, wenn man ihn wegen dieser Scherze für we-
iger rechtlich, als sein ehrsames Publicum, halten
ollte. Ohne solche Ausschweifungen des burlesken
Witzes galt damals kein Fastnachtsstück ganz für
as, was es seyn sollte; und wie ehrenfest auch
Hans Rosenblüt dichten konnte, beweiset besonders
ine oben angeführte poetische Erzählung von der
Schlacht bei Hempach. Aber in der Frechheit der
Fastnachtsscherze wurde auch Rosenblüt schwerlich
on einem seiner Zeitgenossen übertroffen, ob er
gleich

q) Da ich mir die Schauspiele von Folz nicht habe verschaffen können, so kann ich auch hier nur auf die bibliographischen Notizen verweisen, die sich über diesen Meistersänger in Panzer's Annalen, besonders Band II. Seite 51 und 52. finden.

r) Vergl. oben, Seite 328. und die dort angeführte Stelle in Canzler's und Meißner's Quartalschrift. Rosenblüt schämte sich seines Beinahmens so wenig, daß er sich selbst ein Mal den Schwätzer nennt. Das Wort Schwätzen scheint also damals bedeutet zu haben Unsaubere oder muthwillige Reden führen; denn ein Ueberfluß von Worten oder eigentliches Geschwätz ist bei Rosenblüt nicht zu finden.

gleich die Bürger von Nürnberg mit keinen schmutzigern Possen, als zur Zeit der höchsten Cultur des griechischen Geschmacks der übermüthige Aristophanes die Bürger von Athen, unterhielt. Abgerechnet die Uebereinstimmung in einer gewissen Art von Zoten, kann Hans Rosenblüt mit dem unübertroffenen Aristophanes in keiner Hinsicht verglichen werden. Seine komischen Fastnachtsspiele sind so roh, daß kaum ein Anfang von dramatischer Verwickelung, und noch weniger Kunstverstand, in ihnen erscheint. In der erzählenden Poesie zeigt sich dieser Meistersänger auf einer weit höheren Stufe der Bildung. Aber daß er ein geistvoller Kopf, ein kräftiger Sittenmahler, und Meister der Sprache war, sehen wir auch aus seinen Schauspielen. Seine Phantasie scheint im Komischen auch weit fruchtbarer, als die des Hans Folz, gewesen zu seyn. Unter denjenigen seiner Fastnachtsspiele, die sich erhalten haben, und durch Gottsched wieder bekannt gemacht sind, ist keines, das ein besonderes dramatisches Interesse hätte s). Ein einziges, der Bauer und der Bock, hat ein wenig mehr Handlung, als die übrigen. Rosenblüt wollte, oder konnte nur lockere Scenen an einander reihen, die zu einem satyrischen Resultate hinführen. Das ganze Interesse dieser Fastnachts-

spiele

s) Die Schauspiele des Schnepperers sind genauer angezeigt, und sechs davon ganz abgedruckt, in Gottsched's Nöthigem Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst, (Leipz. 1757, 2 Octavbände), einem litterarischen Werke, das über Alles, was zur ältern Geschichte der dramatischen Poesie der Deutschen gehört, einen Schatz von speciellen Notizen enthält.

iele ruht auf der kräftigen Darstellung und auf
n kecken Spielen des Witzes. Eines dieser
chauspiele, Des Türken Fastnachtsspiel
erschrieben, neigt sich zum Ernsthaften und Feier-
chen, fällt aber ganz in das Platte. Das witzigste
nter ihnen ist zugleich das schaamloseste. Es hat
ur die unbestimmte Ueberschrift Ein Fastnachts-
iel. Das Thema des Witzes ist der Ehebruch.
n dem ersten dieser beiden Theaterstücke tritt ein
bgesandter des Großsultans, und nach ihm der
roßsultan in eigener Person auf, um der deut-
hen Nation vorzustellen, daß sie nichts Besseres
un könne, als, sich seiner Hoheit zu unterwerfen,
amit er den vielen Mißbräuchen und Lastern ab-
elfe, die in den deutschen Landen obwalteten. Ge-
en diesen Antrag protestiren ein nürnbergischer
Bürger, ein Bote vom Pabst, ein Bote vom
Kaiser, ein Bote vom Rhein, und zuletzt der
Bürgermeister von Nürnberg, der der Sache den
Ausschlag giebt. Das Resultat ist, daß, so schlecht
es auch im deutschen Reiche hergehe, die Nation
doch nicht willens sey, ihren Glauben und ihre
Treue gegen Pabst und Kaiser zu verleugnen. Der
Großsultan wird wie ein Straßenbube ausge-
schimpft, und muß abziehen. So platt indessen
diese Erfindung ist, gab sie doch dem Publicum
etwas Stattliches zu sehen, hielt ihm seine Untu-
genden vor, und belebte christliche und patriotische
Gesinnungen t). In dem zweiten der eben genann-
ten

t) Der türkische Kaiser spricht hier wie ein wahrer Spießbürger, z. B.

Wir großmechtiger Turck von hoher gepurt!
Es hat kein vbel vnnser Hertz noch nie angerurt.

ten Fastnachtsspiele vertheidigen sich vor einem gerichtlichen Official mehrere Ehemänner gegen ihre Frauen, von denen sie des Ehebruchs beschuldigt werden. Die Geheimnisse des Ehebettes werden auf das scandalöseste zur Sprache gebracht. Das Resultat ist, daß die Parteien auf einen andern Termin beschieden werden; also im Grunde gar keines u). Nach alter Sitte werden diese Fast-

nachts-

Wir seyn nicht herekumen, das wir wollen kriegen;
So wollen wir nyemants hier betriegen,
So wollen wir vnnser Heil versuchen.
Wir haben gelesen in den alten buchen,
Wenn der reich dem armen lengt,
Vnd wenn der weise dem narren sein gut abtrengt,
Vnd der voll den hungerigen wil nicht speisen,
Vnd wenn die gelertten vnd schrifft weisen
Den leyen pose ebenpild vortragen,
Vnd wenn der vater vber das kint wirt clagen,
Vnd wenn der her nicht befridt seinen bawerßman,
So hebt sich dann der Cristen vngluck an.
Die stuck horen wir alle in irem lande clagen,
Das sie vnns selber haben furgetragen,
So wirt sich dann selbs ir got von in wenden
Vnd dorumb swerlichen plagen vnd pfenden.

u) Um von dem drolligen Tone dieses Stücks einigermaßen eine Probe zu geben, so gut es möglich ist, ohne die schmutzigsten Partien zu berühren, trete hier Hermann Sonnenglanz auf, wie er spricht:

Her, der official, merckt mein Antwurt eben.
Man hat mir ein junges eeweip geben,
Die ist erst recht jn jrem wachsen;
So vorcht ich jch were zu ungelaschen,
Vnd thet schaden an dem jungen weib,
Vnd petit, biß sie baß gewachs am leib.
Dorumb hab ich sie gespart;
Wann da sie mir am ersten gegeben wart,
Da rawnpt mir jr muter zu den oren ein,

Ich

ßtsspiele durch einen Ausrufer oder Herold
ffnet und beschlossen.

Wie damals zugleich mit den komischen Fast-
htsspielen in Deutschland auch die großen Re-
ligionsdramen, nach Art der französischen My-
rien, emporkamen, sieht man aus einem solchen
hausspiele, das um das Jahr 1480 geschrieben
n soll, und sich vollständig erhalten hat. Unter
n Titel: Apotheose des Pabstes Johann
II. oder Ein schön Spiel von Frau Jut-
, enthält es, nicht etwa eine Satyre auf die
ebliche Päbstin Johanna, sondern eine tragisch-
rliche, nur im Geschmacke des Zeitalters auch
komischen Zügen ausgestattete Darstellung der
ensgeschichte der berüchtigten Päbstin, ihres To-
des,

Ich solt gein jr bescheiden sein,
Vnd solten vns beyde der weil nemen,
Biß das wir baß zu vnnsern tagen kämen.
Dorum bin ich offt naschen awßgangen;
Da man mich offt vber die achßel hat empfangen.
Da hett man mich lieb, dieweil ich gab;
Da ich nymmer hett, da was ich schabab.

Die Frau antwortet:
Liber her, nu horet mich Jungefrawen.
Ich wil euch nicht in den oren krawen,
Vnd wil euch die rechten wahrheit sagen.
Ich bin gar wol kumen zu meinen tagen.
Ich hab es Im nie gemacht weh.
Die haut ist junck, sie ist aber zeh.
Einer, der vbern rein ist gefaren,
Den vbel durst und waßer wil sparen,
Ist der nicht ein rechter gauch?
Also tut mein man auch.
Mein muter hat mein nie besorgt.
Mich rewet das ich Im so lang hab geporgt,
Das ich jm es nicht hab geoffenbart.
Mein antwurtt habt Ir wol gehort.

des, ihrer Qualen im Fegfeuer, und ihrer Begnadigung und Aufnahme in den Himmel x). Ein Werk des Genies ist dieses Schauspiel nicht, aber auch nicht ohne dramatisches Talent gedichtet, und in der deutschen Litteratur merkwürdig als das erste genauer bekannte seiner Art. Aufgeführt scheint es nicht zu seyn, vermuthlich um den Scandal zu verhüten, zu welchem es um so mehr Veranlassung geben konnte, weil schon damals, als es geschrieben wurde, in Deutschland die Unzufriedenheit gegen den Pabst sich regte, die bald nachher den Ausbruch der großen Kirchenrevolution bewirkte. Wahrscheinlich wurde ebendeßwegen dieses dramatische Gedicht von den Anhängern des alten Glaubens so lange geheim gehalten, bis ein Protestant, Magister Tilesius, es an das Licht zog und im Jahre 1564 drucken ließ. Der Verfasser soll Theodorich Schernberg oder Schernberk, ein Messe lesender katholischer Geistlicher, nach alter Art ein Meßpfaff genannt, in einer deutschen Reichsstadt gewesen seyn y). Das Stück hat ganz die Composition und den Charakter der alten französischen so genannten Mysterien; aber so viel man weiß, ist es keine Nachahmung eines französischen Stückes desselben Inhalts. Fünf und zwanzig Personen treten darin auf, unter ihnen acht Teufel und nahmentlich auch Lillis, des Teufels Mutter, drei Engel, die heil. Jungfrau, der Erlöser selbst, der Pabst Basilius, vier Cardinäle, ein

x) S. Gottsched's eben angeführtes Werk, wo im 2ten Bande auch dieses alte Schauspiel ganz abgedruckt ist.

y) Weitere Belehrung über die litterarische Geschichte dieses Schauspiels findet man bei Gottsched am a. O.

römischer Senator, und der Tod. Die Scene abwechselnd auf Erden, in der Hölle, im Fegeer und im Himmel. Eine gewisse romantische öße darf man dieser Composition, bei aller ihrer hheit, nicht absprechen. Auch gesungen wird dem seltsamen Theaterstücke nach beigefügten musischen Noten. Die erste Scene ist in der Hölle. e Teufel berathschlagen sich, und beschließen, die ngfrau Jutta zu einem schweren Verbrechen ge- das Christenthum zu verführen z). Die Unternmung wird sogleich ausgeführt. Sie gelingt ie Schwierigkeit. Jutta und ihr Liebhaber, ein ricus, wie er hier genannt wird, reisen nach Paris.

) Lucifer, heißt es im Texte, rufft seine Gesellen zu Hauff.

Wolher! Wolher! Wolher!
Alles Teufelisches heer!
Aus bechen vnd aus brüchich,
Aus wiesen vnd aus rorich,
Nu kompt her aus holtze vnd aus felden,
Eher denn ich euch begin zu schelden!
Alle meine liebe Helle kindt,
Die mit mir in der Helle sindt,
Krentzelin vnd Fedderwisch,
Darzu Nottis ein Teuffel frisch,
Astrott und Spiegelglantz,
Vnd machet mir ein lobetantz.
Darnach wil ich euch sagen,
Heutte an diesem tage,
Was ich von euch begere;
Diß sollet jhr mich geweren;
Dauon solt jhr haben den lohn;
Das schwere ich euch bey meiner Kron.
Nu heb an, knecht Vnuersün, den gsang,
Des soltu allweg haben danck,
Mit meinem Freunde Sathanas,
Der mir je der liebste Schalck was.

Paris. Als Mannsperson verkleidet, fängt Jutta an, Theologie zu studiren. Ein Pariser Magister wird ihr erster Lehrer. Alles dieß ereignet sich in wenigen Scenen. Dann geht die Reise weiter nach Rom zum Pabst. Jutta wird Cardinal, und schon in der folgenden Scene Pabst. Bis hierher ist der Plan des Stücks mehr lächerlich, als dramatisch, besonders wegen der raschen Folge der Begebenheiten wie in einem summarischen Abrisse der Geschichte. Aber jetzt, da Jutta die päbstliche Tiara trägt, erweitert sich die Dichtung. Die unerhörte That erregt große Sensation im Himmel. Christus kündigt seinen Entschluß an, die Verbrecherin zu strafen. Die heil. Jungfrau legt Vorbitte ein *). Ein Engel wird an die Päbstin abgefertigt, um zu erforschen, ob sie lieber ewig verloren gehen, oder zeitliche Schande dulden, und sich bessern will. Sie verspricht Besserung. Mors der Tod macht sich an sein Geschäft. Nachdem er mit der kranken Päbstin lange genug disputirt hat, stirbt sie im Kind-

*) Maria spricht:

Nein, mein viel lieber Sohn,
Du solt das umb meinet willen lahn.
Sindt du mich zu einer Mutter hast erkorn,
So las die arme Seele nicht sein verlorn,
Vnd mach jhr ein andern weg bekandt,
Vnd las deine gnade sein zu ihr gewandt,
Auff das sie nicht ewiglich verderbe,
Vnd das ewig verdamnis erwerbe,
Vnd gedenke daran, mein liebes Kind,
Das dir alle Sünder gar sawr worden sind,
Das du sie hast getrost,
Mit deinem bittern leiden erlost.
Durch sie hastu vergossen dein blut so rot,
Vnd hast dazu gelitten so engstliche not,
Darumb, du liebes Kind mein,
Las mich gegen dir jhr Versüner sein.

ndbette, und der Teufel Unversún entführt
e Seele in die Hölle, wo sie von Lucifer und
dern Teufeln mit Hohngelächter empfangen und
nartert wird. Unterdessen berathschlagen sich die
rdinäle zu Rom über die Abwendung der großen
weren Strafen, mit denen Gott um der Päbstin
llen die Stadt heimsucht. Processionen mit Ker-
und Fahnen werden angeordnet. Die Teufel
gen an, die Seele der Jutta so zu quälen, daß
Gott verleugnen soll. Aber Jutta fleht zur
l. Jungfrau um Erbarmung [b]). Endlich wird
arme Sünderin, nachdem sie lange genug ge-
en, von einem Engel aus dem höllischen Feuer
führt, und im Himmel zu Gnaden angenommen.
er und da, aber nur selten, hat der Verfasser
ses Schauspiels, das so vieles zu sehen geben
te, eine der fruchtbaren Scenen, die er bis zum

Ueber-

b) Fledderwisch, ein Teufel, spricht:

Nu schawe, schawe jmmerzu!
Wiltu anmechtig werden nu?
Wie gar jemmerlich kanstu dich stellen,
Das dir mein geselle
Ein wenig den Helletrank hat eingegossen!
Nein, bis des vnuerdrossen.
Ich wil dich bas bedenken,
Vnd wil dir der edlen salben schenken,
Die ich in diesem Büchslein han.
Die wil ich dir meisterlich streichen an,
Durch die soltu wol erkennen,
Ob du noch die grossen Heiligen kanst nennen,
Die du jtzund zu dieser stundt,
Hast genant aus deinem mundt.

Jutta betet:

Nu hilff mir, Maria Himlische Magd,
An dir hab ich noch nie verzagt,
Wenn ich leide hier so grossen Schmertze,
Das es nicht ausdencken kan ein hertze, u. s. w.

Ueberfluß an einander gereihet hatte, mit dramatischem Geiste benutzt. Die Ausführung der ganzen Composition ist weder geistreich, noch erschütternd, noch in irgend einem höheren Sinne poetisch; und wo sie es ein wenig zu werden anfängt, fällt sie doch sogleich wieder in das Platte. Dennoch mußte von dieser litterarischen Merkwürdigkeit hier ausführlichere Nachricht gegeben werden, weil aus solchen rohen Dichtungen, wie diese, unter günstigeren Umständen leicht romantische Trauerspiele von hohem Charakter hätten hervorgehen können. Aber die ganze Gattung, zu der dieses Schauspiel gehört, ging in Deutschland noch schneller unter, als in Frankreich, ehe sie eine edlere Bildung erhalten hatte.

Die aufkeimende dramatische Poesie der Deutschen zu läutern und zu bilden, hätten auch die Uebersetzungen mitwirken können, durch welche noch vor dem Ablaufe des funfzehnten Jahrhunderts die Lustspiele des Terenz in deutscher Sprache bekannt wurden c). Aber selbst diese Uebersetzungen waren nach dem Geschmacke des Zeitalters modernisirt. Das größte Unglück für das deutsche Schauspiel war, daß es nur im reichsstädtischen Geschmacke cultivirt wurde, weil die deutschen Fürsten und Herren die vaterländische Poesie überhaupt nicht mehr einer besondern Aufmerksamkeit würdigten. Selbst der wahrhaft vaterländisch gesinnte und liberale, den poetischen Geistesfreuden gar nicht abgeneigte Kaiser Maximilian I. scheint an kein deutsches Hoftheater gedacht zu haben. Die gelehrten

c) Auch über diese Uebersetzungen giebt Gottsched am a. O. Theil I. Seite 39 ff. weitere Auskunft.

en Restauratoren der alten classischen Litteratur in Deutschland versuchten, den Theil des deutschen Publicums, der Latein verstand, durch lateinische Schauspiele auf eine neue Art zu bilden und zu belehren. Von dem trefflichen Reuchlin hat sich ein solches Lustspiel erhalten, das im Jahre 1498 vor dem Bischofe von Worms aufgeführt worden [d]). Merkwürdig ist dieses lateinische Lustspiel auch dadurch, daß es Chöre enthält, die nicht, wie die dialogischen Partien des Stücks, in einem römischen, der Sprache des Terenz nachgebildeten Latein, sondern in der Manier der lateinischen Versificatoren des Mittelalters geschrieben, und sogar mit Reimen versehen sind. So fest hing also damals der Geschmack der Deutschen an den alten romantischen Formen, daß selbst ein Mann wie Reuchlin, der die römischen Classiker in ihrer Sprache nachzuahmen verstand, in lateinischen Versen romantisiren mußte, um seinem Publicum zu gefallen. Dessen ungeachtet ging nichts von dem Antiken, an das er sein Publicum durch diese Accommodation gewöhnen wollte, in die Nationalpoesie der Deutschen über.

d) Auch dieses selten gewordene lateinische Lustspiel von Reuchlin hat Gottsched, um es vom Untergange zu retten, im zweiten Theile seines Vorraths (S. oben), sehr zweckmäßig, wieder abdrucken lassen. Man vergleiche damit die Notizen über Reuchlin in Hegewisch's Deutscher Culturgeschichte, Seite 219.

Dritte Abtheilung.

Geschichte der deutschen Poesie im sechzehnten Jahrhundert und in den ersten Decennien des siebzehnten.

Wer die Geschichte der deutschen Poesie vom Zeitalter der Minnesinger bis auf Luther's Kirchenrevolution mit pragmatischem Interesse verfolgt hat, und die Ursachen kennt, warum die gesunkene schöne Litteratur der Deutschen in dieser langen Zeit sich nicht wieder aufrichten konnte *), den kann auch die Fortdauer des Zustandes, in welchem sich die deutsche Poesie beim Ausbruche der Kirchenrevolution befand, nicht befremden. Aber unerfreulich bleibt doch der Contrast zwischen der Rohheit der deutschen Poesie im schönen sechzehnten Jahrhundert, und der hohen Cultur, die damals in andern Ländern der neueren Poesie zu Theil wurde. Daß die Deutschen wichtigere Sorgen hatten, als, gute Verse zu machen, bleibt wohl gewiß. Aber daß sich bei den Deutschen, das ganze sechzehnte Jahrhundert hindurch, kaum eine Spur von Empfänglichkeit für die höhere ästhetische Cultur zeigt, die sie, unter andern Verhältnissen, den Italienern und Spaniern hätten ablernen können, war nicht bloß Folge des aufgeregten Eifers, mit dem sich die deutsche Nation für eine Kirchenreform interessirte; es war größten Theils Fortdauer der gehemmten Geistesbildung der Gelehrten und der höhe-

ren

*) Vergl. oben Seite 171 ff.

ren Stände in Deutschland. Die Geschmacklosigkeit der deutschen Gelehrten und die Rohheit des deutschen Adels hatten die Nationalpoesie längst dem gemeinen Manne fast ganz überlassen. Darum brachte selbst der geist- und kraftvolle, liberale Reichsfreiherr Ulrich von Hutten, der in Italien gereiset war, durchaus kein Interesse für die damals so herrlich blühende italienische Poesie von seinen Reisen zurück. Welch eine Menge Deutscher von den höheren Ständen wurden unter der Regierung Carl's V. durch die politischen und militärischen Conjuncturen nach Italien geführt! Keiner von ihnen scheint die schöne Litteratur der Italiener einiger Aufmerksamkeit gewürdigt zu haben. Carl V. brachte Spanier nach Deutschland. Unter seinen Fahnen dienten in Italien deutsche und spanische Soldaten. Die spanische Sprache wurde in Deutschland bekannter. Und doch blieb, im Jahrhunderte Ariost's, Tasso's, und des Spaniers Cervantes, der größte deutsche Dichter Meister Hans Sachs, der Schuster. Was für die Italiener Ariost's Roland, das wurde für die Deutschen der trockene Teuerdank von Melchior Pfinzing.

Von dem Teuerdank, als dem berühmtesten deutschen Gedichte des sechzehnten Jahrhunderts, und von Hans Sachs, als dem berühmtesten der damals lebenden deutschen Dichter, muß zuerst ausführlicher die Rede seyn, ehe wir das Uebrige, was die poetische Litteratur der Deutschen aus diesen Zeiten Merkwürdiges hat, in pragmatischem Zusammenhange übersehen können.

Solches Aufsehen, wie der Teuerdank, hatte noch kein Gedicht in Deutschland erregt. Mit einer typographischen Pracht, wie noch kein deut-

sches Buch, erschien es zum ersten Male gedruckt, mit ausgemahlten Holzschnitten von dem geschätzten Mahler Hans Schäufelin geziert, und dem Könige Carl von Spanien, der bald darauf deutscher Kaiser wurde, zugeeignet, um das Jahr 1517. Man wußte, daß der Held des Gedichts kein geringerer war, als der damals noch regierende Kaiser Maximilian I. in allegorischer Verkleidung. Bald verbreitete sich die Meinung, der Kaiser selbst sey der Verfasser. Schon im Jahre 1519, als Maximilian starb, erschien eine zweite Ausgabe des Gedichts, fast eben so stattlich gedruckt, als die erste; und in demselben Jahre eine dritte. Noch einige unveränderte Ausgaben folgten. Doch schien man mit der Manier und Sprache des Teuerdank gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts nicht recht mehr zufrieden. Der Fabeldichter Burkard Waldis, dessen unten weiter gedacht werden soll, arbeitete das Gedicht um; und in dieser umgearbeiteten Gestalt wurde es wieder fünf Mal aufgelegt, vom Jahre 1553 bis 1596. Die Meinung, daß der Kaiser Maximilian selbst der wahre Verfasser des echten Teuerdank sey, erhielt sich. Doch wurde im siebzehnten Jahrhundert dieser echte Teuerdank noch ein Mal in dem schlechtesten Geschmacke umgeschmolzen von einem gewissen Matthäus Schultes, dessen Arbeit damals auch Leser fand. Erst im achtzehnten Jahrhundert verloren sich alle Ausgaben des Teuerdank aus den Augen des größeren Publicums, und das ganze Gedicht wurde immer mehr zu den litterarischen Alterthümern gezählt, die berühmt bleiben, auch wenn niemand mehr sie lieset f).

Daß

f) Die älteste, muthmaßlich im J. 1517 gedruckte prächtige

Daß der Verfasser des Teuerdank kein anderer ey, als Melchior Pfinzing, der sich auch selbst n der Zueignung genannt hat, wird von den Lit- eratoren nicht mehr bezweifelt g). Nicht unwahr- cheinlich ist aber auch, daß der Kaiser Maximilian im die Entstehung und Ausbildung des Gedichts, as ihn verherrlichen sollte, gewußt hat; denn er eschäftigte sich gern mit Litteratur und Kunst; und Pfinzing war sein Secretär gewesen. Uebrigens eiß man von diesem Pfinzing nichts weiter, als, aß er zu Nürnberg im Jahre 1481 geboren, und ls Probst an einem geistlichen Stifte zu Mainz n Jahre 1535 gestorben ist. Daß er selbst nicht berühmt geworden, wie sein Teuerdank, brach- n die Umstände mit sich; denn die Meinung, daß der

tige Nürnberger Ausgabe des Teuerdank gehört zu den litterarischen Seltenheiten. Die, eben jetzt neben mir liegende, Augsburger vom J. 1519 ist auch noch statt- lich genug, mit Schäufelin's nachgestochenen und aus- gemahlten Zeichnungen versehen, und so gedruckt, daß die Kenner lange Zeit glaubten, sie sey, wie auch die erste Ausgabe, ganz in Holztafeln geschnitten, nicht mit beweglichen Lettern gedruckt. Weitere bibliographische Notizen über den Teuerdank findet man in Panzer's Annalen, und in Koch's Compendium, Band I. Seite 107., auch bei andern Litteratoren.

g) Der Beweis, daß Pfinzing, und nicht der Kaiser Maximilian, den Teuerdank verfaßt hat, wurde zuerst vollständig geführt von Joh. David Köler in der Dissertation De inclyto libro poëtico Teuerdank, im J. 1717. Die Untersuchung fand so vieles Interesse, daß diese Dissertation in der ersten Hälfte des 18ten J. H. zwei Mal wieder gedruckt wurde, und noch im J. 1790, mit Anmerkungen, zum vierten Male her- ausgegeben ist von B. F. Hummel.

der Kaiser selbst den Teuerdank verfaßt habe, trug zu der Celebrität dieses Gedichts, wo nicht das Meiste, doch sehr Vieles bei. Aber auch der Gegenstand des Gedichts mußte alle Deutschen interessiren; denn daß der Teuerdank zum Lobe des Kaisers Maximilian gedichtet sey, und eine Art von allegorischer Lebensgeschichte dieses liebenswürdigen Monarchen enthalte, war bekannt. Der Bewunderung des Gedichts selbst ist also das Aufsehen, das es erregte, am wenigsten beizumessen. Ohne Zweifel fand man es doch aber auch um seiner selbst willen der Auszeichnung werth; denn gerade die Nüchternheit einer trockenen Allegorie, die dem Gefühle fast gar nichts sagt, die Phantasie nur matt beschäftigt, aber dem kalten Verstande durch künstliche Einkleidung moralischer Lehren desto mehr zu sagen scheint, und durch dunkle Anspielungen Allerlei zu errathen giebt, war damals dem Geschmacke der Deutschen angemessener, als es die glücklichste Nachahmung des Nibelungenliedes gewesen seyn würde. Schon der umständliche, chronikenmäßige Titel, den Pfinzing selbst seinem Werke gegeben, verräth den Geschmack des Zeitalters; denn dieser Titel lautet: Die Geverlichkeiten und eins Teils der Geschichten des löblichen streyt paren und hochgeberumbten Helds und Ritters Herr Tewrdannckhs. Auch die barbarische Orthographie, mit welcher der Nahme des Helden geschrieben worden, als ob den Wörtern einer Sprache, die an Vocalen so arm ist, nicht genug überflüssige Consonanten zugetheilt werden könnten, wurde besonders zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts bei den Deutschen beliebt. Der Nahme Teuerdank, den man in den folgenden

Zeiten

Zeiten anders deuten wollte, soll nach der Meinung Pfinzing's nichts anders bezeichnen, als einen Helden, der auf Abenteuer denkt; und Abenteuer sollen hier nicht sowohl seltsame, als exemplarische Ritterthaten seyn. Gegen den Charakter des wahren Epos streitet schon die durchaus allegorische Composition des Werks. Hier ist keine poetische Sage der Vorzeit bearbeitet, keine wahrhaft epische Fabel erdacht. Der historische Stoff des Teuerdank ist Maximilian's Bewerbung um die Hand der reichsten Braut seiner Zeit, der Prinzessin Maria von Burgund, Tochter Carl's des Kühnen. Diesem nackten Stoffe eine poetische Einkleidung zu geben, durch welche Maximilian's Tugenden verherrlicht wurden, macht Pfinzing aus Carl dem Kühnen einen fabelhaften König Romreich (Ruhmreich), und aus der Maria eine Prinzessin Ehrenreich. Der alte König bestimmt, auf den Vorschlag seiner Räthe, kurz vor seinem Sterben den berühmten Prinzen und Ritter Teuerdank zum Gemahl seiner Tochter. Ein Bote wird nach des Königs Tode an den Prinzen abgefertigt. Aber die drei obersten Räthe in den Erbstaaten der Prinzessin Ehrenreich finden ihrem Vortheile angemessener, den Prinzen vor seiner Ankunft verrätherisch aus dem Wege zu räumen. Der eine dieser Räthe ist Fürwittig (Vorwitz) benannt; der zweite Unfalo (Unfall); der dritte Neidelhart. Nach der Erklärung, die Pfinzing selbst von seiner Erfindung gegeben hat, sollen diese drei allegorischen Personen die drei Perioden des Lebensalters des Prinzen, und mit ihnen die besondern moralischen Gefahren bezeichnen, die der Prinz in jeder dieser Perioden zu bekämpfen gehabt, nehmlich

im Knabenalter den Vorwitz, im Jünglingsalter die Unfälle, in die sich jugendlicher Uebermuth zu stürzen pflegt, und zuletzt im reifen Mannesalter die Intriguen neidischer Gegner. Mit diesem Theile der Erfindung scheint Pfinzing vorzüglich zufrieden gewesen zu seyn, ob er gleich selbst nöthig gefunden hat, zu erklären, was er auf diese Art "in verborgener Gestalt" eigentlich habe sagen wollen [h]). Die ganze Ausbildung der allegorischen Composition des Teuerdank beruhet nun auf einer weitläuftig ausgesponnenen Erzählung von den Gefahren, in welche die verrätherischen Räthe den Ritter verwickelten, um ihn zu verderben. Auszuforschen, was für ein besonderer allegorischer Sinn durch jedes der Abenteuer angedeutet seyn soll, die der Held am Ende alle glücklich und ehrenvoll besteht, lohnt sich nicht der Mühe. Bald muß er mit einem Bären, bald mit einem wilden Schweine fechten. Zuletzt soll er gar vergiftet werden, entdeckt aber noch zur rechten Zeit den meuchelmörderischen Anschlag. An Anspielungen auf wirkliche Abenteuer, die Maximilian auf der Jagd erlebt haben mag, von der er ein großer Freund war, mag hier wohl kein Mangel seyn. Aber was gehen diese unpoetischen Anspielungen uns an? Nachdem der Ritter diesen Gefahren entronnen ist, wird er von der Prinzessin Ehrenreich mit aller, seinem Range und seinen Verdiensten angemessenen, Aufmerk-

h) Er habe, sagt er in der Zueignung an Carl V., seiner königl. Majestät selbst zu Ergetzlichait, nutz und lere die Thaten des Teuerdank in form maß und weis der heldenpücher, als vormalen durch vil geschehen, in verporgener gestalt beschrieben.

merksamkeit — denn von Zärtlichkeit ist nicht die Rede — empfangen und bewirthet. Turniere werden veranstaltet. In jedem ist, wie zu erwarten, der Held Teuerdank der Sieger. Weil aber die Prinzessin der Meinung ist, daß ihr Ritter doch wohl mehr, als es die Frömmigkeit erlaube, nach eitelem weltlichen Ruhm gestrebt habe, so muß er versprechen, zum Beschlusse seiner mannhaften Abenteuer eine Wallfahrt nach dem heiligen Lande zu unternehmen. Doch wird das hohe Paar vorher vermählt. Und damit der Dichter nicht ermangele, an dem Laster ein Exempel zu statuiren, werden die drei gottlosen Räthe, die den Prinzen in's Verderben stürzen wollten, mit dem Tode bestraft. Der eine wird enthauptet; der andere gehenkt; der dritte von einer Mauer herabgeworfen. Den Beschluß des Gedichts machen moralische Betrachtungen und Wünsche für das Wohl des allegorisch dargestellten Monarchen. Die ganze Erfindung des Teuerdanks ist also frostig und trivial. Selbst wenn sie in der Ausführung geistreich und mit allen Reizen des poetischen Styls geschmückt wäre, würde der Teuerdank, als episches Gedicht, tief unter dem Liede der Nibelungen und andern deutschen Rittergedichten aus dem dreizehnten Jahrhundert stehen. Aber auch in der Ausführung der allegorischen Composition hat Pfinzing wenig poetischen Geist gezeigt. Es fehlt dem Teuerdank nicht nur an epischer Kraft, an Mannichfaltigkeit und innerem Interesse der Charaktere und Situationen, an Scenen, die das Gemüth fesseln und eine lebendige Menschlichkeit mit poetischer Wärme darstellen; auch die Sprache und der Styl Pfinzing's gehören mehr dem kalten Verstande an, als einer poetisch er-

wärmten Phantasie. Das einzige Verdienst des Gedichts ist eine gewisse anspruchlose Natürlichkeit. Pfinzing affectirt keine Dichtertalente, die ihm fehlten. Er erzählt treuherzig in der gewöhnlichen deutschen Versart des Zeitalters, wie eine Begebenheit auf die andere folgte. Von romantischer Schwärmerei hat seine Manier keinen Zug; aber eine moralische Wärme, die sich der Darstellung mittheilt, giebt der kalten Erfindung doch eine Art von Leben [i]). Gesunder Verstand ist in dem ganzen Werke

i) Aus einer der ersten Aventüren wähle ich die folgende Stelle als Probe des Styls des Gedichts.

Die Sonn mit irem liecht
Bracht wider das gesicht,
Vertrit die vinstern nacht.
Darumb der Held gedacht:
Es ist zeit aufzustan.
Das gedacht, vnnd gethan,
Gleich von stund ein ding was.
Stund auf, sein Roß Er saß,
Mit dem Ernhold seim knecht,
Funden wider die recht
Straß, zu dem ersten paß,
Darauf Fürwittig was.
Als Sy kamen daran,
Sahen Sy herausgan
Den haubtman Fürwittig.
Der empfieng Sy sitlich,
Sprach: seyt gotwilkhomen!
Ich het gern vernomen
Was Euch het hertragen?
Tewrdanneck sprach: Ich wils sagen.
Ich bin geritten vngehewr
Vill weg auff abenthewr,
Auch manch meil preyt vnnd lanng,
Des mich ein Künigin zwanng,
Zu der mir steet mein syn.
Sy ist Ewr Königin.

rke nicht zu verkennen. Mahlerische Partien
t man vergebens. Die Kämpfe, die der Held
erdank besteht, sind trocken berichtet [k]). Selbst
Beschreibung der Turniere, gegen das Ende
Gedichts, ist nicht mahlerisch ausgeführt [l]).

Zum

[k]) Z. B. der Kampf mit einem Bären.

Wiewol der Held Tewrdannck merckt, das
Der ganng zum peren nit gut was,
Noch wolt Er vnnerschrockhen sein,
Gieng auf dem Steig zum peren hinnein.
Als bald der peer sein wurd gewar,
Lieff Er gen Im mit zoren dar.
Tewrdannck dacht, der peer dracht mir zu;
Ich weys nicht wol, wie Ich Im thu,
Dieweyl Ich doch gannz nicht mag han
Ein platz, darauf Ich mocht vestan.
In dem der peer so nahend kam,
Das Im nit mer ward, dann das Er nam
Seinen spieß zu dem halben schafft,
Schoß den aus rechter maisterschafft,
Traff denselben peren behenndt,
Dardurch Er ab über die wenndt
Fiel sich zutodt in ein tieffs tal.
Tewrdannck der gedacht: disen val
Solt Ich warlich haben getan,
Wo ich den peren het gelan
Zu mir komen auf dem steig schmal.
Tewrdannck gieng wider herab zu tal.

[l]) Z. B.

Darauf zoch ein yeder an sein ort,
Die Künigin stundt oben dort
In einem Haus, sach zu eben.
Man thet In die spieß eingeben.
Verschwunden liessen lauffen Ir pferd,
Das hinder den aufstob die errd,
Traffen zu beder seyten wol,
Dermaß, wann Ich war sagen sol,
Das mich vast vnnd seer wunder nymbt,
Das Ir ainer lebt, als geschwindt

Giengen

Zum Ersatze für den Mangel epischer Maschinerie sollte wohl selbst nach Pfinzing's eigener Ansicht der epischen Dichtung die überirdische Erscheinung zum Beschlusse des Werks nicht dienen. Denn ein engelischer Geist erscheint zwar dem Helden, als er schon am Ziele seiner Wünsche ist, aber nur, um ihn zu bewegen, doch ja die Reise nach dem heiligen Lande nicht zu unterlassen. Uebrigens nimmt der Held Teuerdank diesen überirdischen Besuch, nach einigem Erstaunen, als einen gewöhnlichen an.

Ueber die Umarbeitung des Teuerdank durch Burkard Waldis, deren oben erwähnt wurde, mag hier genug seyn hinzuzufügen, daß Waldis das berühmte Gedicht auf keine Art im epischen Sinne verbessert, oder ihm irgend einen höheren poetischen Reiz mitgetheilt, aber es doch auch nicht ungebührlich behandelt hat. Seine Absicht scheint gewesen zu seyn, besonders den didaktischen Charakter des Werks bestimmter hervorzuheben. Dadurch rückte freilich der Fabulist das Heldengedicht noch mehr in die Nähe der äsopischen Fabel. Aber um allegorische Einkleidung der moralischen Lehren, die der Teuerdank enthält, war es ja auch dem Erfinder vorzüglich zu thun gewesen.

* * *

Auf einer weit höheren Stufe des Geistes, als Pfinzing, der Doctor der Theologie, steht der unge-

Giengen dieselbigen stoß an.
Die Künigin groß schreckhen gewan,
Bis Sy höret die rechten mer,
Das keinem nichts beschehen wer.
Darnach zog yederman zuhaus.
Tewrdannck thet seinen Harnasch aus.

ungelehrte Hans Sachs. Dieses Dichters erst gefeierten, dann verspotteten, dann wieder zu Ehren gebrachten Nahmen würde die deutsche Nation immer mit Achtung genannt haben, wäre er in einem andern Zeitalter geboren, und unter andern Umgebungen gebildet [m]).

Hans Sachs war geboren zu Nürnberg im Jahre 1494. Sein Vater, ein Schneider, ließ ihn in seinem Knabenalter die Stadtschule besuchen. Da lernte er, wie er selbst sagt, "Puerilia nach schlechtem Brauch derselben Zeit [n])", auch wohl einige lateinische und griechische Vokabeln. Aber schon in seinem funfzehnten Jahre betrat er die Laufbahn eines gemeinen Bürgersmannes; und dem Berufsgeschäfte, das er sich damals wählte, ist er bis an das Ende seines Lebens getreu geblieben. Er lernte das Schusterhandwerk, und nebenher von einem Leinweber Runnenbeck die Anfangsgründe der

m) Die interessantesten Nachrichten zur Lebensgeschichte Hans Sachsens, abgerechnet den Antheil, den er in seiner Vaterstadt an der Verbreitung der lutherischen Reformation genommen, liefert er selbst, in der gereimten Summa aller seiner Gedichte vom J. 1514 bis 1567, am Ende der Sammlung seiner Werke. Die übrigen diesen Dichter betreffenden Notizen sind angezeigt und benutzt in der Lebensbeschreibung Hans Sachsens vom M. Ranisch, Altenburg, 1765, in 8.

n) Siebenjährig darnach anfing,
In die lateinisch Schule ging;
Darin lernt ich Puerilia,
Grammatica und Musica,
Nach schlechtem Brauch derselben Zeit.
Solchs Alls ist mir vergessen seit.
In der eben angeführten Summa s. Gedichte.

der Kunst des Meistergesanges. Nach dem Ablaufe der Lehrjahre ging er, wie andere Handwerksburschen, auf die Wanderschaft. Fünf Jahre wanderte er. Er selbst giebt sich das Zeugniß, daß er sich in diesem Alter des jugendlichen Leichtsinns zu keiner Art von Ausschweifungen habe hinreißen lassen o). Fromm, ehrbar und anspruchlos, trieb er sein Handwerk zu Regensburg, München, Frankfurt am Main, und in andern Städten des südlichen Deutschlands. Nordwärts kam er bis Cölln und Aachen. Nie seinen bürgerlichen Beruf aus dem Gesichte verlierend, und nie nach einem höheren strebend, folgte er doch auch den Regungen seines poetischen Gefühls. Der Meistergesang, in welchem er von dem Leinweber Runnenbeck den ersten Unterricht empfangen hatte, war ihm lieb und ehrwürdig geworden. Wo er in einer deutschen Stadt eine Meistersängerschule antraf, besuchte er sie fleißig. Er brachte es bald so weit, daß er selbst sein Lied förmlich absingen und verfassungsmäßig bei den Zusammenkünften der Meistersänger Schule halten konnte. Der erste Meistergesang, den er selbst zu verfassen wagte, im ein und zwanzigsten Jahre seines Alters, war ein geistliches Lied, das er mit einigen lateinischen Brocken ausschmückte.

o) Fünf ganze Jahr ich wandern thät
In diese und viel andre Stätt.
Spil, Trunkenheit, und Buleret,
Und ander Thorheit mancherley
Ich mich in meiner Wanderschaft
Entschlug, und war allein behafft
Mit herzelicher Lieb und Gunst
Zu Meistergsang der löblichn Kunst.
Am a. O.

schmückte p). Von der Wanderschaft kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück. Er verfertigte als zunftmäßiger Schuster sein Meisterstück, heirathete, zeugte Kinder, trieb unbescholten sein Handwerk, nährte sich ehrlich, und lebte auf diese Art, ohne durch irgend etwas anderes, als durch seine poetischen Talente, Aufmerksamkeit zu erregen, und ohne sich einen Schritt von der Bahn der einfachsten bürgerlichen Rechtlichkeit zu entfernen, bis in sein Alter fort, immer beschäftigt, bald mit der Pfrieme, bald mit der Feder. Auch von außen wurde er nicht im Fortgange seiner stillen und bescheidenen Thätigkeit gestört. Als die Kirchenrevolution ausbrach, entschied er sich mit vielen seiner Mitbürger für die neue Partei. Luther's populärer Feuereifer für Wahrheit und eine verbesserte Kirchenzucht setzte den verständigen und rechtlichen Schuster in frommen Enthusiasmus. Er schrieb für die neue Lehre, die ihm die alte des wahren Christenthums zu seyn schien, in Versen und in Prose. Besonders verherrlichte er Luther'n in einem allegorischen Gedichte: Die Wittenbergische Nachtigall. Auch Luther's Tod wurde von Hans Sachs in einem Gedichte beklagt. Für den Gottesdienst nach dem lutherischen System dichtete der fromme Meistersänger Kirchenlieder. Aber seine lebhafte Theilnahme an den Religionsangelegenheiten des Zeitalters scheint eben so wenig, als seine fortwährenden poetischen

p) Fast eben im zweintzigsten Jahr
Thet ich mich ernstlich unterstahn
Mit Gottes Hülff zu dichten an
Mein erst Bar im langen Marner,
Gloria Patri, Lob und Ehr.
Am a. O.

poetischen Beschäftigungen, in seiner bürgerlich-ruhigen Lebensweise eine Veränderung bewirkt zu haben. In Frieden wurde er alt. Seine sieben Kinder und seine erste Gattin starben vor ihm. Doch schritt er noch in seinem sechs und sechzigsten Lebensjahre zur zweiten Ehe. Auch des wachsenden Ruhms, den er seinen Dichtertalenten verdankte, genoß er in bescheidener Stille. Immer gleichmüthig, dichtete und schrieb er, ohne sein Schusterhandwerk aufzugeben, eine solche Anzahl von mancherlei Geistes- und Reim-Werken, daß außer ihm und dem Spanier Lope de Vega [q]) kein Sterblicher, so viel man weiß, einen ähnlichen Vorrath von eigenen Versen zu Papiere gebracht hat. Einiges von dem Vielen, was er schrieb, wurde bald durch den Druck in Deutschland verbreitet. Seine Schauspiele wurden in Nürnberg aufgeführt, und zu demselben Zwecke von andern Städten verschrieben [r]). Aber die höheren Stände und die Gelehrten in Deutschland scheinen anfangs gegen den Ruhm des merkwürdigsten der Meistersänger eben so gleichgültig geblieben zu seyn, als gegen das Vergnügen, das ihnen seine Schauspiele hätten machen können. Hans Sachs selbst überließ seine ungezählten Gedichte und Reimereien ihrem Schick-

q) Vergl. den dritten Band dieser Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. Seite 360 ff.

r) Auch kurzweiliger Spil gesundert,
Der war gleich achte und zwei hundert,
Der man den meisten Teil auch hat
Gespielt in Nürnberg der Stadt,
Auch andern Städten, nach (nahe) und weit,
Nach den man schicket meiner Zeit.
Am a. O.

Schicksale, bis er endlich im vier und siebenzigsten Jahre seines Alters anfing, von seinem poetischen Vorrathe ein Inventarium zu machen, und dasjenige, was ihm des Aufbewahrens werth schien, in eine Sammlung zu bringen. Da fand er denn, laut seinem eigenen Berichte, in vier und dreißig Büchern oder Bänden, die er mit eigener Hand voll geschrieben, an Meistergesängen, die er selbst verfertigt hatte, nicht weniger als vier tausend und zwei hundert; ferner, an Comödien und Tragödien zwei hundert und acht; an Schwänken, Fabeln und andern Gedichten mancherlei Art tausend und sieben hundert; außerdem noch an mancherlei Stücken in Prose und in Versen, geistlichen Liedern, Kriegsliedern, Gassenhauern, verliebten oder Bul-Liedern, wie er sie nennt, drei und siebenzig; zusammen sechs tausend und acht und vierzig Stück kleiner und größerer Producte seines Geistes, oder Fleißes, bei weitem die meisten in Versen verfaßt. Was er von diesem Vorrathe, mit Ausschlusse des lyrischen Theils, für die Nachwelt ordnen wollte, brachte er in fünf Bücher s). Die erste Ausgabe dieser von Hans Sachs selbst geordneten Auswahl seiner Gedichte erschien in drei Foliobänden vom Jahre 1558 bis 1561. Diese Sammlung wurde schon im Jahre 1570. mit vielen neuen Stücken vermehrt, wieder aufgelegt. So sah Hans Sachs noch in seinem hohen Alter das Denkmal seines Ruhms von dem deutschen Publicum mit unbezweifelbarer Liebe begünstigt. Als er über achtzig Jahr alt war, ver-

ließen

s) Alle diese Notizen theilt uns Hans Sachs selbst am a. O. mit.

ließen ihn seine Sinne und seine Geisteskräfte. Doch blieb er bis an seinen Tod seiner selbst mächtig. Er starb, als Dichter bewundert und als Mensch ehrwürdig, im Jahre 1576 [1]). Bis gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts dauerte die Periode seiner ausgezeichneten Celebrität. Nach der dritten

1) An das ehrwürdige Alter dieses Dichters erinnert eine Stelle in dem Gedichte oder Elogium, das einer seiner Schüler und warmer Verehrer, Adam Puschmann, im J. 1576, sogleich nach Hans Sachsens Tode, verfaßte. In einer allegorischen Vision erblickt Puschmann seinen alten Lehrer in einem schönen Gartensaale sitzend an einem mit grünem seidenem Zeuge bedeckten Tische.

An selben saß
Ein alt Mann, was
Grau und weiß, wie ein Taub dermaß,
Der hat ein großen Bart fürbas,
In einem schönen großen Buch las,
Mit Gold beschlagen schön.
— — — — —
— — — — —

Wer zu dem alten Herren
Kam in den schönen Saal
Und ihn grüßet von ferren,
Den sach er an dießmal,
Sagt nichts, sondern that neigen
Gegen ihn sein Haupt schwach;

Denn sein Red und
Gehör begunt
Im abgehen, auch Sinnesgrund.
Als ich nun in dem Saal stund
Und sein alt lieblich Angesicht rund
Anschauete u. s. w.

Das ganze treuherzig rührende Elogium ist wieder abgedruckt hinter der oben angeführten Lebensbeschreibung Hans Sachsens von Ranisch, und, seitdem Wieland aufmerksam darauf gemacht, von mehreren Litteratoren wiederholt.

dritten und vollständigsten Ausgabe seiner Werke vom Jahre 1612 hat das deutsche Publicum keine neuere verlangt u).

Bei einem so merkwürdigen Manne, wie Hans Sachs, muß die Geschichte der deutschen Poesie verweilen. Seine Lebensgeschichte kündigt schon den Geist und Charakter seiner Poesie, selbst durch ihre Einfachheit, an. Wäre Hans Sachs der große Dichter, zu dem ihn einige Neuere machen wollen, nachdem er lange genug unbillig verspottet gewesen, so würde sich in seinen Werken, wie in seinem Leben, die Kraft des Emporstrebens offenbaren, ohne welche keiner der großen Dichter, die sich über ihr Zeitalter erhoben, Epoche gemacht hat. Aber Hans Sachs macht in keinem Theile der deutschen Poesie Epoche; und weder sein Geschmack, noch seine ganze Art, zu dichten, reichen über die Norm der deutschen Poesie seines Zeitalters hinaus. Er nahm und ließ diese Norm, wie er sie fand. Daß sich

u) Diese vollständigste (d. h. vollständigere, als die beiden ersten) Ausgabe der Werke von Hans Sachs ist die zu Kempten, vom J. 1612 bis 1616, in 5 starken Quartbänden gedruckte; der erste Band unter dem Titel Sehr herrliche, schöne und wahrhafte Gedicht u. s. w. Aber in dieser Ausgabe findet man so wenig, als in den früheren, die lyrischen Gedichte, Meistergesänge, Kirchenlieder u. s. w. dieses Dichters. Die Bemühungen einiger neueren Litteratoren, eine neue Ausgabe von Hans Sachsens sämmtlichen Werken zu veranstalten, waren zu wenig für die Bedürfnisse des neueren Publicums berechnet. An einer Auswahl, die einen Octavband füllte, möchten wohl, außer den Litteratoren selbst, die meisten Leser genug haben.

ten Jahrhunderts so werth gewesen war, den Begriffen einer strengeren Moral unterwerfen, und als eine Gefühlsart, die dem verständigen Christen und guten Bürger nicht anständig ist, mißbilligen zu müssen glaubte. So bürgerlich war die deutsche Poesie geworden.

Erzählende Gedichte finden sich unter Hans Sachsens gesammelten Werken in Menge, aber keines, das eine Tendenz zum höheren Epos hätte. Sie sind alle in einerlei Styl und Versart gereimt. Der Inhalt ist aus der Bibel, aus weltlichen Geschichtsbüchern, aus der deutschen schon damals vorhandenen Uebersetzung der Novellen des Boccaz, und aus dem ganzen Umkreise der Belesenheit des fleißigen Dichters genommen. Ihr poetischer Werth ist sehr verschieden. Denn wenn Hans Sachs bei wirklich poetischer Laune war, erzählte er, wenn gleich in seinem gewöhnlichen rohen Style, geistvoll, mahlerisch und überhaupt anziehend. War er aber mehr prosaisch gestimmt, so reimte er mit derselben Behaglichkeit die trockensten Berichte, denen er dann gern, wie äsopischen Fabeln, eine besondere Moral anhängte. Keine seiner ernsthaften Erzählungen, die allegorischen abgerechnet, hat einen freien poetischen Schwung. Keine darf, auch wenn sie poetische Stellen hat, neben die vorzüglichsten Gedichte dieser Art aus den Zeiten der deutschen Ritterpoesie gestellt werden. Aber im Gebiete der komischen Erzählung war Hans Sachsens bürgerliche Muse zu Hause. Da zeigen sich seine Menschenkenntniß, sein Witz, sein Darstellungstalent, von einer ihrer glänzendsten Seiten. Mit der Wahl des Stoffs zu seinen Schwänken

nahm

ahm es Hans Sachs eben so wenig genau, als
it der Behandlungsart. Aber auch da, wo er
ur gemeine Vademecums-Anekdoten erzählt, weiß
: ihnen durch den Ton der naiven Schalkheit ei-
en pikanten Reiz zu geben a). Züchtig genug sind
diese

a) Hier ist der Anfang des Schwanks: Der Schneider und sein Panier (Kemptner Ausg. Band V. Abh. 3. Seite 89.):

Ein Schneider in der Statt Straßburg saß,
Der ein berühmter Werckmann was,
Der guten Kunden hett on zadel,
Bey den Thumherren vnd dem Adel,
Denn er kund höfflich kleider machen,
Daß er wurd reich. Und nach den sachen
Der eines tages zu vil tranck,
Daß er sich leget, wird tod kranck,
Daß er gantz sterbens sich verwag,
Wie vil artzney er allda pflag.
Einß mals an einer Pfintztag nacht
Kam der Teuffel vnd jhn anfacht.
Er schien kolschwartz, zotel vnd rauch,
Mit fewerglastigen augen auch.
Sehr grawsamer gestalt er war,
Bracht auch ein Fannen mit jhm dar,
Sehr breit, wol dreyssig elen lang,
Den er vor dem krancken rumb schwang,
Jhm zu eim besonderen schrecken.
Derselbig war von lauter Flecken,
Als Parchat, Atlas, und Satin,
Wursat, Zendel vnd Ormasin,
Von Sammet, Seiden vnd Dafant,
Von Schamlot vnd wüllem gewand,
Löndisch, Libisch, Mechlisch, Stammet.
Das Panier aller farb auch het,
Grün, braun, gel, weiß, rosinfarb, plab,
Rot, schwartz, feyelfarb, Eselgrab,
Von allen flecken, die er im Leben
Den Leuten nicht hett wider geben.
Als der kranck nun sach das Panier,

ten Jahrhunderts so werth gewesen war, den Begriffen einer strengeren Moral unterwerfen, und als eine Gefühlsart, die dem verständigen Christen und guten Bürger nicht anständig ist, mißbilligen zu müssen glaubte. So bürgerlich war die deutsche Poesie geworden.

Erzählende Gedichte finden sich unter Hans Sachsens gesammelten Werken in Menge, aber keines, das eine Tendenz zum höheren Epos hätte. Sie sind alle in einerlei Styl und Versart gereimt. Der Inhalt ist aus der Bibel, aus weltlichen Geschichtsbüchern, aus der deutschen schon damals vorhandenen Uebersetzung der Novellen des Boccaz, und aus dem ganzen Umkreise der Belesenheit des fleißigen Dichters genommen. Ihr poetischer Werth ist sehr verschieden. Denn wenn Hans Sachs bei wirklich poetischer Laune war, erzählte er, wenn gleich in seinem gewöhnlichen rohen Style, geistvoll, mahlerisch und überhaupt anziehend. War er aber mehr prosaisch gestimmt, so reimte er mit derselben Behaglichkeit die trockensten Berichte, denen er dann gern, wie äsopischen Fabeln, eine besondere Moral anhängte. Keine seiner ernsthaften Erzählungen, die allegorischen abgerechnet, hat einen freien poetischen Schwung. Keine darf, auch wenn sie poetische Stellen hat, neben die vorzüglichsten Gedichte dieser Art aus den Zeiten der deutschen Ritterpoesie gestellt werden. Aber im Gebiete der komischen Erzählung war Hans Sachsens bürgerliche Muse zu Hause. Da zeigen sich seine Menschenkenntniß, sein Witz, sein Darstellungstalent, von einer ihrer glänzendsten Seiten. Mit der Wahl des Stoffs zu seinen Schwänken

nahm

n dieſer Schwänke gehören zu dem Vorzüg-
n, was ſich überhaupt unter den Werken
Sachſens findet. Nächſt ihnen verdienen in
Reihe der Erzählungen dieſes Dichters die al-
riſchen beſondere Aufmerkſamkeit. Einige
ernſthaft, andere ſatyriſch. In ihnen zeigt ſich
glich, wie weit es Hans Sachs in der mah-
hen Beſchreibung gebracht hat [d]). Zu dieſen
Gedich-

Vnd wer das ſeet oder bawt,
Dem ſchlag alles vnglück darzu.
Mein Freund der ſagt: was ſageſtu?
Gut Kifferbeis thund manchem wol,
Daß er gwint Kiſten vnd Kaſten vol.
Wie, das du verachtſt diſes kraut?
Ich ſprach: ich hab ſein nie gebaut,
Es wechſt mir vorhin vberauß
Beide in meinem Hof vnd Hauß,
Vnd gret mir ſtets wol vber Jahr,
Ob mir ſonſt ſchon verdirbet gar
Der Hertzentroſt vnd wolgemut,
Doch das vnkraut wol graten thut.
So kalt ich keinen Winter weiß,
Auch keinen Sommer nie ſo heiß,
Daß mir diſes vnkraut wer worn
Außgedort oder gar erfrorn,
Sonder iſt mir friſch, frech und ſchön
Alzeit bliben, fruchtbar vnd grün.
Beide zu Beth vnd auch zu Tiſch,
Wudelt das kraut auff, vnd iſt friſch,
Gantz hauffen weiß, gantz und durchauß.
Kein Gmach iſt in meim gantzen Hauß,
Daß ich vor dem vnkraut het gnad.
Es ſey im Keller oder Bad,
In Küchen, Stuben oder Kamer,
Bringt mir Kifferbeiskraut ſtets jamer;
u. ſ. w.

d) Zur Probe diene eine mahleriſche Stelle aus der allegoriſchen Erzählung Klage der vertriebenen Frau

Gedichten ist auch die oben schon angeführte Nach-
tigall

Frau Keuschheit (in der Kemptner Ausg. Bd.
Theil 3. Seite 569.)

Also fürt mich diß spor mit eyl
Bey einer halben viertheil meyl,
In einen vbertieffen grunde
Von baumen finster, darinn funde
Ich stehn ein rauhen felsin hoch,
Darein gieng gar ein wildes loch,
Zu dem gieng diß gespore ein.
Ich gieng hinzu vnd schawt hinein.
Da sach ich gar ein klares brünnlein
Auß dem felß fliessen in ein rinlein,
In ein merwel gehawen schon.
Darbey lag ein zerbrochen kron,
Ein brochner zepter, helm und schild,
Darbey erblicket ich ein bild
Sitzen, als ein Königin geziert;
Was gar subtil geliedmasiert,
So vberzart, rein und so pur
Als hett sie Engelisch natur.
In atlaß weiß gekleydet gantz,
Auff jhrem haupt hett sie ein krantz
Von liechten rosen rot und weiß.
Ihr haar recht als das gold geleiß.
Jedoch saß sie samb trawrigklichen.
Ihr mund, wenglein, ein klein erblichen,
Vnd mit trähen reichlich begossen.
Ihre äuglein hett sie beschlossen,
Ihr haupt in die ein hand geneyget.
Kein leben sie an jhr erzeyget,
In aller maß als ob sie schlieff.
Mit sanfter stimme ich jhr rieff,
Aber sie wolt darvon nicht hören.
Ich erschrack, dacht wider zu kehren
Von dann, dacht, du bist ein gespenst,
Seyd du dich nicht meldest noch nennst,
u. s. w.

Wäre Alles, was Hans Sachs gereimt hat
diesem Geist und Style gedichtet, wer würde
eine neue Auflage seiner sämtlichen Werke wüns

meisten dieser Schwänke gehören zu dem Vorzüglichsten, was sich überhaupt unter den Werken Hans Sachsens findet. Nächst ihnen verdienen in der Reihe der Erzählungen dieses Dichters die allegorischen besondere Aufmerksamkeit. Einige sind ernsthaft, andere satyrisch. In ihnen zeigt sich vorzüglich, wie weit es Hans Sachs in der mahlerischen Beschreibung gebracht hat d). Zu diesen Gedich-

Vnd wer das seet oder bawt,
Dem schlag alles vnglück darzu.
Mein Freund der sagt: was sagestu?
Gut Kifferbeis thund manchem wol,
Daß er gwint Kisten vnd Kasten vol.
Wie, das du verachtst dises kraut?
Ich sprach: ich hab sein nie gebaut,
Es wechst mir vorhin vberauß
Beide in meinem Hof vnd Hauß,
Vnd gret mir stets wol vber Jahr,
Ob mir sonst schon verdirbet gar
Der Hertzentrost vnd wolgemut,
Doch das vnkraut wol graten thut.
So kalt ich keinen Winter weiß,
Auch keinen Sommer nie so heiß,
Daß mir dises vnkraut wer worn
Außgedort oder gar erfrorn,
Sonder ist mir frisch, frech und schön
Alzeit bliben, fruchtbar vnd grün.
Beide zu Beth vnd auch zu Tisch,
Wudelt das kraut auff, vnd ist frisch,
Gantz hauffen weiß, gantz und durchauß.
Kein Gmach ist in meim gantzen Hauß,
Daß ich vor dem vnkraut het gnad.
Es sey im Keller oder Bad,
In Küchen, Stuben oder Kamer,
Bringt mir Kifferbeiskraut stets jamer;
u. s. w.

d) Zur Probe diene eine mahlerische Stelle aus der allegorischen Erzählung Klage der vertriebenen Frau

schen Comödie und Tragödie nicht verdeutlichen konnte, würde seinen dramatischen Dichtungen unter andern Verhältnissen wenig geschadet haben. Der Unterschied zwischen einer Comödie und einer Tragödie besteht bei Hans Sachs nur darin, daß in der Tragödie immer, in der Comödie nie, eine oder mehrere Personen um das Leben kommen. Uebrigens ist der Geist und Styl in allen diesen Gedichten, die unter Hans Sachsens Werken Comödien, oder Tragödien, überschrieben sind, ganz derselbe. Der Stoff ist aus der Bibel genommen, oder aus der weltlichen Geschichte, oder aus alten Romanen und neueren Novellen. Die Composition ist nicht ganz so roh, wie in des Meßpfaffen Schernberg's oben angezeigter Päbstin Jutte. Die Scenen folgen einander mit einer gewissen Regelmäßigkeit, obgleich keine Scene von der andern abgesondert erscheint. Wie Hans Sachs diesen Schauspielen einen Charakter der Regelmäßigkeit nach seinen Begriffen zu geben gesucht hat, beweiset auch die Eintheilung in Acte. Bis zu sieben Acten hat er diese Eintheilung fortzusetzen gewagt. Mangel an Einheit der Handlung läßt sich diesen Schauspielen nicht vorwerfen, wenn man es mit der Forderung nicht zu strenge nehmen will. Auch mit zufälliger Mannichfaltigkeit sind sie reichlich ausgestattet. Aber was ihnen fast ganz fehlt, ist ein wahrhaft dramatisches Interesse der Charaktere und Situationen, außer, wo Personen aus dem gemeinsten Leben und in der Sphäre des gemeinsten Lebens auftreten. Könige, Fürsten und Herren, griechische Heroen und römische Senatoren, auch Engel und Erzväter, empfinden, denken und reden in Hans Sachsens Tragödien und Comödien sämmtlich

tigall, Hans Sachsens poetische Verherrlichung Luther's, zu zählen. So unverkennbar indessen der poetische Werth der komischen und allegorischen Erzählungen dieses Dichters ist, wenn man ihnen keinen falschen Maßstab anlegt, so darf man doch nicht sagen, daß sie in der erzählenden Poesie der Deutschen Epoche machten, oder die schon vorhandenen Gattungen vervollkommnet hätten.

Die dramatischen Gedichte Hans Sachsens sind, eine einzige Gattung ausgenommen, in keiner Hinsicht mit denen zu vergleichen, die ungefähr um dieselbe Zeit, oder bald nachher, in Spanien, England und Frankreich die Entstehung eines Nationaltheaters bewirkten. So roh und geschmacklos auch die ältesten spanischen, englischen und französischen Comödien und Tragödien aus dem sechzehnten Jahrhundert sind, so übertreffen sie doch die von Hans Sachs durch einen weit bestimmteren dramatischen Plan, eine geistreichere Composition, und einen cultivirteren Styl. Aber in jenen Ländern hatte die Nation die Begründung eines Nationaltheaters nicht, wie in Deutschland, dichtenden Handwerkern überlassen. Hans Sachs würde, wenn gleich nie ein Shakespeare, doch gewiß ein vorzüglicher Schauspieldichter geworden seyn, wenn sein Genie unter andern Einflüssen und Umgebungen sich entwickelt hätte. Was sich von einem nürnbergischen Meistersänger aus dem sechzehnten Jahrhundert erwarten läßt, hat er in der dramatischen Poesie mit bewundernswürdigem Erfindungsgeiste und seltener Fertigkeit geleistet. Aber wirklich vervollkommnet hat er nur das Fastnachtsspiel oder die Farce. Daß er sich den wahren Unterschied zwischen

schen Comödie und Tragödie nicht verdeutlichen konnte, würde seinen dramatischen Dichtungen unter andern Verhältnissen wenig geschadet haben. Der Unterschied zwischen einer Comödie und einer Tragödie besteht bei Hans Sachs nur darin, daß in der Tragödie immer, in der Comödie nie, eine oder mehrere Personen um das Leben kommen. Uebrigens ist der Geist und Styl in allen diesen Gedichten, die unter Hans Sachsens Werken Comödien, oder Tragödien, überschrieben sind, ganz derselbe. Der Stoff ist aus der Bibel genommen, oder aus der weltlichen Geschichte, oder aus alten Romanen und neueren Novellen. Die Composition ist nicht ganz so roh, wie in des Meßpfaffen Schernberg's oben angezeigter Päbstin Jutte. Die Scenen folgen einander mit einer gewissen Regelmäßigkeit, obgleich keine Scene von der andern abgesondert erscheint. Wie Hans Sachs diesen Schauspielen einen Charakter der Regelmäßigkeit nach seinen Begriffen zu geben gesucht hat, beweiset auch die Eintheilung in Acte. Bis zu sieben Acten hat er diese Eintheilung fortzusetzen gewagt. Mangel an Einheit der Handlung läßt sich diesen Schauspielen nicht vorwerfen, wenn man es mit der Forderung nicht zu strenge nehmen will. Auch mit zufälliger Mannichfaltigkeit sind sie reichlich ausgestattet. Aber was ihnen fast ganz fehlt, ist ein wahrhaft dramatisches Interesse der Charaktere und Situationen, außer, wo Personen aus dem gemeinsten Leben und in der Sphäre des gemeinsten Lebens auftreten. Könige, Fürsten und Herren, griechische Heroen und römische Senatoren, auch Engel und Erzväter, empfinden, denken und reden in Hans Sachsens Tragödien und Comödien sämmtlich

Sachs mit seinem fabelhaften Gefolge f). In diesen romantischen Trauerspielen ist auch für das Auge der Zuschauer reichlich gesorgt. Drachen und andere Ungeheuer beleben die Scene. Man sieht aus der ganzen Composition, daß Hans Sachs eine Ahndung von romantischer Größe hatte. Aber alles Große in poetischem Sinne war ihm zu fremd, als daß sich das Wesentliche der Idee eines romantischen Trauerspiels in seiner Seele auch nur unvollkommen hätte entwickeln können. Will man Hans Sachs als dramatischen Dichter schätzen lernen, so muß man sich vorzüglich an seine Fastnachtsspiele wenden. Da sehen wir sein Genie, wie in den Schwänken, den Stoff, dessen es sich bemächtigt, mit Kraft und Leichtigkeit beherrschen. Mehrere dieser Fastnachtsspiele sind zwar nicht viel cultivirter, als die von Rosenblüt dem Schneppperer. Einige, besonders diejenigen, in denen Eulenspiegel die Hauptrolle spielt, haben der Phantasie und dem Witze des Dichters wenig gekostet. Andere sind dafür desto geistreicher erfunden und ausgeführt. Die Verwickelung ist nicht künstlich, aber drollig; die Situationen haben ein wahrhaft komisches Interesse; die Darstellung ist natürlich und voll Leben; die Charaktere sind gut gehalten; und das Ganze thut die erheiternde Wirkung, die man von witzigen Farcen erwarten darf. Die Satyre dieser Fastnachtsspiele beweiset Hans Sachsens bürgerliche Menschenkenntniß und sein Talent, das Charakteristische zu ergreifen; und wo es an Satyre fehlt, da werden wir schadlos gehalten durch den

f) Man findet diesen Siegfried oder Seyfried, die Margelone, und die Melusine von Hans im dritten Bande oder Buche der Kemptner Ausgabe.

den jovialischen Scherz, wie zum Beispiele in dem Stücke: Wie der Teufel ein alt Weib zur Ehe nahm [g]). In dieser Farce entschließt sich der Teufel, das Glück des ehelichen Lebens kennen zu lernen; und weil er glaubt, daß eine junge Frau für ihn doch nicht passe, heirathet er eine alte. Die Mißhandlung, die er in dieser Ehe von seiner eigennützigen und boshaften Lebensgefährtin erdulden muß, bringt ihn dahin, daß er ihr in der Verzweiflung entläuft, und sich, um ein ehrliches Unterkommen zu finden, bei einem Arzte verdingt. Der Arzt und der Teufel werden ihres Handels dahin einig, daß dieser in Personen fahren soll, bei denen etwas zu verdienen ist; dann soll er sich vom Arzte austreiben lassen; und das Arztlohn soll ihnen beiden zu gleichen Theilen zukommen. Der Arzt betrügt den Teufel. Der Teufel, um sich zu rächen, beschimpft den Arzt, als dieser ihn austreiben will. Aber der Arzt weiß sich zu helfen. Er meldet dem Teufel, die Frau, der er entlaufen, sey angekommen, ihn wieder zu holen. Sie habe ihn bei der geistlichen Behörde verklagt, und den Proceß gewonnen. Vor Schrecken über diese Nachricht fährt der betrogene Teufel aus, und flüchtet in die Hölle zurück, wo er sich doch besser zu befinden hofft, als in der ehelichen Verbindung mit einem alten Weibe [h]). Dieses Stück ist nicht gerade

g) Im fünften Bande der Kemptner Ausgabe.

h) Nur um von dem Style dieser Fastnachtsspiele ein Beispiel zu geben, da doch keine ausführliche Scene mitgetheilt werden kann, setze ich den Anfang des Stücks hierher. Der Teufel tritt auf und spricht:

rade das witzigste unter Hans Sachsens Fastnachtsspielen, aber es kann zur Probe dienen, um zu zeigen, in welchem Geiste Hans Sachs diese Gattung von dramatischen Unterhaltungen, die vorher bloß aus an einander gereiheten Scenen bestand, mit einer burlesken Intrigue auszustatten suchte.

Eine Menge anderer Gedichte dieses berühmtesten der Meistersänger, allegorische, dialogische, moralische und satyrische in mancherlei Formen, Kampfgespräche zum Beispiel, können hier nur im Allgemeinen angezeigt werden. Wie Hans Sachs Alles reimte, was ihm in die Feder floß, ohne auf den Unterschied zwischen Poesie und gereimter Prose

In der Höll mag ich nit mehr bleiben,
Mein zeit und weil darinn vertreiben,
Sonder bin herauff gfahrn auff erden,
Vnd wil gleich auch ein Ehman werden.
Hab an mich gnomen ein Mannes leib.
O hett ich nur ein altes Weib!
Ich hab gehört, wie in der Eh
All ding so wol und frewdreich steh,
Deß wil ich mich auffs kürtzst vmschauwen
Nach einer frommen alten frawen.
Ein junge die wer mir zu geil;
Ich bin auch alt auff meinen theil.
Ein junge thet mir seicht kein gut.
Gleich mit seim gleich sich frewen thut,
Wie uns sagt das alt Sprichwort klug;
Drumb ist ein alte wol mein fug.
Schaw, schaw, dort knapt gleich eine her,
Die dünckt mich aller weiß und ber,
An leib und gstalt, an schön und jugend,
An hertzen, frömbkeit vnd tugend
Sie sey mir gantz ehnlich fürwar.
Ich wil gehn zu jr schleichen dar,
Mit guten worten sie anreden,
Ob ein Eh würd zwischen uns beden.

Prose zu achten, sieht man besonders aus denjenigen seiner Werke, die aus der Bibel geschöpft sind, und aus denen, die sich auf öffentliche Vorfälle beziehen. Zum Beispiel diene seine ausführliche Beschreibung der Feierlichkeiten zu Nürnberg während der Anwesenheit des Kaisers Carl V. [1]) Aber auf Züge des Genies stößt man bei dem Durchblättern der Werke dieses Dichters auch zuweilen da, wo man sie am wenigsten erwartet. Von der Verskunst Hans Sachsens ist nichts zu rühmen. Das Gesetz aus der Tabulatur des Meistergesanges, daß man die Sylben in deutschen Versen nur abzählen, aber nicht messen müsse, hat er nur gar zu treulich befolgt. Für einen Beweis sonderlicher Reimkunst wird man auch nicht ansehen, daß Hans Sachs am Schlusse der meisten seiner Gedichte einen Reim auf seinen Nahmen zu finden und anzubringen wußte.

* * *

Was die deutsche Poesie des sechzehnten Jahrhunderts außer dem Teuerdank und den Werken von Hans Sachs Merkwürdiges hat, läßt sich nach der Ordnung der Dichtungsarten leicht übersehen. Denn erweitert wurde das Gebiet mancher Dichtungsart in der deutschen Litteratur; vervollkommnet wurde, den christlichen Kirchengesang ausgenommen, keine; und Nahmen, die Epoche machten, giebt es hier nicht zu nennen.

1. Die lyrische Poesie in deutscher Sprache behielt das ganze sechzehnte Jahrhundert hindurch bei-

1) In der Kemptner Ausgabe, Band I. Seite 405.

beinahe denselben Charakter, den sie im funfzehnten gehabt hatte. Dadurch, daß sie mit der Theologie in engere Verbindung trat, gewann sie von der ästhetischen Seite sehr wenig.

Der zunftmäßige Meistergesang, dessen Ansehen vor Hans Sachs ein wenig gesunken war, erhielt durch diesen eifrigen Meistersänger, wenn gleich keinen neuen Schwung — denn die Phantasie hatte an ihm, nach wie vor, wenig Antheil — aber doch eine neue Wichtigkeit in den Augen derer, die ihm geneigt waren. Hans Sachsens bürgerliche Rechtlichkeit und christliche Frömmigkeit bestimmte die Meistersänger, noch mehr, als vorher, nach den Gesetzen ihrer Tabulatur in alten und neuen Versarten oder Tönen gute prosaische, alltägliche, aber moralische und religiöse Gedanken, Betrachtungen und biblische Historien zu reimen. Was sich von wirklicher Poesie in diese Reimerei gemischt haben mag, ist aus den aufbewahrten handschriftlichen Meistergesangbüchern noch nicht hervorgesucht worden k). Von Bedeutung kann es nicht wohl seyn; denn die ehrlichen Handwerker, die sich des Meistergesanges befliſſen, wurden seit dem Ausbruche der Kirchenrevolution noch mehr, als ihre Vorgänger, veranlaßt, durch ihre Gesänge zu beweisen, daß sie die lyrische Poesie vorzüglich nur als ein Mittel zur Aufrechthaltung und Verbreitung des wahren Christenthums und christlicher Tugenden betrachteten. In ihrem beschränkten Horizonte

k) Ich verweise hier zurück auf die Notizen, die über den deutschen Meistergesang und die Meistergesangbücher oben, Seite 210. 233., besonders Seite 271 f. mitgetheilt sind.

rizonte und nach ihrer durchaus bürgerlichen Denkart konnten diese Sänger nicht wohl begreifen lernen, daß der Dichter ein guter Mensch und Christ seyn könne, ohne das unmittelbare Interesse der Poesie über dem moralischen und christlichen zu vergessen. Aber an Mannschaft fehlte es den Schulen des Meistergesanges nicht. Im Jahre 1558 sollen allein zu Nürnberg zweihundert und funfzig Meistersänger gewesen seyn [kk]).

Noch mehr zeigt sich der Einfluß, den die Kirchenrevolution auf die lyrische Poesie der Deutschen hatte, in der Entwickelung des harten und unpoetischen Gegensatzes zwischen geistlichen und weltlichen Liedern bei den deutschen Dichtern des sechzehnten Jahrhunderts. Ein überspannter Rigorismus der Sittlichkeit schien den Protestanten nothwendig, um sich selbst und den Katholiken den Werth des neuen Glaubenssystems zu beweisen. Auch die unschuldigsten Geistesfreuden kamen nun bei den eifrigen Protestanten in den Ruf des Leichtsinns. Der gute Christ sollte, nach ihrer Meinung, immer sein Christenthum in Gedanken tragen, und sich mit weltlichen Dingen überhaupt nur so weit beschäftigen, als des Leibes Nahrung und Nothdürft es verlangte. Die deutschen Katholiken wollten in dieser Hinsicht sich von den Protestanten nicht übertreffen lassen. Die Hauptsache im ganzen Umfange der lyrischen Poesie der Deutschen wurde also die Cultur des Kirchenliedes. Während in Italien,

kk) Vergl. die Notizen in Hans Sachsens Leben von Rantsch, Seite 255.

Italien, Spanien und Portugall, wo der Protestantismus keinen Eingang gefunden hatte, romantische Liebe, als unerschöpflicher Stoff der Poesie, in unzähligen Sonetten wiedertönte, sang der Deutsche neue Kirchenlieder. Das weltliche Lied wurde damals in Deutschland nur geduldet; das verliebte vollends sehr bedenklich, oder gar eines wahren Christen durchaus unwürdig gefunden [1]). Von dieser Zeit an bis in das achtzehnte Jahrhundert versäumten die deutschen Dichter nicht leicht, wenn sie ihre Werke dem Publicum vorlegten, geistliche und weltliche Gedichte zu trennen, und die geistlichen gleichsam als Brustwehr vor die weltlichen hinzustellen.

Die Geschichte des Kirchenliedes gehört überhaupt mehr zur theologischen, als zur schönen Litteratur. Denn da die schönsten religiösen Gesänge nicht immer nach den Begriffen gewisser Kirchensysteme zugleich die erbaulichsten sind, dem Zwecke der Erbauung aber bei der Entstehung und Ausbildung des Kirchenliedes alle übrigen Zwecke untergeordnet wurden, so sucht man auch in den meisten derjenigen

1) Die meisten frommen Christen in Deutschland dachten seit dieser Zeit von der Poesie der Liebe, wie jener ungenannte christliche Liederdichter zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, der in Alexandrinern rief:

Still, die ihr geil Gedicht und Liebesklagen macht,
Und manch jungfräulich Herz um Reinigkeit gebracht!
Eur Tichten geht nur drauf, daß Sinnen lüst bestehen.
Was von sich selber wächst, das darf man gar nicht säen.

S. Koch's Handbuch, Th. II. S. 48.

gen christlichen Kirchenlieder, die nicht ohne poetischen Werth sind, vergebens die reine und allgemeinere, von positiver Dogmatik unabhängige Religionspoesie des menschlichen Herzens. Aber in der schönen Litteratur der Deutschen muß doch dem Kirchenliede einige besondere Aufmerksamkeit gegönnt werden. Denn mit solcher Vorliebe und solchem Fleiße, wie die Deutschen, hat keine andere Nation das Kirchenlied begünstigt und gepflegt; und diese außerhalb Deutschland unerhörte Begünstigung des Kirchenliedes ist ein charakteristisch-nationaler Zug in der Denk- und Sinnesart der Deutschen. Wären die Deutschen eine so unpoetische Nation, wie Mancher glaubt, so würden sie in den Zeiten, da ihr moralischer und religiöser Charakter sich in seiner ganzen Stärke zeigte, nicht so allgemein, und nicht in einem solchen Grade das Bedürfniß gefühlt haben, die lyrische Poesie zum Mittel des Ausdrucks ihrer systematisch-frommen Gesinnungen zu wählen. Hätte aber das moralische und religiöse Interesse in der Denk- und Sinnesart der Deutschen nicht das poetische verfälscht, so würde der überspannte Rigorismus, der die unschuldigen Geistesfreuden beinahe den Lastern gleich stellt, nicht so allgemein in Deutschland sich verbreitet haben. Daraus erklärt sich auch, warum das sechzehnte Jahrhundert hindurch, und, noch mehr, im siebzehnten, fast jedermann in Deutschland, wer Verse machen zu können glaubte, auch wenn er übrigens auf Dichtertalent keinen Anspruch machte, nach seinem Glaubenssysteme Kirchenlieder verfaßte. Gelehrte und Ungelehrte, Theologen, Juristen, und Aerzte, Fürsten und Herren, auch Fürstinnen und Damen, lieferten Beiträge zu den christlichen Ge-

sangbüchern, bis der Vorrath so anschwoll, daß man schon in den ersten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts über drei und dreißig tausend in deutscher Sprache vorhandene Kirchenlieder zählen konnte. Die Anzahl der Verfasser dieser Lieder belief sich damals über fünf hundert. Diese in ihrer Art einzige Erscheinung der lyrischen Poesie zeigt deutlicher, als viele andere Facta, welche Richtung der Geist der deutschen Nation genommen hatte; und er würde nicht zwei Jahrhunderte hindurch diese Richtung behalten haben, wenn sie ihm nicht natürlich gewesen wäre m).

Eine specielle Musterung dieser deutschen Kirchenlieder muß der Geschichtschreiber der schönen Litteratur dem theologischen Litterator überlassen. An

der

m) Die litterarischen Hülfsmittel zur genaueren Kenntniß der Geschichte des deutschen Kirchenliedes sind nachgewiesen in Koch's Compendium der deutschen Litt. Gesch. Th. II. Seite 44 ff. Der ganze Abschnitt von der Litteratur des deutschen Kirchenliedes ist in diesem Werke mit vielem Fleiße ausgearbeitet. Aber weder in Wetzel's Hymnopoeographia oder Lebensbeschreibung der berühmtesten Liederdichter (Herrnstadt, 1718 ꝛc. 4 Octavbände), noch in dessen Analecta hymnica (Gotha, 1751 ꝛc. 2 Octavbände), noch in den übrigen hierher gehörenden Werken, die Hr. Koch anführt, ist für den Aesthetiker eine sonderliche Unterhaltung, oder Belehrung, zu finden. Nach Wetzel (Analecta, Th. II. Seite 346.) besaß der berühmte Publicist Joh. Jacob v. Moser ein geschriebenes Register über 55,000 gedruckte deutsche geistliche Lieder. Eine Sammlung von 33,712 solcher deutschen Lieder, von einem dänischen Justizrath Frankenau gegen das Ende des 17ten J. H. veranstaltet und in 300 Bänden geordnet, befindet sich handschriftlich auf der Universitätsbibliothek zu Copenhagen. S. Koch's Compendium.

der Spitze der Verfasser solcher Lieder aus dem sechzehnten Jahrhundert ist Martin Luther, der große Reformator, zu nennen. Seine persönliche Gefühlsart bewirkte, daß unter allen christlichen Kirchen in Deutschland vorzüglich die lutherische mit erbaulichen Liedern versorgt wurde. Luther war kein Dichter im eigentlichen Sinne des Worts. Die Poesie war ihm, außer ihrer Beziehung auf christliche Erbauung, die gleichgültigste Sache von der Welt. Er zählte sie zu andern weltlichen Dingen, von denen er überhaupt sehr geringe dachte. Aber Luther liebte Musik und Gesang, weil er ein Mann voll Gefühl, und von fröhlicher Sinnesart war. Er würde das Leben lustig genossen haben, wenn nicht die Stärke und Innigkeit seiner moralischen und religiösen Gefühle seine ganze Seele beherrscht hätte. Aus der Fülle seines frommen und moralisch-muthigen Herzens sang er die Kirchenlieder, um derer willen er zu den Dichtern gezählt wird. Sie zeigen, wie gewisse starke Gefühle von selbst lyrisch werden, wenn sie sich rhythmisch durch einfache, energische Gedanken aussprechen n).

Die neuen Kirchenlieder nach dem lutherischen Symbolum trugen zur Verbreitung dieses Symbolums nicht wenig bei. Aber die Phantasie durfte doch nur schüchtern den Geist und Styl dieser lutherischen Kirchenlieder beleben, damit kein poetisches Bild zu der Vorstellungsart zurückführte, welche

n) Die meiste Celebrität unter Luther's Kirchenliedern hat sein christlich-heroischer Gesang: Ein feste Burg ist unser Gott. Aber aus diesem Gesange spricht auch der ganze Charakter des großen Mannes.

welche bei den Protestanten katholischer Aberglaube hieß. Neuen Kirchenliedern bei dem Volke den Eingang zu erleichtern, dichtete man sie auch wohl nach der Melodie weltlicher Lieder; oder man erlaubte sich gar, den Text der weltlichen Melodien auf geistliche Art umzuarbeiten und ihn in das Christliche zu parodiren o). So lange Luther's Uebersetzung der Bibel noch nicht bewirkt hatte, daß das neuere, durch ihn gebildete Hochdeutsch die niederdeutsche Landessprache im nördlichen Deutschland aus den Kirchen und Schulen verdrängte, wurden für die lutherischen Gemeinen auch niederdeutsche Gesangbücher ausgearbeitet p).

Zu den ersten Verfassern geistlicher Lieder in deutscher Sprache nach dem lutherischen Symbolum gehören Lazarus Spengler, Rathsschreiber zu Nürnberg; Paul von Spretten, genannt Speratus, aus einer adligen Familie in Schwaben; Johann Gromann oder Graumann, genannt Polianber, aus Baiern, der erste lutherische Prediger zu Königsberg in Preußen; Nicolaus Decius, Probst im Braunschweigischen; Johann Hesse aus Nürnberg, erster lutherischer Prediger in Breslau; Wolfgang Mosel, genannt Musculus, ein Lothringer, Professor der Theologie zu Bern; und andere q). Zwei dieser christlichen Liederdichter

o) S. die Notizen in Koch's Compendium, Th. II. Seite 47.

p) S. ebendaselbst, Seite 21 ff.

q) Weitere Auskunft über diese Verfasser geistlicher Lieder findet man bei Wetzel und den übrigen Litteratoren, die in Koch's Compend. angezeigt sind. Hinzugekommen

derdichter, Matthesius und Ringwald, müssen wegen einiger andern poetischen Werke, durch die sie sich bekannt gemacht haben, unten noch ein Mal genannt werden.

Das Schicksal der freien oder, wie man damals sprach, weltlichen Liederpoesie in Deutschland während des sechzehnten Jahrhunderts konnte unter diesen Umständen nicht erfreulich seyn. So ganz in der neuen Andacht versunken war das deutsche Volk nicht, daß es, nach den Ermahnungen seiner Geistlichen, gar keine andere Lieder mehr hätte singen sollen, als Kirchenlieder. Zu den deutschen Volksliedern, die aus dem funfzehnten Jahrhundert abstammen, kamen im sechzehnten ohne Zweifel mehrere derjenigen hinzu, von denen man nun nicht mehr weiß, welchem Jahrhunderte sie angehören [r]). In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, als in Deutschland der Eifer für und gegen das neue Kirchensystem nicht mehr so gewaltsam alle Köpfe einnahm, wurden besonders durch Capellmeister, Organisten und andere Musiker weltliche Lieder mit Melodien in Umlauf gesetzt. Man nannte solche Lieder kurzweilig und lustig. Mit ihrer Musik versehen, hießen sie auch wohl Galliarden. So rettete die Musik, die Lieblingskunst der Deutschen, wenigstens einen Theil des alten Volksgesanges [s]). Aber

kommen ist seitdem noch G. L. Richter's Allgemeines biographisches Lexikon alter und neuer geistlicher Liederdichter. Leipz. 1804. in 8.

r) Vergl. oben Seite 304.

s) Ein gutes Verzeichniß solcher mit Musik herausgegebenen

Aber die Dichter von gelehrter Bildung in Deutschland hütheten sich wohl, an der Volkslitteratur ernsthaften Antheil zu nehmen. Für den gemeinen Mann, der mehr poetischen Sinn hatte, wurden die lustigen und kurzweiligen weltlichen Liedlein auf einzelne Blätter gedruckt, und auf den Märkten verkauft, wie es noch in Deutschland üblich ist. Aus solchen zerstreuten Blättern, so viele ihrer noch vorhanden sind, muß der Litterator, der diesen Theil der deutschen Liederpoesie genauer kennen lernen will, mehrere Notizen zusammen lesen, für welche hier kein Raum ist. An Vervollkommnung dieser Dichtungsart wurde damals in Deutschland nicht gedacht. Sanfte und zärtliche Lieder scheinen seltener gesungen zu seyn, als fröhliche und lustige, an denen man sich von der Spannung des religiösen Ernstes erholte ss).

Unter

benen deutschen Lieder aus dem sechzehnten J. H. liefert Koch's Compendium, Th. II. Seite 84. Vergl. Eschenburg's Denkmäler, Seite 456; und besonders im Deutschen Museum vom J. 1781 (Band II. Seite 225.) die Nachricht von einer Liedersammlung mit Musik aus dem 16ten J. H.

ss) Um wenigstens ein Beispiel von einem deutschen Liede der Liebe aus dem 16ten J. H. zu geben, das man, um des Abstandes willen, mit den alten Minneliedern vergleichen kann, wähle ich eines, das auch in Eschenburg's Denkmälern altdeutscher Dichtkunst, Seite 459, abgedruckt steht.

Silber vnd Gold gib ich darumb,
Das ich ein feines brauns Mägdlein bekomm,
Die fein züchtig wär und fromm.

Züchtig und fromm, fein freundlich darzu,
Hat sie Tugend, so hat sie genug.
Gibt uns Gott sein Seegen darzu.

Gibt

ter den wenigen deutschen Dichtern des sechzehn-
Jahrhunderts, die als Verfasser weltlicher Lie-
bekannt geblieben sind, ist nicht ein einziger be-
hmter, man müßte denn den Satyriker Fischart,
n welchem bald weiter die Rede seyn soll, um
es kraftvollen patriotischen Gesanges, der sich er-
lten hat, hierher zählen t). Auch ein kräftiges,
aber

Gibt uns Gott sein reichen Seegen,
So wollen wir beyd in Frewden leben,
Seinem Willen nicht wiederstreben.

Ich weiß mir einen, der ist mein Freund,
Wiewol er is mein ergster Feind,
Ein guten Abend wünsch ich jhn heint.

Ein guten Abend, ein fröhliche Zeit,
Das er mir bald sein Töchterlein geit,
Die mir mein junges Herz erfrewt.

Gibt er mirs nicht, so erfreut er mich nit,
Hat sie einen andern viel lieber als mich,
Gibt er mirs nicht, so stürb ich gewiß.

Stürb ich dann, so bin ich todt,
Gräbt mann mich in die Röslein roth,
Dafur behüt mich der liebe Gott.

In die Röslein und in die Klee;
Scheiden von Liebe, das thut weh;
Stürb ich dann, so sich ichs nicht meh.

t) Dieses patriotische Lied von Fischart findet sich eingeschaltet in ein Werk voll didaktisch-emblematischer Verse von Mathias Holzwert, und daraus abgedruckt in dem Magazine Bragur, Band III. Seite 336. Hier ist eine Stelle daraus.

Was Rühm hat der jung Adler doch
Wann er sich rühmt der Eltern hoch
Wie sie frey wohnen inn Bergs Klüfften
Und frei regierten inn den Lufften,
Vnd er sitzt gefesselt auff der Stangen,
Muß, was der Mensch nur will, ihm fangen?
Also was ist dir fur eyn Ehr,

Wann

aber nicht ſehr poetiſches Lied Ulrich's von Hutten iſt bei dieſer Gelegenheit zu nennen [t]). Fiſchart iſt als Liederdichter eben ſo wenig berühmt geweſen; und von den Dichtern Jakob Regnard, Siegfried Harniſch, und einigen andern, wenn ſie nicht etwa gar nur muſikaliſche Componiſten der von ihnen herausgegebenen Lieder waren, wird ſich vermuthlich wenig rühmen laſſen, auch wenn ihre Gedichte wieder bekannter werden ſollten [u]). Aber durch pedantiſche Latiniſirung ihrer Nahmen ſich ein gelehrtes Anſehen zu geben, wurde damals auch bei den Liederdichtern, wie bei andern Schriftſtellern, in Deutſchland immer gebräuchlicher, wie die Titel der Lieder von Nicolaus Roſthius, Thomas Martinus Megapolitanus, Valentinus Hausmannus, und anderer, beweiſen [x]).

Von

Wann rühmſt du die Alten Teutſchen ſehr,
Wie ſie fur ihre Freiheyt ſtritten
Und keynen böſen Nachbarn litten,
Vnd du achtſt nicht der Freiheyt dein,
Kannſt kaum inn deim Land ſicher ſein,
Laſt dir dein Nachbarn ſein Pferd binden
An deinen Zaun forn und hinden?
Sollt auch ſolch feyger art gebüren,
Das ſie ſoll Kron und Scepter führen?
Ja, ihr gebürt für den Königs ſtab
Eyn hölzin Roß, welches ſie nur hab,
Vnd führe für den Adler kühn
Eyn bundte Atzel nun forthin,
Vnd für den Weltapffel eyn Ball,
Den man ſchlägt, wann er hupfft im Fall:
Weil heut doch ſchier keym ernſt iſt mehr
Handzuhaben Freyheit und Ehr.

t) S. Bragur, Band VII. Abth. 2. Seite 95.

u) Die beiden eben Genannten kenne ich nur dem Nahmen nach aus Koch's Compendium.

x) S. Koch's Compendium, Th. II. Seite 84 ff.

Von Cultur der höheren lyrischen Poesie findet sich, außer in einigen Kirchengesängen, die aber doch nie den Schwung der Ode nehmen durften, keine Spur in der deutschen Litteratur des sechzehnten Jahrhunderts.

2. Noch weiter, als in der lyrischen Poesie, blieben die Deutschen des sechzehnten Jahrhunderts in der erzählenden zurück.

Der Volksgesang erhielt noch immer mehrere Romanzen oder Balladen, die zu den Liedern gezählt wurden, in Umlauf bei einem Theile des deutschen Publicums. Mehrere der Lieder, die mit Musik ausgegeben wurden, sind Balladen in demselben Geist und Style, wie diejenigen, die aus dem funfzehnten Jahrhundert stammen [y]). Aber auch diese Dichtungsart entwickelte sich damals in Deutschland nicht weiter. Gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts scheint sie sich bei den Deutschen fast ganz verloren zu haben [z]).

Gegen die eigentliche Epopöe wurden die Deutschen im sechzehnten Jahrhundert nicht ganz gleichgültig. Neue Ausgaben der alten epischen Rittergedichte, die schon gegen das Ende des funfzehnten durch den Druck bekannter geworden waren [a]), wurden zwar nicht verlangt. Das Lied der Nibe-

y) Vergl. oben, Seite 374 ff. und die in Eschenburg's Denkmälern mitgetheilten Beispiele und Notizen.

z) Wenigstens ist mir kein deutsches erzählendes Volkslied bekannt, das über das sechzehnte Jahrhundert hinabreichte, es müßte denn eine jämmerliche Mordgeschichte seyn.

a) Vergl. oben, Seite 136. Anmerk. u.

Nibelungen kannte man nicht mehr. Aber ein Theil der alten epischen Nationalgedichte wurde doch unter dem Titel Das Heldenbuch dem Publicum in mehreren Ausgaben vorgelegt. Die Entstellung dieser Gedichte durch Umarbeitungen in den gedruckten Ausgaben aus dem sechzehnten Jahrhundert zeigt freilich, wie tief damals der deutsche Geschmack unter der Stufe stand, zu der er schon in den Ritterzeiten sich erhoben hatte [b]). Während der Teuerdank in Deutschland das Ansehen eines der vorzüglichsten Heldengedichte behauptete, versuchten einige deutsche Gelehrte, durch erzählende Gedichte in lateinischer Sprache sich dem Epos des classischen Alterthums zu nähern. Johann Schosser, ein Professor der Dichtkunst, nehmlich der lateinischen, zu Frankfurt an der Oder, verfaßte eine Marchias oder Geschichte der Markgrafen von Brandenburg in lateinischen Versen. Auf eine ähnliche Art bearbeitete er episch, so gut er konnte, einige biblische Geschichten. Aehnliche erzählende Gedichte in lateinischer Sprache wurden geschrieben von andern deutschen Gelehrten des sechzehnten Jahrhunderts, zum Beispiel von Nicolaus Reußner, einem Professor zu Jena; Lorenz Rhodomann, Professor zu Wittenberg; Nicolaus Frischlin, Professor zu Tübingen [c]). Aber alle diese Beweise deutscher Gelehrsamkeit in jenen Zeiten hatten auf die Nationallitteratur eher einen nachtheiligen, als günstigen Einfluß. Sie beförderten

b) Vergl. über die Ausgaben des Heldenbuchs aus dem sechzehnten J. H. oben, Seite 149.

c) S. die Notizen in Koch's Compendium, Th. I. Seite 108.

derten die Geringschätzung der Mutterſprache in den Augen derer, die zu ihrer mannigfaltigeren Ausbildung hätten mitwirken ſollen. Aus dem ganzen ſechzehnten Jahrhundert iſt kein deutſches Gedicht, außer dem Teuerdank, vorhanden, das auch nur als mißlungener Verſuch in die Reihe der Epopöen geſtellt werden könnte.

Andere Arten von Erzählungen in deutſchen Verſen wurden noch immer geſchrieben; aber auch unter dieſen findet ſich keine, die ein Fortſchreiten des Geſchmacks beurkundete, oder als Produkt des Genies beſonders merkwürdig wäre. Man fuhr hier und da fort, wie im funfzehnten Jahrhundert geſchehen war, öffentliche Begebenheiten aus der Geſchichte des Zeitalters in Verſen zu erzählen. Eine wirtembergiſche Chronik, die aber nicht gedruckt iſt, ſoll mehrere ſolcher Gedichte enthalten [d]). In einer andern Handſchrift finden ſich die Grumbachiſchen Händel, wie ſie in der deutſchen Reichsgeſchichte genannt werden, oder die Unruhen, die der unternehmende Wilhelm von Grumbach zuerſt in Würzburg, dann in Verbindung mit dem Herzoge von Gotha erregte, zwar nicht poetiſch, aber doch in deutſchen Verſen, bearbeitet [e]). Aber auch dieſe und ihnen ähnliche Erzählungen

gen

d) S. Koch's Compendium, Th. II. Seite 130.

e) S. die Proben dieſer hiſtoriſchen Reimerei, die aber gut gemeint iſt, und den herzlichen Antheil beweiſet, den der Verfaſſer an dieſen Händeln nahm, abgedruckt im Deutſchen Muſeum vom J. 1779 und 1780.

gen erregten keine besondere Aufmerksamkeit, und wirkten nicht auf die deutsche Litteratur. Einige kleinen erzählenden Gedichte von den Satyrikern Murner und Fischart soll unten weiter gedacht werden.

Die komischen Erzählungen oder Schwänke nach alter deutscher Art blieben beliebt. Aber Hans Sachs wurde in diesem Theile der Nationallitteratur nicht übertroffen [f]). Ganz artig sind einige Schwänke von Lazarus Sandrup, der sich selbst einen "Studiosus der Philosophie und Theologie, und einen besondern Liebhaber der Poeterei" genannt hat [g]). Die burlesken, damals beliebten Erzählungen von dem Pfaffen von Kalenberg scheinen aus früheren Zeiten herzustammen. Sie wurden auch bald, wie damals so viele andere Gedichte aus früheren Zeiten, in Prose umgearbeitet und in Volksbücher verwandelt [h]). Nur der Volksroman Till Eulenspiegel hatte das Glück, in Verse gebracht zu werden; aber beliebter und bekannter blieb er doch in seiner ursprünglichen Gestalt [i]).

Die prosaische Umarbeitung der alten Rittergedichte und anderer poetischer Erzählungen aus den früheren Zeiten dauerte im

f) Vergl. oben, Seite 392.

g) S. über diesen Sandrup, und Proben seiner Schwänke, in dem Magazine Bragur, Band III. Seite 341.

h) S. die Notizen in Koch's Compendium, Th. I. Seite 129.

i) Vergl. oben, Seite 336. und Koch's Comp. Th. I. Seite 132.

im sechzehnten Jahrhunderte fort, wie sie im funfzehnten angefangen hatte [k]). Sie kann uns als Maßstab dienen, den Geschmack der Deutschen des sechzehnten Jahrhunderts mit dem ihrer Vorfahren zu vergleichen. In den Ritterzeiten hatte die deutsche Poesie mit Kraft gestrebt, sich in allen romantischen Formen zu entwickeln. Keine Anwendung der Verskunst, die zu diesem Zwecke beizutragen schien, war verschmäht worden. Im sechzehnten Jahrhundert, da die Nation so unpoetisch blieb, wie sie im funfzehnten geworden war, wollte man doch auch noch den Stoff der alten romantischen Gedichte nicht missen. Man machte also aus ihnen immer mehr Volksbücher in einem schlichten prosaischen Styl; und nur dasjenige, was in der beibehaltenen Erfindung Poetisches lag, wurde, wie ein Baum ohne Blüten und Blätter, noch mit einiger Liebe gepflegt. Ein Verzeichniß dieser deutschen Romane und Novellen aus dem sechzehnten Jahrhundert würde hier aus denselben Gründen am unrechten Orte stehen, warum oben auch die aus dem funfzehnten Jahrhundert nur im Allgemeinen angezeigt werden konnten [l]). Nicht eines dieser romantischen Unterhaltungsbücher macht in seiner Art Epoche; nicht eines hat den Geschmack geläutert, oder veredelt. Aber zu loben ist an den meisten dieser Romane und Novellen, daß sie anspruchlos, ungezwungen, nicht ohne Gefühl für die Poesie des Inhalts, und überhaupt weit besser geschrieben sind, als diejenigen, die in der deutschen Litteratur des siebzehnten Jahrhunderts auf sie folgten.

k) Vergl. oben, Seite 331.
l) Vergl. oben, Seite 334.

folgten. Jene aus dem sechzehnten Jahrhunderte sind weder phantastisch, noch verkünstelt. Ihr Charakter ist altdeutsche Treuherzigkeit und Kraft, ein wenig schwerfällig, ohne alle zarteren Reize der Kunst, aber auch ohne Schminke. Mit Vergnügen kann ein gebildeter Geist auch noch in unsern Tagen bei den Romanen verweilen, die der Buchhändler Feyerabend zu Frankfurt am Main im Jahre 1587 unter dem Titel Das Buch der Liebe herausgab m). Da findet man diejenigen, die damals ohne Zweifel für die vorzüglicheren galten, beisammen, nahmentlich den Kaiser Octavianus mit seinem Gemahl und Söhnen; die schöne Magelone; den Ritter Galmy; den Herrn Tristan; den Camillus und Emilia; die so oft in den mittleren Jahrhunderten bearbeitete Geschichte des Flos und der Blankoflos oder, wie sie im Buche der Liebe nach italienischer Art heißen, Florio und Bianceflore; dann, was man hier nicht suchen sollte, auch den bekannten griechischen Roman von der Liebe des Theagones und der Cheriklea im deutschen Geschmacke des sechzehnten Jahrhunderts bearbeitet; die Begebenheiten des Gabriotto und Rein-

m) Ich kenne dieses sehr selten gewordene Buch der Liebe nur aus dem Exemplare, das die Göttingische Universitätsbibliothek besitzt. Der Titel lautet: Das Buch der Liebe, enthaltende Herrliche Schöne Historien Allerlei Alten und newen Exempel, daraus menniglich zu vernemmen, beide was recht ehrliche, dagegen auch, was unordentliche buleriſche Liebe ſey u. ſ. w. Der vollständige Titel nimmt beinahe eine ganze Folioseite ein. Frankf. a. M. in Verlegung Sigmund Carln Feyerabend. MDLXXXVII.

Reinhard; die Melusine; den Ritter vom Thurn; den Ritter Pontus oder Von den ädligen Tugenden; den Herzog Herpin; und den Herry Wigolais vom Rade. Aber unter allen diesen Romanen, die das Buch der Liebe in einem starken Foliobande umfaßt, ist, wie Denen, die mit diesem Theile der Litteratur bekannt sind, schon die Titel beweisen, kein einziger von nationaldeutscher Abstammung n). Unterdessen wurden

n) Zur Probe des Styls der Romane in diesem Buche der Liebe wähle ich auf gutes Glück eine Stelle aus der Erzählung Von Herr Tristant. Im Capitel von der schönen Prose in der deutschen Litteratur dieses Zeitraums werde ich noch ein Mal darauf verweisen.

— "Als nun Fraw Isalde Herr Tristranden gar außgezogen hette, ward jhm ein Bad bereytet. Die Fraw brachte Salben, die jm zu seinen Wunden gehörten. Sie salbet, bandt und badet jn, daß er gantz zu seinen kräfften kam.

Da er aber also in dem Bad saß, vnd die Fraw bey jm vmgieng, gedacht er bey dem Haar, das er mit jm geführt hett, dz sie die Fraw wer, die er sucht, vnd ward jm selbs schmollen. Deß nam die schöne Isalde war, und gedachte: Weß lachet dieser? Ich weiß doch nichts, das ich gethan habe. Aber ich solle jm vielleicht sein Schwert gewischet haben. Zwar er iß deß gar wol wirdig. Nam damit das Schwert, vnd wollt das wischen. Da ersah sie eine Scharten in dem Schwert, davon all jre Freud verschwand; sie leget es bald von jr, vñ bracht das stück, das in dieselbe Lucken gehoret, das sie vormals behalten hatt. Als sie sahe, daß es gerecht darein war, hub sie an den Held zu hassen, und sprach: Du bist Tristrant, vnd hast den Serpenten erschlagen; aber was mag dich das gehelffen? Du kommest nimmer lebendig von hinnen, vnd ist kein Zweiffel, du

wurden doch auch die nationaldeutschen Sagen aus den Gedichten, die man längst in Romane umzugestalten angefangen hatte, in demselben Geschmacke bearbeitet. Zu der beliebten Rittererzählung vom Siegfried, dem Hörnenen, kam noch, aus einer andern und neueren deutschen Quelle, der Zauberroman von dem Schwarzkünstler Faust und seinem Höllenzwange. Wahrscheinlich sind die Sagen von diesem nachher so oft besprochenen deutschen Zauberer, dessen historische Existenz vielleicht unbedeutend ist, im funfzehnten Jahrhundert entstanden, und erst im sechzehnten zu einem Romane gemacht °).

Das merkwürdigste aller erzählenden Gedichte in der deutschen Litteratur aus dem sechzehnten Jahrhundert ist das komisch-didaktische, der Froschmäuseler, von Rollenhagen. Noch zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts, im Jahre 1595, wurde

muss mein Oheim mit dem Tode vergelten. Ich will dich selbst nicht ungemeldet lassen, denn du hast mir den Mann, den nie keine Jungfraw gehabt hat, an meinem Oheim erschlagen.

o) Der wahre Ursprung der Sagen von dem Doctor und Schwarzkünstler Faust ist, so viel ich weiß, noch nicht völlig aufgeklärt. Vergl. Koch's Comp. Th. II. Seite 238. Wahrscheinlich ist die historische Person, deren Geschichte der Erdichtung zum Grunde liegt, ein deutscher Gelehrter, oder Physiker, vielleicht auch nur ein Marktschreier, der unter dem Volke im 15ten J. H. Aufsehen erregte und für einen Zauberer galt. Auf den bekannten Faust oder Fust, der mit Gutenberg die Buchdruckerkunst erfunden hat, scheinen die Erzählungen von dem Zauberer Faust nicht einmal anzuspielen.

wurde es gedruckt; und diesem Jahrhunderte gehört es auch durch seinen ganzen Charakter an.

Georg Rollenhagen war geboren zu Bernau in der Mark Brandenburg im Jahre 1542. Sein Vater, der als Tuchmacher, Bierbrauer, und Ackermann bürgerliche Nahrung trieb, ließ ihn die lateinische Stadtschule besuchen. In Prenzlau und Magdeburg setzte der Sohn seine Studien fort, ging dann auf die Universität nach Wittenberg, wurde Magister, hierauf Schullehrer zu Magdeburg, wo er als Rector im Jahre 1609, dem sieben und sechzigsten seines Alters, starb. Die Particularien seiner Lebensgeschichte, seine häuslichen und körperlichen Leiden, und andere Unfälle, mit denen er zu kämpfen hatte, gehören nicht hierher, weil sie weder auf die Richtung, noch auf die Entwickelung seiner Talente einen merklichen Einfluß gehabt zu haben scheinen. Daß Rollenhagen die Naturwissenschaften geliebt, zeigt sein Gedicht selbst an mehreren Stellen p).

Veranlassung zur Entstehung des Froschmäuselers, der Rollenhagen's Nahmen auf die Nachwelt

p) Eine documentirte Lebensbeschreibung Rollenhagen's, nach einer Leichenpredigt bearbeitet von Carl Reinhard, findet sich in der Bragur, Band III. Seite 427. Die älteste Ausgabe des Froschmäuselers ist gedruckt zu Magdeburg im J. 1595, ohne Rollenhagen's Nahmen. Er bezeichnet sich da auf dem Titel nur als Marx Hupfinsholz von Mäuseloch, der jungen Frösche Vorsinger und Calmäuser. Noch sechs Ausgaben folgten dieser, aber mit verändertem Titel, im 17ten J. H. Die neuste Ausgabe ist vom J. 1730.

Nachwelt gebracht hat, soll eine philologische Vorlesung gegeben haben, die ein Professor zu Wittenberg über die homerische Batrachomyomachie gehalten. Da Rollenhagen dieses Gedicht zur Zufriedenheit seines Lehrers in das Deutsche übersetzte, soll ihm dieser, der enthusiastisch für die Batrachomyomachie eingenommen war, gesagt haben, das köstliche Werkchen lasse sich auch weiter ausbilden; man könne "Rathschläge von Regiment und Kriegen hineinbringen, und also eine förmliche deutsche Lection, gleichsam eine Contrefactur der damaligen Zeit, daraus machen q". Wie auch die erste Idee zu dem Froschmäuseler in Rollenhagen's Geiste entstanden seyn mag; das Gedicht unterscheidet sich so sehr von der homerischen Batrachomyomachie und von allen andern damals vorhandenen Gedichten, daß es füglich ein deutsches Originalwerk genannt werden darf; und es hat Vorzüge genug, um Achtung und Auszeichnung in jedem Zeitalter zu verdienen. Nur der Anfang und der Beschluß des Ganzen ist Nachahmung der homerischen Batrachomyomachie. In den satyrischen Partieen ist der Reineke Fuchs das Muster gewesen, dem Rollenhagen folgte. Alles Uebrige in dem Gedichte gehört ihm allein an. Auch die weiche, tändelnde, naive, umständliche Manier Rollenhagen's ist nur in einigen Zügen dem Style des alten griechischen Gedichts nachgebildet, und wesentlich verschieden von der kräftigen und kaustischen Manier des Reineke Fuchs. Die Erfindung ist im Ganzen mißlungen. Rollenhagen wollte aus dem alten griechischen Scherzgedichte

q) Laut Rollenhagen's Vorrede bei einigen Ausgaben.

dichte ein satyrisch-didaktisches Werk machen, das des Dichters populäre Lebensweisheit umfassen, und nebenher auch einen Apparat von Gelehrsamkeit in sich aufnehmen sollte. Diesen Plan auszuführen, gab er seiner Erfindung drei Theile, deren jeder wieder in Abtheilungen zerfällt. Das Gedicht wurde sehr weitläuftig. In dem ersten Theile hält Sehbold Bausback, der Frösche König, im Grünen, an einem fröhlichen Maitage, Hof, und ergötzt sich mit seinen Fröschen an allerlei ritterlicher Kurzweil. Da kommt der Prinz Brösel-dieb, einziger Sohn des Mäusekönigs Partecken-fresser und der Königin Leckmüle, mit seinem Gefolge von einer Jagdpartie zurück. Der Mäuseprinz will seinen Durst an dem Sumpfe löschen, wo der Froschkönig residirt. Der Froschkönig läßt den Mäuseprinzen mit aller ritterlichen Höflichkeit zu sich einladen. Nun entsteht zwischen diesen beiden kleinen Personen eine Conversation, die beinahe zwei Drittheile des Gedichts einnimmt. Noch im ersten Theile giebt der Mäuseprinz dem Froschkönige ausführliche Nachricht von seiner Herkunft und Erziehung; von dem Zustande und der Lebensart der Nation der Mäuse; von den Feinden dieser Nation, besonders den Mannthieren oder Menschen, und den Katzen. Der Prinz erzählt, wie ihm seine Mutter zuerst die nöthige Menschen- und Katzenkenntniß beigebracht. In diesen Vortrag sind eine Menge Anekdoten aus der moralischen Thiergeschichte, besonders vom Reineke Fuchs, eingewebt. Auch aus der alten Litteratur wird beigebracht, was der gute Schulrector von seiner Gelehrsamkeit bei dieser Gelegenheit zeigen zu müssen glaubte. In dem zweiten Theile nimmt der Frosch-

könig das Wort. Er erzählt sehr ausführlich dem Mäuseprinzen die ganze Staatsgeschichte des Reichs der Frösche; wie diese Nation in politischer Gährung gewesen; wie sie die beste bürgerliche Verfassung gesucht; wie sie von einem Extrem auf das andere gefallen; und wie sie endlich unter einer vernünftigen Monarchie in einen ganz guten Zustand gekommen. Diese Erzählung giebt dem Dichter Gelegenheit, seine Staatsweisheit, besonders die Lehre von den Vorzügen und Nachtheilen einer jeden Regierungsform, anzubringen. Die Angelegenheiten der Kirche sind nicht vergessen. Der Pabst, als Oberpriester der Frösche, heißt Beiskopf. Rollenhagen, als eifriger Protestant, läßt diesen Beiskopf, wie man denken kann, eine schlechte Rolle spielen. Erst nachdem der Froschkönig seine lange Erzählung geendigt hat, rückt die Handlung des Gedichts vor. Der Froschkönig ladet den Mäuseprinzen ein, sich auf seinen Rücken zu setzen, um auf einer Reise zu Wasser das Reich der Frösche in Augenschein zu nehmen. Unglücklicherweise zeigt sich eine Wasserschlange, als die Reisenden schon mitten im großen Sumpfe sind. Vor Schrecken taucht der Froschkönig unter, und der Mäuseprinz mit dem Gefolge von seiner Nation muß jämmerlich ertrinken. Hier fängt das dritte Buch an. Der Mäusekönig hält große Rathsversammlung, um Anstalten zu treffen, den Tod seines Sohnes an den Fröschen zu rächen. In der weitläuftigen Berathschlagung über Krieg und Frieden unter dem Vorsitze des Mäusekönigs breitet Rollenhagen den zweiten Theil seiner politischen Betrachtungen aus. Endlich kommt es, wie in der homerischen Batrachomyomachie, zum

Aus-

Ausmarsche der Truppen von beiden Seiten, und zur komisch-blutigen Schlacht, durch die nichts weiter entschieden wird, als, daß jedes der Heere sich wieder nach Hause begiebt. Die Composition des Froschmäuselers ist also ein wenig armselig. Die didaktischen Partien und übrigen Einschiebsel sind viel zu lang, um für bloße Digressionen zu gelten; und doch hat das Ganze einen komisch-epischen Anfang, an dessen Fortsetzung man erst gegen das Ende des Gedichts wieder erinnert wird. Desto mehr Werth hat die Ausführung. Abgerechnet die zu lange Dehnung des Werks, ist es nicht nur in den meisten seiner Partieen unterhaltend genug; es interessirt auch durch einen besondern, drollig-anmuthigen, dem Stoffe angemessenen Reiz der mahlerischen Darstellung qq); und dieser

qq) Mahlerisch im komisch-naivsten Style ist schon der Anfang des Gedichts. Dahin gehört auch die Beschreibung der ersten Erscheinung des Mäuseprinzen.

Indem aber die Wasser Kind,
Also auffs Spiel bestürtzet sind,
Vnd die Sonne von oben rab
Numehr den kurtzen Schatten gab,
Aber die aller gröste Hitz
Stieß aus des Himmels mittel spitz,
Kam aus dem Wald ein kleiner Mann,
Hat ein schön weisses Peltzlein an,
Rote Corallen vmb den Hals,
Ein Leibgürtel vergüldet als,
Vnd fürt ein Schwentzlein als ein Schwert,
Trabet hereiner wie ein Pferd,
Vnd gieng den andern allen für,
Denn es folgten noch andre vier
Mit Aschenfarben Peltzelein,
Solten seine Trabanten seyn.

Der

dieser komische Reiz erhält sogar etwas Rühr
bei dem Berichte von dem kläglichen Tode
Mäuseprinzen r). Ueber die Heiterkeit, zu der

Der eilet dürstig zu dem See,
Denn der Sonnen hitz that jhm wehe.
Vnd sprang zum Wasser ab vom Land,
Lehnet sich auff die lincke Hand,
Neigt das Häupt, das sein kleiner Bart
Vol Wassers als voll Perlen ward,
Weil er thn gar ins Wasser steckt,
Vnd daſſelbig so geitzig leckt,
Als wens Zucker vnnd Honig wer.
Das Zünglein wand sich in die quer,
Wischet das Näßlein vnd den Mund,
So weit es den abreichen kunt:
Vnd schmatzet wie die kleinen Kind.
Wenn sie an der Mutter Brüst sind.
u. s. w.

r) Nur eine Stelle aus dieser Beschreibung mag hier stehen.

Da solt man erst gros elend sehen
Vber den Bröselbieb ergehen.
Er fiel vber rück zum See hinein,
Wie ein gefangen Meuselein,
Streckt auß die Hend, zerbiß die Zeen,
Das er nicht kont das Vfer sehen.
Offtmals er auch zu Boden gieng,
Vnd kam wiederumb herfür gering,
Spieg das Wasser, vnd soff es wider,
Wenn er aufffuhr, oder hernieder,
Das ihm der Schaum lag vmb den Mund,
Vnd die Nas all voll bläßlein stundt.
Des Tods kont er sich nicht erwehren;
Die nassen Haar thn gar beschweren;
Hendt vnd Füß werden lahm vnd kalt,
Vnd die weisse Sonn schwartz gestalt,
Das er kein Liecht kan mehr ersehen.
Der Athem wil ihm auch entgehen,

Vnd

der Dichter stimmen will, erklärt er sich selbst sehr gut s). Die Lebensweisheit, an deren Mittheilung ihm vorzüglich gelegen war, ist weder neu, noch besonders fein, aber voll kräftigen und gesunden Verstandes, und brauchbar zu allen Zeiten t). Die Satyre

Vnd das Hertz in dem Leib erstlicken;
Kan nehrlich ein wenig auffblicken,
Wie ein Liecht, das der dicke schwad
Im finstern Berg vmbgeben hat.

s) In der Einleitung, wo er die freien Künste anredet:

Ihr freyen Schulkünst allgemein,
So der Poeten Musae seyn,
Tret auch herzu, vnd steth mir bey,
Das ich was nütz vnd lieblich sey,
Weißlich bedenck, künstlich auffzeich,
Das auch zun Ehren euch gereich.
Denn weil jhr seyd Jungfräwlein zart,
So bleibt jhr stets fröhlicher Arth,
Sehet nicht ernstlich sawr alle Stund,
Sagt offt war mit lachendem Mund,
Damit im Schertz die gute Lehr,
Bey der Jugend schaff desto mehr.
Lasset die auch etwas Weißheit,
Alhie lesen in fröligkeit,
Vnd an Fröschen vnd Meusen sehen,
Wie es pflegt in der Welt zu gehen.

t) Auch von diesen didaktischen Partieen des Froschmäuselers stehe hier nur eine kleine Probe aus dem letzten Capitel des ersten Buchs. Einen Vater, der untröstlich ist über den Tod seines Sohnes, fordert ein Tröster auf, ihm nur drei Personen zu nennen, "so nie Unglück und Leid erfahren".

Der Vater gedacht hin vnd her,
Vnd sprach: Das wolt mir sein zu schwer.
Wo find man einen in der Welt,
Dem nichts wiederwertigs zufellt?
Da sprach zu ihm der Hochgelart:
Wie seid ihr denn so gar verkahrt,

Das

Satyre ist nicht kaustisch, aber treffend, zuweilen wirklich fein, zum Beispiele in der Erzählung von der Verwandlung einer Cokette in die Katze, die den Mäusen so viele Noth macht u). Aus mehreren Beschreibungen in dem Gedichte blickt ein zartes Interesse für die Natur und ihre mannigfaltigen Erscheinungen hervor. Rollenhagen's Styl ist der seines Zeitalters, dabei ein wenig geschwätzig, aber natürlich und gefällig. Das ganze Gedicht verdient, von neuem bekannt gemacht und, allenfalls mit einigen Abkürzungen, wieder in die Litteratur eingeführt zu werden x).

3. Kein Theil im Felde der schönen Litteratur wurde von den Deutschen im sechzehnten Jahrhundert besser angebauet, als der didaktische und satyrische. Selbst diejenigen Dichtungsarten, die ihrer Natur nach nicht zu den didaktischen gehören, wurden, wie wir gesehen haben, so bearbeitet, daß überall eine moralische Nutzanwendung hervor-

Das ihr etwas besſers begert,
Denn ſonſt die gantze Welt erfert?
Ihr müſt ſelber auch endlich ſterben,
Vnd mit vns olleſampt verderben,
Es ſey euch gleich lieb oder leid,
Es geb frewd oder trawrigkeit.
Darumb laſt ab von ſolchen ſachen,
Die kein Weißheit kan anders machen.
Laſſet ruhen die zu Bett ſein gangen,
Biß die ordnung an euch wird langen.
Wolt ihr euch aber hoch bewerben,
So lebt ſo, das ihr wol mügt ſterben.

u) Im dritten Capitel des ersten Theils.

x) Den Neuen Froschmäuseler von dem verstorbenen Christian Ludwig Stengel (Cölln, 1796) kenne ich nur aus empfehlenden Recensionen.

hervorleuchten sollte. Noch mehr zeigte sich in denen, die durch sich selbst didaktisch sind, die Denkart der Nation. Die deutsche Poesie wurde auf diese Art immer mehr zur Prose herabgezogen. Denn was die Phantasie hervorbrachte, galt in den Augen des Publicums nur für Nebensache, selbst in den moralischen und satyrischen Dichtungen. Aber anziehend bleibt doch in diesen Geistesswerken die Kraft und Fülle des altdeutsches Verstandes und Witzes. Die didaktische Poesie der Deutschen gewann im sechzehnten Jahrhundert an Reichthum, wenn gleich nicht an Bildung. Erweitert wurden ihre alten Grenzen erst, als sie mit dem satyrischen Roman in eine neue Verbindung trat, deren Geschichte hier zugleich erzählt werden mag.

Mehrere witzige Köpfe in Deutschland während des sechzehnten Jahrhunderts wählten die lateinische Sprache zum Organ ihrer Moral und Satyre. Sie wollten mehr auf die Gelehrten, als auf das Volk, wirken. Unter ihnen verdient Ulrich von Hutten, der auf deutsche Poesie den größten Theil seines Lebens hindurch wenig geachtet zu haben scheint, eine der ersten Stellen[y]). In diese Reihe gehören ferner der gelehrte Cornelius Agrippa von Nettesheim; Bilibald Pirkheimer, der merkwürdige nürnbergische Senator, der in Italien studirt, und in den Schweizerkriegen gefochten hatte; Johann Jäger, genannt

y) Ein Verzeichniß der sämmtlichen Schriften Ulrich's von Hutten, unter denen nur wenige in deutscher Sprache, liefert Hr. Koch in seinem Compendium, Th. I. Seite 152.

nannt Crotus; Johann Cochläus, ein Gegner Luther's; Friedrich Dedekind, dessen lateinischer Grobianus, ein satyrisches Gedicht, fleißig gelesen und auch in das Deutsche übersetzt wurde. Aber alle diese deutschen Satyriker, die lateinisch schrieben, hatten auf die Poesie in ihrer Muttersprache entweder gar keinen, oder einen sehr geringen Einfluß.

Zum Beispiele, welche Begriffe man damals in Deutschland von dem eigentlichen Lehrgedichte hatte, kann die Anweisung zur Instrumentalmusik dienen, die ein gewisser Martin Agricola — keiner der bekannteren Schriftsteller dieses Nahmens — im Jahre 1545 herausgab [2]). Von einer ausführlichen Betrachtung über die Musik und ihren Werth geht dieser Agricola sogleich zum speciellen Unterricht über; lehrt, wie man Flöten, Zinken, Schalmeien, andere Blasinstrumente, auch Saiteninstrumente, handhaben soll; erläutert seinen Unterricht durch musikalische Noten, und durch Abbildung der Instrumente in Holzschnitten. Gereimt ist das Werk von einem Ende zum andern, aber durchaus ohne poetische Gedanken und Ansichten.

Johann Matthesius, einer der ersten lutherischen Theologen, Prediger zu Joachimsthal in Böhmen, Verfasser mehrerer Kirchenlieder, brachte

2) Diese Musica instrumentalis, darin das fundament und application der Finger und Zungen auff mancherlei Pfeifen, als Flöten u. s. w. (Wittenberg, 1545. in 8.) verdient vielleicht als Beitrag zur Litteratur der Musik den Kennern bekannter zu werden.

brachte die Haushaltungskunst in deutsche Verse; zwar auch ohne poetischen Geist; aber nicht ohne moralisch nützliche Lehren, die er, nach dem Brauche der Zeit, sententiös auszudrücken suchte [a]).

Matthias Holzwart, ein Elsasser, commentirte in deutschen Versen eine Sammlung von Sinnbildern, die er "zu sittlicher Besserung des Lebens und (mit) künstlicher Arbeit verständig und ergötzlich" entworfen hatte, und in Holzschnitten herausgab. Kräftigen gesunden Verstand findet man auch bei ihm [b]). Eben dieser Holzwart schrieb zur Verherrlichung des fürstlichen Hauses Wirtemberg einen Lustgarten neuer deutscher Poeterei, ein weitläuftiges gereimtes Werk, durch das er selbst sich als einen vorzüglichen Dichter zu bewähren glaubte, weil er in einer Art von allegorischer Einkleidung bei dieser Gelegenheit die Quintessenz seines Studiums der griechischen Mythologie, zur Belehrung des deutschen Publicums, vortrug. Er bittet ernstlich, ihn deßwegen nicht für einen Heiden zu halten [c]).

Mehr

a) Weitere Auskunft über diesen Dichter und seine Oeconomia oder Bericht vom christlichen Haushalten giebt Kinderling in der Bragur, Band III. Seite 317.

b) S. die Notizen in der Bragur, Band III. S. 329.

c) In diesem Lustgarten teutscher Poeterei, der zu Straßburg im J. 1568 in Folio gedruckt ist, findet sich unter einem Wuste von pedantischer Gelehrsamkeit auch manche altväterisch-anmuthige Beschreibung, z. B. der Schönheit der Danae, von der unter andern Reizen die folgenden hervorgehoben werden:

Mehr Auszeichnung verdient in dies didaktischer Dichter der lutherische Theolog tholomäus Ringwald, Pfarrer zu in der Mark Brandenburg, auch als Ve von hundert und zwanzig Kirchenliedern bek deren mehrere in die Gesangbücher aufgen sind. Sehr beliebt war im sechzehnten Jah dert, wenigstens bei den Lutheranern, das ge Lehrgedicht dieses Ringwald: Die lautere Wa heit. Es wurde durch viele Auflagen verbre Es verdient, wenigstens zum Theil ein Gedi heißen, weil es sich nicht auf gemeine Reim nützlicher Lehren beschränkt. Das Ganze b sich um die Vergleichung eines eifrigen Chr mit einem Krieger. Aus dieser Vergleichung Ringwald manche treffende und schöne Bilder

Ihr künnlein zart vnd lieblich gar,
Ein hälßlein lauter vnd auch klar,
Wie der bollierte Marmorstein,
Ich glaub, vnd het sie rothen wein
Getrunken, das man jhr het gesehen
Die röhte durch den halß abgehen;
Ein weisse brust vnd brüstlein hart,
Ein beüchlein rund, wol gefärbt von art,
Zwen schenckel schneweiß, sauber, rein,
Wil schöner dann kein helffenbein;
Füßlein langlecht vnd zimlich schmal;
Wol gformbt vnd schön wars vberall;
Dann wann sie yemal ein ansach,
Derselb bald jnn seim hertzen sprach,
Das, seit hab gwert die gantz Natur,
Sey gborn nie schöner Creatur.

d) Die neben mir liegende Ausgabe dieser Lau Wahrheit, darinnen angezeigt, wie sich Weltlicher und Geistlicher Kriegsman seinem Beruf verhalten soll, ist gedru Erfurt im J. 1589.

vorzulocken. Aber das Beste in dem Werke ist die Energie des gesunden Menschenverstandes, der die christlich-moralische Wahrheit verkündigt [e]) Die Gedanken sind ohne inneren Zusammenhang hingeworfen, wie in Brand's Narrenschiffe und andern altdeutschen Gedichten dieser Art. Manche derbe Lehren hat Ringwald für sein Zeitalter mit einer Naivetät ausgesprochen, die damals wohl nicht, wie jetzt, Lachen erregen konnte [f]). Mehrere Lieder, meistens geistliche, die diesem didaktischen Gedichte angehängt sind, verrathen den heftigen und

e) Unter der Ueberschrift Das Feldzeichen heißt es in diesem christlichen Lehrgedichte zum Beispiel:

So wol auch an dir alle Tag
Das Zeichen in dem Felde trag,
So dir dein Herr nach seinem Rath
An Farben vbergeben hat.

Dasselbig trag gantz offenbar
Für aller Freund vnd Feinde Schar,
Vnd wechsels nicht mit falschem Mut,
Wenns Glück im Feldt sich wenden thut;

Sondern steh fest gleich wie ein Lew,
Vnd trag des Zeichens keine Schew,
Wenn du gleich solst viel Puff erleidn,
Oder gar von der Erden scheidn.

Denn es ist besser ehrlich sterbn,
Als schendlich grosses Gut erwerbn,
Vnd hin vnd wider hören an,
Man hett ein falschen Eidt gethan.

f) Z. B. wo er mit patriotischem Hochgefühle den Deutschen ihre Neigung zum Trunke vorwirft:

Ach! wenn die deutschen Knecht und Herrn
Nicht leider so versoffen wern,
So wär kein schöner Nation
Unter des weiten Himmels Thron.

und in seiner Heftigkeit nicht selten ein wenig plat-ten Lutheraner, aber auch den Mann von trefflicher Charakterkraft. Mehr poetischen Werth der Erfindung, aber nicht der Ausführung, als diese Werke von Ringwald, hat sein Treuer Eckart, eine moralische Vision, die an Dante's Göttliche Comödie erinnert, mit der sie übrigens nicht weiter verglichen werden darf. Dieses Gedicht ist auch in niedersächsischem Dialekte vorhanden [g]). Der treue Eckart macht in einer geistlichen Verzückung eine kleine Reise durch den Himmel und die Hölle; und der Dichter beschreibt, in seiner Manier, ohne Eleganz, aber kräftig, die Freuden der Seeligen und die Qualen der Verdammten. Die Beschreibung des Großen, Feierlichen, und Schauderhaften ist mißlungen; aber wo die Darstellung satyrisch wird, ist sie zuweilen mahlerisch und treffend genug [h]).

Die

g) Ich kenne das Gedicht nur aus der niedersächsischen Uebersetzung, die ich bei andern Litteratoren nicht angezeigt finde. Sie hat den Titel: Van dem trüwen Eckardt, so twe Dage und twe Nachte in siner Krankheit hefft im Geiste verrücket gelegen, u. s. w. Hamborch, anno 1598, in 8. Oder hat Ringwald selbst das Gedicht niedersächsisch geschrieben?

h) Eine weiland stolze und eitle Närrin, die Eckart in der Hölle antrifft, berichtet ihm von ihrem irdischen Lebenswandel:

Jck had Perln need, güldn bordn, hassäckn,
Wyrn, Bögels, süss wolt ick nicht bruckn,
Vnd Trypen, Bostwems, schön besnört,
Jfft sulcks mynm stand wol nicht gebört.
Wenn ick thor Kercken scholde gahn,
So must ick for dem Speyel stahn,

Vnd

Die didaktische Satyre in der Manier Sebastian Brand's erhielt schon zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts einen neuen Schwung durch den Witz Thomas Murner's. Murner war, wie Brand, ein Straßburger; geboren im Jahre 1475. Er studierte Theologie noch vor dem Ausbruche der Kirchenrevolution; trat in den Franziskanerorden; und hatte die Ehre, vom Kaiser Maximilian I. im Jahre 1506 als Dichter gekrönt zu werden. Die Keckheit, mit der er unter andern moralischen Gebrechen seines Zeitalters besonders die ärgerlichen Sitten der katholischen Geistlichkeit angriff, zog ihm mehrere Verfolgungen zu. Aber dem alten Kirchensysteme blieb er getreu. Eifrig, wie er Alles betrieb, erklärte er sich gegen Luther. Daher folgte er auch einer Einladung des Königs Heinrich VIII. nach England, wo er an den Disputationen über Katholicismus und Protestantismus Theil nahm. Nachher hielt er sich in der Schweiz auf, predigte gegen den Protestantismus, wurde aber

Vnd tho dem schmücken hebbn twe stünd,
Als wenn ick my in ein Harnsch bünd.

Vnd wenn ick denn in mynem sminck,
Mit myner Magd thor Kercken ginck,
Darselvest (als men plecht) tho bedn,
So hedd ick wol nein Ey thotredn.

So gar behende kund ick gahn,
In mynen eng gesnörden Schohn,
De ick my hadd tho myner stratn,
Na art der Edlen, maken latn.

Vnd wenn ick denn dar henin quam,
Dat Boeck ick for de Nese nam,
Dath men vormeind, ick lese wat,
So dacht ick heimlick dät vnd datt.

aber auch von den katholiſchen Cantonen des Landes verwieſen. Er ſtarb als Doctor der katholiſchen Theologie, vermuthlich um das Jahr 1536. Das ganze Leben Murner's giebt zu erkennen, daß er ein unruhiger Kopf war, der nirgends lange in Frieden leben konnte. Denſelben Charakter verrathen ſeine Schriften. Eine gewiſſe Redlichkeit im Eifer für ſittliche Bildung und geſunden Verſtand iſt in Murner's didaktiſcher Satyre nicht zu verkennen; aber es fehlt ihr die Ruhe und innere Würde, durch die ſich Brand, auch wo er in Eifer geräth, zu ſeinem Vortheil auszeichnet. Murner ſelbſt lehrt uns, daß er ſich ſeinen Landsmann Sebaſtian Brand zum Muſter gewählt hatte i).

Beider

i) In der Einleitung zu ſeiner Narrenbeſchwörung ſagt er:

Ich hab ſo manche nacht gewacht,
Vñ alle ſtändt der welt betracht,
Manch hurnüß vñ manch brēmēs ſtich
Hab heimelich erlitten ich,
Biß ich zů diſen eren kam
Vnd mich beſchwörens ane nam,
Die narren von den lüten zů bringen.
Gloub mir, dz ich in diſen dingen
Verröret hab manch ſuren ſchweiß,
Vñ kratzt mich do mich nied't beiß.
Ich hab durchſuchet vñ durchleſen,
Ob yendert wer ein mā geweſen,
Der mich die rechte küſt möcht leren,
Wie ich die narrē ſolt beſchweren,
Vnd hab durchwandelt manches landt,
Ee ich die rechte kunſt erfandt,
Darūb ich ietz bin meiſter worden
Ein narr in aller narren orden.
Der narren orden iſt ſo groß,
Das er fült all weg vnd ſtroß,

Dörffer,

Beider Satyriker Manier unterscheidet sich meistens nur durch den Grad der Lebhaftigkeit des Spottes. Murner, von seiner natürlichen Heftigkeit hingerissen, eifert mit Ungestüm; er schimpft, wo Brand nur tadelt. Murner hatte mehr satyrischen Witz, als Brand; aber das Bedürfniß, das ganze Maß seines Witzes auszuschütten, macht ihn umständlich und zuweilen geschwätzig. An Derbheit der Gedanken und des Styls sind beide Satyriker einander ungefähr gleich. Von dem höheren Interesse der Poesie hatten Beide keine Ahndung. Einige Schriften Murner's sind litterarische Seltenheiten geworden. Die vorzüglichste unter ihnen ist die Narrenbeschwörung, die im sechszehnten Jahrhundert öfter nachgedruckt, also fleißig gelesen ist [k]). Murner selbst stellt sich in dieser Satyre

Dörffer, stet, flecken, landt,
Die hat vns all Sebastian Brant
Mit jm bracht im narrenschiff.
Vnd meint es hab ein sundern griff,
Ouch syent bsunder künstrych sachen,
Vnd kyñ nit yeder narren machen,
Er heyß daß wie er sy genant
Der nar Sebastianus Brandt.
Ist er ein narr, als er das schrybt,
So weyß ich nit wer wyß belybt.

k) Die ältesten und echten Ausgaben dieser Narrenbeschwörung sind selten geworden. Bekannter sind die umgearbeiteten nach der von Georg Wickram; vom J. 1556 bis 1618 drei Mal wieder aufgelegt. Zu den ältesten und echten gehört die neben mir liegende von der Göttingischen Universitätsbibliothek, vermuthlich (denn die Jahrzahl ist weggerissen) aus den ersten Decennien des 16ten J. H. Der Titel lautet ganz kurz: Doctor Thomas Murners Narrenbeschwerung. Jede Rubrik ist mit einem

tyre als einen moralischen Exorcisten und, wie er selbst sich nennt, als einen Gaukelmann dar, der sich durch langes Studium der menschlichen Narrheit in den Stand gesetzt habe, den Narrheitsteufel zu bannen, wozu es aber einer kräftigen Züchtigung des Besessenen bedürfe. Die Züchtigung folgt meistens sprüchwörtlichen Rubriken in keiner besondern Ordnung. Murner's Geissel trifft bald diese, bald jene Art der Unsittlichkeit und Narrheit, eine nach der andern, wie sie sich ihm in der Erinnerung darbot. Auch in dieser Regellosigkeit stimmt Murner mit Brand und andern alten deutschen Satyrikern überein. Am härtesten rügt er die Ausschweifungen des verdorbenen Clerus und die Vernachlässigung der wahren Kirchenzucht [1]). Gegen die Frauen ist er so ungalant, wie

Holzschnitte geziert, und jede Seite mit Leisten eingefaßt. Auf dem Titelholzschnitte exorcisirt der Beschwörer einen Narren mit aufgehobenem Besen, und die Narrheitsteufel fahren zum Theil als Bremsen, zum Theil in leibhafter Gestalt, aus.

1) Man höre ihn z. B. unter der sprüchwörtlichen Rubrik: Das Rößlin machen loufen, wo er zu der Geistlichkeit spricht:

Wir kauffent vnser glück vnd heil.
Sag mir, was ist yetz nit feyl?
Tugent ere vnd erberkeit
Verkäufft vns als die geistlicheit.
Rü vnd leidt vmb vnser sündt
Das selbig als man käufflich findt,
Gnad, vnd ere, oüch iren gunst,
Das sy entpfangen hondt vmbsunst,
Von Christo Ihesu in sym leben,
Das sies vmbsunst soin widergeben.
Vor zyten wa ein gelerter saß,
Vnd der geschrifft ein meister was,

Der

wie es ein Franziskanermönch nur seyn kann [m]). Ueberhaupt ist die Derbheit seiner moralischen Zurechtweisungen zuweilen bloße Grobheit [n]). Aber bewun-

Der must mit ler vnd erberkeit
Regieren bald die christenheit,
Jetz wan du schon ein esel bist,
Vnd alle wyßheit dir gebrist,
Kanst nüt mer dañ mülthier striglen,
Den stat bewaren vnd verriglen,
So müstu bald ein pfründen hön
Das du trüwen dienst hast gethon.

Das ist freilich mehr derb, als witzig.

m) Z. B. wo er von sich selbst berichtet, eben nicht zur Empfehlung der Unbefangenheit seiner Satyre:

Von wybern muß ich yetzunt sprechen,
Vnd wil ein alten schaden rechen,
Dañ mir eins mals ein wyblin that.
Ich meint das ichs alleinig hatt,
Do hatt sy noch vil ander narren,
Das vnser me dañ zweintzig waren.
Darumb wil ich all frowen schelten;
Die ein der andern müß entgelten.
Was ich thet vnd was ich liet,
Wie vast ich brant in lieben wiet,
Kein red halff mich, kein früntlich sagen,
Ich must mit andern beinlin nagen.
Gloub mir für war, ich habs erfaren,
Der do muß syn wyb bewaren,
Des ist radtbrechen gröste freud
On ander kleiner hertzen leidt.
Wils nit wol, so thuts kein gutt,
Vnd hettstu des römschen künegs hut.
Die wyber londt sn nüt verbieten.
Sag an, wer wolt der hietter hietten?
Kurtz ab, ich muß sy ouch beschweren
Ob ich das duschen nit möcht weren.

n) Z. B. wo er von den Weibern sagt:

Tusent guldin geb ich drum,
Das alle frowen vmendum,

bewundernswerth iſt Murner's Unerſchöpflichkeit an Kraftausdrücken, durch die er ſeine Zuchtmeiſterwürde geltend machen will. Um Cultur der Sprache war es ihm nicht zu thun. Auch hält er ſich an den ſchwäbiſchen Dialekt, der ſeine Provinzial-Mutterſprache war. Nach ſprüchwörtlichen Rubriken, zum Beiſpiel Die Ohren melken laſſen, Läuſe in den Pelz ſetzen, und dergleichen, iſt auch der größte Theil ſeiner Schelmenzunft geordnet. Dieſen Titel führt ein didaktiſch-ſatyriſches Werk, das beſonders gegen die Betrügerei, nebenher aber auch gegen mancherlei andere Laſter und Narrheiten gerichtet iſt o). Man kann es als eine Fortſetzung der Narrenbeſchwörung anſehen. Noch andere, dieſen ähnliche Werke, zum Beiſpiel Die Gäuchmatt oder Geckenwieſe, von Murner ſind vorhanden, auch mehrere gelehrte Abhandlungen in lateiniſcher Sprache p). Will man dieſen Satyriker beiläufig auch als religiöſen Lehrdichter kennen lernen, der fromme Betrachtungen ohne Satyre, aber doch mit bildlicher Ausſchmückung, in deutſche Reime brachte, ſo muß man ſeine Geiſt-

Die uns man by der naſen fieren,
Kemen zů dem lenden ſchmieren.
Ach gott, wañ ſy nun mieſſig weren,
Das ich ſie alſo möcht beſchweren!
Man ſagt, die wyber hondt ein art,
Wer an jn die bengel ſpart,
Vnd ſchlecht nit druff als in ein miſt,
Das jm kein deſter hölder iſt.

o) Dieſe Schelmenzunft von Murner iſt nicht ſo ſelten, als ſeine Narrenbeſchwörung. Die erſte Ausgabe ſoll vom J. 1512 ſeyn. Eine ziemlich alte, die ich eben in Händen habe, iſt ohne Jahrzahl.

p) S. das Verzeichniß der Schriften Murner's in Koch's Compendium, Th. I. Seite 154.

Geistliche Badefahrt lesen, ein gut gereimtes, aber durchaus nicht geistvolles Werk, das er dictirt hat, als er eine Badecur gebrauchte, die ihm den Gedanken eingab, die moralische Reinigung des Sünders mit dem physischen Bade und den dazu gehörenden Anstalten zu vergleichen [q]).

Mit besonderer Auszeichnung müßte in dieser Reihe deutscher Satyriker der kraft- und geistvolle Ulrich von Hutten genannt werden, wenn er sich ganz als den Mann, der er war, in seiner Muttersprache gezeigt hätte. Aber bei weitem das Meiste und Beste, das seinen Nahmen unvergeßlich macht, ist, wie auch schon oben bemerkt worden, lateinisch geschrieben [r]). Von Hutten's Lebensgeschichte darf also auch hier nur beiläufig gemeldet werden, daß er schon als Jüngling — er war geboren im Jahre 1488 — die Laufbahn des unternehmenden Mannes betrat; daß er mit einem Herzen voll glühendem Patriotismus und hohem Freiheitsgefühle an Allem Theil nahm, was damals die größte Angelegenheit der deutschen Nation war, oder zu seyn schien; daß er aus Enthusiasmus für Wahrheit, Recht und Freiheit Luther's Partei ergriff, ohne sich vor dem Pabst und der katholischen Christenheit zu fürchten; daß er, nicht so,

q) Diese Andechtig geistliche Badenfart des hochgelerten Herren Thomas Mürner ꝛc. (Straßburg, 1514, in 4) ist nur wegen der Seltenheit des Buchs merkwürdig. Außer dem Exemplare der Göttingischen Universitätsbibliothek ist nur noch ein einziges bekannt, das in Nürnberg befindlich seyn soll.

r) Vergl. oben Seite 431.

so, wie Luther, auf das Interesse einer Kirchenreformation beschränkt, als Gelehrter und witziger Kopf sich der Verbreitung aller humanen Studien und besonders des Studiums der alten classischen Litteratur mit Eifer annahm; daß er in seinem Eifer sich oft leidenschaftlich übereilte, immer in Streitigkeiten verwickelt war, immer verfolgt wurde, und als armer Flüchtling auf einer kleinen Insel im Zürchersee im Jahre 1523, dem fünf und dreißigsten seines Alters, starb s). Seinem Wahlspruche: Ich hab's gewagt, ist er getreu geblieben. Aber mit ein wenig mehr Milde des Charakters würde dieser treffliche Mann auch in seinen Schriften noch liebenswürdiger erscheinen. Auf die deutsche Poesie hat er nie sonderlich geachtet. Erst in seinen letzten Lebensjahren bemühte er sich, in Versen und in Prose ein Deutsch zu schreiben, das die Köpfe wecken und die trägen Gemüther erschüttern sollte. Er selbst übersetzte einige seiner lateinisch geschriebenen satyrischen Dialogen in das Deutsche. In deutschen Versen, aber auch ganz im Geschmacke des Zeitalters, schrieb er, nicht sowohl ein Gedicht, als eine Rede gegen den Pabst. In dieser Rede nennt er sich selbst den Auferwecker der deutschen Nation. Poetischen Werth hat diese metrische Rede so wenig, als das Uebrige, was Hutten in deutschen Versen gereimt hat t). Auch in

s) Vergl. Hutten's Leben, von Ludwig Schubart, Leipzig, 1791, in 8.

t) Hutten's deutsche Gedichte, oder vielmehr satyrische Dialogen in Prose, und Reden in Versen, sind, nebst einigen andern satyrischen Werken aus demselben Zeitalter, neu herausgegeben von Hrn. Aloys Schreiber,

in der Sprache dieser Gedichte erkennt man nicht den Mann, der seinen lateinischen Styl nach den alten Classikern gebildet hatte. So nothwendig schien damals, und noch lange nachher, ein gewisses Gegentheil der alten classischen Eleganz zur Natur der deutschen Sprache und Poesie zu gehören.

Die übrigen deutschen Satyriker des sechzehnten Jahrhunderts sind noch weniger, als Hutten, den Dichtern beizuzählen. Weder Johann von Morsheim's Spiegel des Regiments an der Fürsten Höfen, noch Luther's Spott- und Schmähschriften gegen den Pabst und den Herzog von Wolfenbüttel, noch andere diesen ähnliche Werke gehören in das Fach der poetischen Satyre.

Der didaktische Geschmack der Deutschen im sechzehnten Jahrhundert begünstigte besonders auch die äsopische Fabel. Luther selbst bearbeitete einige alte Fabeln in seiner Manier für die Deutschen u). Daniel Holzmann, ein Meistersänger zu Augsburg, brachte den Spiegel der Weisheit oder fünf und neunzig Fabeln des heil. Cyrillus, eines Bischofs von Basel, aus dem lateinischen, oder, was wahrscheinlicher ist, aus einer schon in Prose vorhandenen deutschen Uebersetzung, in deutsche Reime x). Unter den Werken von Hans

ber, Heidelberg, 1810, in 8. Da diese Ausgabe einem Jeden zugänglich ist, so bedarf es hier keiner Beispiele.

u) Im 5ten Bande der Jenaischen Ausgabe der Werke Luther's.

x) Ueber diesen Spiegel der natürlichen Weyßheit

Hans Sachs y) finden sich neun und funfzig Fabeln. Erasmus Alberus, einer der ersten lutherischen Theologen, lieferte neun und vierzig äsopische Fabeln und muntere Erzählungen, aus denen moralische Wahrheiten erhellen sollen, unter dem Titel eines Buchs von der Tugend und Weisheit z). Hartmann Schopper von Neumark reimte kurze Fabeln zur Verzierung und Auslegung der Holzschnitte, die Johann Posth schon mit ähnlichen Beilagen in lateinischer Sprache versehen hatte a). Lateinische Fabeln wurden während des sechzehnten Jahrhunderts von mehreren deutschen Gelehrten geschrieben. Unter allen diesen Fabulisten scheint aber keiner um das Verdienst der Erfindung sich besonders bemühet zu haben. Mehr war ihnen an der Erzählungsart gelegen, weil sie durch diese den eingekleideten moralischen Wahrheiten, als der Hauptsache nach ihrer Ansicht, Reiz und Nachdruck geben wollten. Wie vieles diese Fabulisten aus sich selbst genommen, kann nur durch besonderes Studium dieses Theils der Litteratur von denen entschieden werden, die den ganzen Vorrath älterer Fabeln mit den neueren

hait durch den alten in Got gelarten Bischof Cyrillum u. s. w. Gemacht durch Daniel Holzman, Burger zu Augsburg, wovon die Göttingische Universitätsbibliothek ein gutes Exemplar der Ausgabe Augsburg, 1573. in 4. besitzt, s. die schätzbaren Erläuterungen von Eschenburg in seinen Denkmälern altdeutscher Dichtkunst, Seite 363.

y) Vergl. oben, Seite 402.

z) S. Koch's Compendium, Th. I. Seite 250.

a) S. das Magazin Bragur, B. III. Seite 319.

ren zu vergleichen Zeit und Neigung haben. Der Styl einiger dieser deutschen Fabulisten ist nicht verwerflich; aber weiter brachte es doch keiner von ihnen, als Boner es schon im dreizehnten Jahrhundert gebracht hatte [b]).

Der merkwürdigste und vorzüglichste der deutschen Fabulisten aus dem sechzehnten Jahrhundert ist Burkard Waldis, ein Dichter, von dessen Lebensumständen nichts bekannt geblieben, außer, daß er ein Mal zu Allendorf an der Werre gelebt, sich in mehreren Ländern umgesehen, und seine Fabeln zuerst um das Jahr 1548 herausgegeben hat [c]). Seiner Umarbeitung des Teuerdank ist schon oben beiläufig gedacht. Seine Fabeln unter dem Titel Aesopus, ganz neu gemacht, gehören nicht alle unter die Rubrik der eigentlichen äsopischen Fabel; mehrere unter ihnen sind Schwänke oder kleine komische Erzählungen, aber, wie die eigentlichen Fabeln, mit einer bestimmten Nutzanwendung versehen. Der Nahme Aesop bezeichnet nach der Meinung des Burkard Waldis auf dem Titelblatte seiner Fabeln und didaktischen Erzäh-

b) Vergl. oben, Seite 159.

c) Esopus Gantz New gemacht, Und in Reimen gefaßt, mit sampt hundert newer Fabeln ꝛc. Durch Burcardum Waldis ist der Titel der neben mir liegenden ersten Ausgabe dieser Fabeln, gedruckt zu Frankfurt a. M. 1548, in 8. Die Zueignung an einen Burgemeister zu Riga in Liefland, wo Waldis sich auch einige Zeit aufgehalten zu haben scheint, ist unterzeichnet: Allendorff an der Werrhe in Hessen gelegen, den XII. Febr. An. MDXLVIII. Diese Zueignung giebt auch weitere Auskunft über den Inhalt des Buchs.

len, die Waldis jeder Fabel anhängt, sind in das Langweilige gedehnt, und oft ganz überflüssig. Unter den Schwänken, mit denen das vierte Buch reichlich ausgestattet ist, sind mehrere platte, aber auch einige gar drollige, und die meisten nicht schlecht erzählt [e]). Die wenigen unsittlichen Späße, die in ihnen vorkommen, sind gegen dasjenige, was sich von ähnlicher Art in den Werken mancher andern Satyriker und komischen Erzähler aus dem funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte findet, für Kleinigkeit zu achten [f]).

Wenn

Wer des tags hat ein lûg gelogen,
Vnd kumpt daselb hinûber zogen,
Sey selbander, oder allein,
Mitten auff der Brücken bricht ein Beyn.
Der Knab erschrack, wolt doch nit gern
Ein lügner sein, der ehr entbern.
Begab sichs vber ein ebne weil,
Sprach: Vatter, wöllet nit so eiln.
Sagt mir auch etwan seltzam schwenck.
Er sprach: des Hundts ich noch gedenck
Der ist gewesen one moß.
Er sprach: er war nit also groß.
Wenn ich die Warheit sagen soll,
Wie sonst ein Esel war er wol.

Um den Raum zu sparen, mag die Erzählung hier abbrechen, wo sie besonders interessant zu werden anfängt.

e) Z. B. Der Schwank von zwei Landsknechten und einem Dorfpfaffen, und mehrere dieser Art, im vierten Buche.

f) Die Auswahl aus den Fabeln von Burkard Waldis, die Hr. Eschenburg im J. 1777 als Zugabe zu Zacharia's Fabeln in der Manier dieses Dichters drucken ließ, scheint nicht bekannt genug geworden zu seyn. Waldis verdient, daß eine neue und vollständige Auswahl aus seinen eigentlichen Fabeln sowohl, als den komischen Erzählungen, veranstaltet werde.

Wenn man die ganze Reihe didaktischer und satyrischer Dichtungen der Deutschen aus dem sechzehnten Jahrhundert gemustert hat, kann man kaum umhin, mit besonderem Interesse bei dem abenteuerlich-verwegenen Witze Johann Fischart's zu verweilen. Man wird unschlüssig, wohin man diesen Sonderling unter den deutschen Schriftstellern stellen soll. In der Reihe der erzählenden Dichter, von denen in diesem Buche die Rede gewesen ist, hätte er auch genannt, und allenfalls neben Rollenhagen, oder noch besser vor diesen Dichter des Scherzes und der gemeinnützigen Wahrheit, gestellt werden können. Die poetische Satyre in strenge didaktischer Form war nicht besonders seine Sache. Aber weil doch der Geist der meisten seiner Schriften didaktisch und satyrisch ist, und weil er mit der Form überhaupt gewöhnlich nur einen Scherz trieb, so kann seiner füglich auch hier weiter als eines Mannes gedacht werden, der durch den Uebermuth seines Witzes der didaktischen Satyre in deutscher Sprache einen neuen Schwung gab. Von seinen Lebensumständen ist nur Weniges bekannt. Er war entweder zu Mainz, oder zu Frankfurt am Main, geboren in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Einige Litteratoren haben ihn deßwegen mit dem Frankfurtischen Rechtsgelehrten Johann Fichard verwechselt. Aber auch Fischart war Rechtsgelehrter. Aus einer Stelle seiner Schriften erfährt man, daß er um das Jahr 1586 als Doctor der Rechte und Amtmann zu Forbach bei Saarbrücken gelebt hat. Um das Jahr 1590 mag er gestorben seyn [z]). Durch die

z) Ein Verzeichniß der Schriften Fischart's, das aber noch

die verſchiedenen Nahmen, die er ſich ſelbſt als Schriftſteller gegeben, hatte er ſeine litterariſche Exiſtenz mit Fleiß problematiſch gemacht; denn zuweilen nennt er ſich auf dem Titel ſeiner Schriften mit ſeinem wahren Nahmen, zuweilen Menzer oder, mit umgekehrter Folge der Buchſtaben, Reynem; ein anderes Mal Jeſuwalt Pickhart; oder auch wohl auf griechiſch Elloposcleros, und noch mit andern Afternahmen [h]). Eines kraftvollen patriotiſch-ſatyriſchen Gedichts von ihm wurde ſchon oben erwähnt [i]). Was er in Verſen geſchrieben hat, lehrt uns das Eigenthümliche ſeines Witzes und ſeiner Manier überhaupt weniger kennen, als ſeine Schriften in Proſe; aber es beurkundet wahre Kraft des Genies, und zeigt zugleich, wie verſtändig Fiſchart ſich ausdrücken konnte, ſo bald er wollte. In Verſen ſchrieb er die Erzählung unter dem Titel Das glückhafte Schiff. Er berichtet in dieſer Erzählung eine wahre Anekdote aus der Züricher und Straßburger Stadtgeſchichte ſeiner Zeit. Die Züricher wünſchten, daß die Straßburger, damals noch freie Reichsſtädter, ſich dem Schweizerbunde anſchließen möchten. Die Straß-

noch verlängert werden kann, liefert Koch's Compendium, Band I. S. 109 ff., und an andern Stellen, die das Nahmenregiſter nachweiſet. Man vergl. Flögel's Geſch. der kom. Litteratur, Band III. Seite 327. und andere Litteratoren, beſonders aber Fiſchart's eigne komiſche Anzeige ſeiner Schriften im erſten Capitel ſeiner Geſchichtsklitterung.

h) Der Nahme Elloposcleros ſoll doch wohl nur eine drollige Ueberſetzung des Nahmens Fiſchart durch ἄλλοψ (ſtummer Fiſch) und σκληρος (hart) ſeyn.

i) Vergl. oben, Seite 413.

Straßburger besorgten, zu weit von der Schweizer Grenze entfernt zu seyn, als, daß ihre Stadt im Falle der Noth zur rechten Zeit Hülfe von den Schweizern erhalten könnte. Diese Besorgniß zu heben, machte sich eine Gesellschaft aus Zürich, unter ihnen, wie es scheint, Fischart selbst, recht im jovialischen Bürgersinne jener Zeiten, eine mannhafte Ergötzung. Sie ließen in einem großen Topfe, der beinahe anderthalb hundert Pfund wog, einen Hirsenbrei kochen, bestiegen dann mit dem Topfe früh morgens ein Schiff, das sie, kraft des gewaltigen Ruderns, aus der Limmat in den Rhein führte, und brachten ihren Hirsenbrei noch warm den Straßburgern, die ein Freischießen feierten, zum Abendessen mit. Ehe ein warmer Brei kalt würde, wollten sie sagen, könne Straßburg von Zürich Hülfe erhalten, ob man gleich zu dieser Reise, die sie in einem Tage zurückgelegt, gewöhnlich vier Tage gebrauche [k]). Fischart hat aus dieser kleinen Begebenheit nichts Großes gemacht; aber er hat sie im Style des Zeitalters trefflich erzählt, und das didaktische Interesse seiner Erzählung

k) Auf dieses sehr selten gewordene Gedicht Das Glückhafft Schiff u. s. w. machten zuerst die Schweizer Bodmer und Breitinger in den Züricher Streitschriften (Band II. Stück 7.) wieder aufmerksam. Ein besonderes Buch Ueber die Reise des Züricher Breitopfes wurde geschrieben von Friedr. Dom. Ring (Baireuth, 1787), mit dem gut gewählten Motto: Non capit hoc aevum gaudia prisca patrum. Die erste Hälfte des Gedichts ist, nach dem Original abgedruckt, zu lesen in Meusel's Historisch-litterarisch-statistischem Magazin (1802), Th. I. Seite 226 ff.

zählung mit wahrhaft poetischem Feuer durchgeführt. Die Begebenheit soll anschaulich machen, wie der Mensch durch kraftvolles Ausharren bei einem kühnen Unternehmen möglich machen kann, was unmöglich scheint [l]). Kraftvoll, ganz im Geiste des Stoffs, und so mahlerisch, wie die Gegenden, vor denen das Schiff vorbei eilte, ist die Erzählung. Sie ruft das Andenken an die energische Denk- und Sinnesart der Vorfahren zurück. Wie in einer lyrischen Dichtung, werden die Sonne und der Rhein personificirt und redend eingeführt [m]).

Das

l) Was die Elemente bändigt? fragt er, und antwortet:

Das ist hantfest Arbeitsamkeit
Vnd standhafft vnverdrossenheit,
Durch Rudern, Rimen, stosen, schalten,
Vngeacht müh ernsthafft anhalten,
Nicht schewen hitz, schweis, gfärligkeit,
Noch der wasser vngstümmigkeit,
Nicht erschrecken ab wirbeln, wällen,
Sonder sich hertzhafft gegenstellen,
Je meh die Flüß laut rauschend trutzen,
Je kräfftiger hinwider stutzen;
Inn Summa, durch stadhafft gemüt,
Vnd strenge hand die nicht ermüd:
Dann nichts ist also schwer vnd scharff,
Das nicht die arbeit vnterwarff,
Nichts mag kaum sein so vngelegen,
Welchs nicht die Arbeit bring zuwegen.
Was die Faulkeit halt für vnüglich
Das überwind die Arbeit füglich.

m) Von mehreren wahrhaft poetischen Stellen dieser Art hier nur aus einer ein Bruchstück.

Der Rein mocht dis kaum hören auß,
Da wund er vmb das Schiff sich kraus,
Macht vmb die Rüder ein weit Rad,
Vnd schlug mit freuden anß Gestad,

Vnd

Das ganze Gedicht ist voll von poetischem Leben n). Doppelt bedauern muß man, wenn man dieses Gedicht gelesen hat, daß der Mann, der in einem

Vnd ließ ein rauschend Stimm da hören,
Drauß man mocht diſe Wort erklären:
Friſch dran, jr liebe Eydgenoſſen,
Sprach er, friſch dran, ſeyt vnverdroſſen!
Alſo folgt eweren Vorfaren
Die diß thaten vor hundert jaren!
Alſo muß man hie Rhum erjagen
Wenn man den Alten will nachſchlagen.

n) Ich glaube, da das Gedicht ſo wenig bekannt iſt, hier noch eine Stelle mittheilen zu müſſen. Der Rhein ſpricht:

Nun, liebs Wagſchifflin, lauff behend,
Heut würſt ein Glückſchiff noch genent,
Vnd durch dich werd ich auch geprieſen,
Weil ich ſolch trew dir hab bewieſen.
Solch ſtimm der Geſellſchafft ſeltzam war,
Vnd ſchwig drob ſtill erſtaunet gar,
Es daucht ſi, das ſie die Stimm fühl,
Als wenn ein wind bließ in ein hül:
Derhalb jagt ſie jr ein ein mut,
Gleichwie das horn vnd rüffen thut
Des Jägers, wann es weit erſchallt,
Den hunden inn dem finſtern wald,
So ſie im dieſſen Thal verlauffen,
Vnd die Berg auff vnd ab durchſchnauffen,
Alsdann jn erſt die waffel ſchaumpt,
Vnd kommen auf die Spur vngſaumpt,
Alſo war auch dem Schiff die Stimm,
Bekam zu rüdern erſt ein grimm,
Thäten ſo ſtarck die Rhüder zucken
Als wolten fallen ſie an rucken,
Inn gleichem Zug, inn gleichem Flug,
Der Stewermann ſtand feſt an dem pflug,
Vnd ſchnit ſolch furchen in den Rein,
Das das vnterſt zu oberſt ſchein.

einem ſolchen Geiſt und Style die Sprache der Muſen reden konnte, mehr Wohlgefallen an proſaiſchen Aeußerungen ſeines Witzes und an übermüthigen Scherzen fand, die auch wohl in platte Späße übergehen. Nichts anderes, als platte Spaßhaftigkeit, iſt die Würze des komiſchen Gedichts Die Flöhhetze oder Flöhhatz, Weibertratz, das unter Fiſchart's Werken, die er in Verſen geſchrieben, beſonderes Glück gemacht zu haben ſcheint, und deßwegen, bald nachdem es bekannt geworden, noch mit Zuſätzen von ähnlicher Erfindung ausſtaffirt iſt °). Einen komiſchen Proceß zwiſchen den Weibern und dem ſchwarzen Ungeziefer, das ihnen beſonders läſtig ſeyn ſoll, hat Fiſchart, im Spaßen unerſchöpflich, ſo gedehnt und mit ſolchen ekelhaften Beſchreibungen und Bildern überladen, daß ſelbſt der herrſchende Geſchmack des Zeitalters in Deutſchland den Dichter nicht entſchuldigen kann, der ſeine Talente ſo wegwarf. Und doch iſt ſelbſt in dieſem unſauberen Producte des burlesken Witzes die Kraft des Genies nicht zu verkennen. Auch in den niedrigſten Beſchreibungen

o) Die Ausgabe dieſes ſpaßhaften Gedichts, welche die Göttingiſche Univerſitätsbibliothek beſitzt (Straßburg, 1610, in 8.) enthält nicht unwitzige, aber meiſtens ekelhafte Erweiterungen und Zuſätze von einem ungenannten Verfaſſer, der Fiſchart's Manier ganz geſchickt nachgeahmt hat. Der Titel lautet: Flöhhatz, Weibertratz; der Wunder Unrichtige und Spottwichtige Rechtshandel der Flöhe mit den Weibern; Weyland beſchrieben durch Huldrich Elloposcleron. Jetzt aber von newem abgeſtoſſen, behobelt, gemehret und gezieret mit vorgehenden Lob der Mücken, und eingemiſchtem Des Flohes Strauß mit der Laus, ꝛc.

ungen und Vergleichungen zeigt Fischart die Herr-
haft, die er über Stoff und Sprache auszuüben
ußte. Zuweilen scherzt er sogar mit Anmuth p).
Die kühne Jovialität seines heiteren Sinnes ließ
n nicht immer an Satyre denken. Wenn er
er die Geissel schwingt, kennt er keine Scho-
ung. Mit der ganzen Heftigkeit eines eifrigen
Prote-

p) Z. B., wo der bedrängte Floh sein Leiden dem Him-
mel klagt:

Darumb, O hoher Jupiter,
Mich armes Thierlin nun gewähr.
Seh an, wie ich geplaget bin,
Das ich weiß weder auß noch hin.
Wann du nicht werst, so stünd ich bloß.
Mann stelt mir nach auff alle Stroß;
Mann verfolget mich also sehr,
Als ob der ärgste Bub ich wer.
Hab doch keim nie kein Roß gestolen,
Vnd keinen vmbgebracht verholen.
Het ich Löwen und Bären weiß,
Daß ich die Menschen nider reiß,
Oder stiel, wie der Wolff die Schaff,
So verdienet ich vielleicht Straff;
Aber ich bin vnschuldig dessen;
Noch muß das Leberle ich han gessen:
Vnd muß gethan han die gröst Schmach,
Vnd bin doch nicht so groß darnach.
Ich muß allein Haar lassen gar,
Hab doch am gantzen Leib kein Haar.
Seh, wie ich nur bin zugericht!
Ey das nicht, drob der Himmel bricht!
Ich seh keim ehrlichen Floh mehr gleich,
Ich bin ein Lebend Todtenleich,
Das macht ein vnzarts Frawenbild,
Die wol heißt ein hart rauhes Wild,
Wiewol ein linden Beltz trägt an,
Thut sie kein lindes Hertz doch han.

Protestanten züchtigte er die Ausschweifungen und andern Laster und Fehler der katholischen Geistlichkeit, zum Beispiele in dem satyrischen Berichte von dem Artlichen Leben und großen Greueln des heil. Dominicus und des heil. Franciscus, der beiden Stifter der Bettelmönchsorden [q]), oder in dem Bienenkorbe des heil. römischen Immenschwarms und seiner Hummelszellen, nach dem Holländischen bearbeitet [r]). Eine genauere Anzeige dieser und mehrerer anderer Werke Fischart's muß den Litteratoren überlassen bleiben, die sich mit der speciellen Geschichte der Satyre beschäftigen. Poetischer Geist der Satyre ist bei Fischart weniger zu suchen, als witziger Spott und Hohn in Prose, oder in Versen, deren poetischer Gehalt nur Nebensache seyn soll. In der Geschichte der Bildung der deutschen Prose während des sechzehnten Jahrhunderts muß dieses geistvollen Mannes noch ein Mal gedacht werden. Das seltsamste unter denjenigen Werken Fischart's die der schönen Litteratur angehören, ist seine freie Bearbeitung des Gargantua und Pantagruel von Rabelais. In einer so ungeheuern, mit dem wildesten Uebermuthe des Witzes allen Wörterbüchern und grammatischen Schranken trotzenden Sprache ist weder vorher, noch nachher, ein deutsches Buch geschrieben. Der Ton, den Rabelais im Französischen angegeben hatte, stimmte ganz zu Fischart's Laune [s]). In der Erfindung konnte Fischart

q) S. Flögel's Gesch. der kom. Litt. Band I. Seite 81. und B. III. Seite 361.

r) S. Koch's Compendium, Band I. Seite 164.

s) Vergl. den fünften Band dieser Gesch. der Poesie und Beredsamk. Seite 287 ff.

Fischart sein Vorbild nicht übertreffen; er überbot es also in der Keckheit der Manier; und dazu diente ihm die deutsche Sprache als ein Werkzeug, mit dem sich die französische in dieser Hinsicht nicht messen kann. Man darf, um Fischart's Uebermuth kennen zu lernen, nur den Titel des Buchs lesen, den er seiner Umbildung des satyrischen Romans von Rabelais gab t). Beim ersten Anblicke sollte man glauben, das Buch sey im Irrenhause geschrieben. Aber gerade so wollte Fischart dieses Mal, und noch in einigen andern seiner Werke, sich

t) Dieser Titel ist nicht vor allen Ausgaben ganz derselbe. Nach der neben mir liegenden vom J. 1594 lautet er so:

Affentheurlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung.
Von Thaten vnd Rhaten der
vor kurtzen langen vnnd jeweilen Vollenwolbeschreiten Helden vnd Herren
Grandgoschier Gorgellantua vnd deß
Eiteldurstlichen Durchdurstlechtigen Fürsten Pantagruel von Durstwelten, Königen in Utopien, Jederwelt Nullatenenten vñ Nienenreich, Soldan der neuen Kannarien, Frümlappen, Dips oder, Dürstling, vñ Oudissen Inseln: auch Großfürsten im Finsterstall vnd Nubel Nibel Nebbelland, Erbvögt auff Nichilburg, vnnd Niderherren zu Nullibingen, Nullenstein vnd Niergendheim.

Etwan von M. Frantz Rabelais Frantzösisch entworffen: Nun aber vberschröcklich lustig in einen Teutschen Model vergossen, vnd vngefärlich oben hin, wie man den Grindigen lauft, in vnser Mutter Lallen vber oder drunder gesetzt. Auch zu disen Truck wider auff den Ampoß gebracht, vnd dermassen mit Pantadurstigen Mythologien, oder Geheimnusdeutungen verposselt, verschmidt vnd verdängelt, das nichts ohn das Eysen Nist dran mangelt.

Durch Huldrich Ellopossleron.

ſich närriſch ſtellen in Allem, was Sprache und Styl betrifft, um ſeinem Witze jedes Hinderniß aus dem Wege zu räumen. Es ſollte gleichviel gelten, ob er mit Gedanken, oder mit Wörtern ſpielte; und ſelbſt aus den wilden, widerſinnig oder kindiſch ſcheinenden Wörterſpielen ſollten ſatyriſche, oder wenigſtens luſtige Gedanken hervorgehen. Daß Fiſchart dieſen Ton das ganze Buch hindurch aushielt, iſt am meiſten zu bewundern tt). Der deutſchen Sprache hat er dadurch ein burleskes Denkmal ihrer Kraft geſetzt, das einzig in ſeiner Art iſt. Wie er über die Bildſamkeit der deutſchen Sprache nachgedacht hatte, lernen wir aus eben

tt) Als ein Beiſpiel der ungeheuern Kunſt Fiſchart's, burleske Wörter zu häufen, wähle ich hier nur einen Theil ſeiner, in derſelben Manier viel länger ausgeſponnenen Anrede an die Narren, mit der das erſte Buch anfängt.

"— Jr Sontagsjüngkerlin mit dem feyertäglichen angeſicht, jr Burſch vñ Marckſtanten, Pflaſtertretter, Newzeitungſpäher, Zeitungverwetter, Raupentückiſche Naſen vnd Affenträher, Rauchverkeuffer, Geuchſtecher, Blindmeuß vnd Hütlinſpiler, Liechtſcheue Augennebeler: Vnd jr feine verzuckerte Gallen vnd Pillulen, vnd Honiggebeytzte Spinnen. Sihe da, jhr feine Schnabelbutzen. Jhr Lungkitzlige Backenhalter vnnd Wackenader, jhr Entenſchnaderige, Langzüngige Krumſchnäbel, Schwappelſchwäble, die eim ein Nuß vom Baum ſchwetzen: jr Zuckerpapagoj, Hetzenamſeler, Hetzenſchwetzer, Starnſtörer, Scherenſchleyffer, Rorſincken, Kunckelſtubiſche Gänsprediger, Schärſtubner, Judasjüngige Retſcher, Waffelarten, Babeler vnd Babelarten, Fabelarten vnd Fabeler, von der Babiloniſchen Bawleut eynigkeit. Jr Hildebrandsſtreichige wilde Hammein, Bäumaußreuſſer, Trotzteuffels luckſtellige Stichdenteuffel vnnd Poppenſchiſer, die dem Teuffel ein horn außrauffen, vnnd pulferhörnlein drauß ſchrauffen; ꝛc. ꝛc.

eben diesem Buche; denn es enthält beiläufig den ersten, freilich ungeheuer mißrathenen, aber doch merkwürdigen Versuch, den griechischen Hexameter und Pentameter dem deutschen Rhythmus anzupassen u). Aber auch nur ein Mann, der von der Nachbildung der griechischen Sylbenmaße im Deutschen so rohe Begriffe hatte, wie Fischart, konnte, um die Gewalt der deutschen Sprache zu erproben und seinen Witz zügellos ausschweifen zu lassen, sich so manche platte Spielerei verzeihen, die eben so unwitzig, als geschmacklos, ausfiel. Vor dem Ekelhaften fürchtete er sich, wenn sein Witz auf die schmutzigsten Abwege gerieth, so wenig wie Rabelais. Uebrigens steht Rabelais selbst, so grotesk er auch in seiner Muttersprache ist, neben Fischart als ein classischer Autor da. Aber Fischart übertrifft Rabelais an Unerschöpflichkeit in seltsamen Combinationen. Das Werk des Rabelais

u) Er wolle, sagt er, ein Mal mit sechs trabenden und fünfzeltrigen Reimen herausfahren, weil daraus die Künstlichkeit der deutschen Sprache erscheine. Dann fängt die Reihe dieser entsetzlichen Verse so an:

Dapffere meine Teutschen, Adelich von Gemüt vnd Geblüte.
Nur ewerer herrlichkeit ist diſes hie zubereit.
Mein zuversicht jderzeit ist, hilfft mir Göttlich güte
Zu preisen in ewigkeit, Ewere großmütigkeit.
Ihr seyt von Redlichkeit, von grosser streitbarer hande
Berühmbt durch alle Land, Immerdar ohn widerstand:
So wer es Euch allesampt fürwar ein mächtige Schande.
Wirdt nicht das Vaterlandt, In Künstlichkeit auch bekandt.

lais war für ihn nur ein Text, den er nach seiner eigenen Laune commentiren, nicht eigentlich übersetzen wollte. Darum blieb auch seine Bearbeitung dieses Werks ein Fragment, ob es gleich einen scheinbaren Schluß hat. Ungenießbar im Ganzen, gewährt es, wenn man es mehr durchblättert, als lieset, einen Genuß, den man nur einem der kühnsten, kraftvollsten, und außerordentlichsten Schriftsteller verdanken kann *).

4. Ein besonderes Interesse würde in der deutschen Litteratur des sechzehnten Jahrhunderts das Fach der dramatischen Poesie verdienen, wenn es eben so viel gelungene Werke, als Beweise roher Bestrebungen enthielte.

Merkwürdig ist der Eifer, mit dem sich mehrere poetische und unpoetische Köpfe in Deutschland der

1) Welche verständig-burleske Betrachtungen sind nicht die folgenden (Cap. 5.) über die Bestimmung des Menschen zum Ehestande!

Auch warumb solt anders das holdselig weiblich geschlecht also anmütig, zuthätig, kützelig, Armfähig, Brüstlindig, anbiegig, sanfftliegig, Mundsüsig, Liebäuglig, Einschwetzig, Milt, Nett, glatt, schön vnd zart erschaffen sein, wa nicht weren die sich darinn erlustigten? Was solt der Rosen Geruch, wa nicht weren die sie zur Erquickung abbrechen? Was solt der gut Wein, wann keine weren die jhn zechten? Was wer der Thurnirring, wann nicht die Hofleut darnach stechen? Wie solt Weibern solch natürliche geschicklichkeit dem man zu dienen, vnd on jne wenigst dann ein Hebhew ohn das Hauß zu bestehen, vnbsonst zugestanden sein? warumb wer sie also blöd geschaffen, on das sie sterckeren zusatz vnd beystand bey dem man het zu erheben vnnd zu suchen? Vnnd das deß Mans festleibigkeit die weibliche Blödmütigkeit, wie der Augstein die Sprewer an sich ziehet.

der theatralischen Vergnügungen annahmen, seitdem Hans Sachs angefangen hatte, das Gebiet der dramatischen Poesie seiner Nation im meistersängerischen Geschmacke zu erweitern y). Wenn die Spannung, in der die fortwährenden Religionshändel die Gemüther erhielten, von Zeit zu Zeit hier und da nur ein wenig nachließ, regte sich das Bedürfniß des deutschen Publicums, sich an dramatischen Spielen, die es nun kennen gelernt hatte, zu ergötzen. Die Religionshändel selbst mußten zum Theil den Stoff zu diesen Spielen hergeben. Der Parteigeist fand dabei sein besonderes Interesse. Durch die Verbreitung des Studiums der alten Classiker wurden auch die Formen der griechischen und römischen Tragödie und Comödie in Deutschland bekannter. Man kann eine ziemlich lange Reihe von Verfassern deutscher dramatischer Gedichte aus dem sechzehnten Jahrhundert aufzählen z). Mehrere dieser dramatischen Dichter und Reimer waren reichsstädtische Meistersänger ohne alle gelehrte Bildung; andere gehörten zwar zu den gelehrten Ständen, hatten Theologie, oder Jurisprudenz studirt, oder sich dem Schullehrerstande gewidmet, also auch einige Kenntnisse aus der alten Litteratur erworben; aber die Gelehrsamkeit des Zeitalters in Deutschland blieb damals so pedantisch und geschmacklos, daß sie die dramatische Litteratur, wie die Nationallitteratur über-

y) Vergl. oben, Seite 397.

z) S. Gottsched's Vorrath zur dramat. Dichtkunst, und die Zusätze von Freiesleben, die zuerst in Gottsched's Neuestem zur anmuthigen Gelehrsamkeit, Jahrgang 1760, dann als Zugabe zu dem eben genannten Vorrathe gedruckt sind. Vergl. Koch's Comp. Band I. Seite 265 ff. und Seite 276 ff.

überhaupt, mehr verderben, als bilden half. Und wenn ein Schauſpiel aufgeführt werden ſollte, mußten doch am Ende die Meiſterſänger das Beſte thun. Schauſpielhäuſer gab es damals in Deutſchland eben ſo wenig, als Schauſpielergeſellſchaften, welche die Kunſt hätten emporbringen können. Die Theaterſtücke wurden unter freiem Himmel aufgeführt. Die Bürgerſchaft gab die Koſten dazu her. Die Meiſterſänger beſorgten gewöhnlich die äußere Anordnung und auch wohl die Direction der dramatiſchen Vorſtellungen. An Prunk und Mannigfaltigkeit, die Augen der Zuſchauer zu beſchäftigen, ließ man es auch nicht fehlen. Und weil man unter freiem Himmel, wo die Bühne aufgeſchlagen war, durch den Platz nicht beengt wurde, ſo gab man der Art von Schauſpielen, die wir jetzt Spectakelſtücke nennen, in den Augen des Publicums noch mehr Impoſantes durch eine ungeheure Menge von Perſonen, beſonders bei der Aufführung geiſtlicher Stücke. Als der Saul, ein bibliſches Schauſpiel vom Magiſter Holzwart, deſſen ſchon oben gedacht worden [a]), zu Gabel in Böhmen aufgeführt wurde, erſchienen auf dem Theater hundert redende Perſonen und fünfhundert ſtumme. Das Stück hatte zehn Acte. In der Reichsſtadt Kaufbeuern wurde die ganze Apoſtelgeſchichte, dramatiſirt unter dem Titel einer apoſtoliſchen Tragicomödie, von den Schulrector Johann Brummer, im Jahre 1572 von zwei hundert und ſechs und vierzig Perſonen geſpielt [b]). Wie viel die Schauſpielkunſt bei dieſen großen Zurüſtungen

a) Vergl. oben, Seite 433.

b) S. die Notizen im Deutſchen Muſeum vom J. 1776, Band II. Seite 752.

stungen gewonnen haben mag, wissen wir nicht mehr; die dramatische Poesie der Deutschen blieb in der Kindheit. Der Geist einer wahrhaft dramatischen Composition entwickelte sich hier und da; aber die Ausführung war in Geist, Sprache und Styl fast überall unpoetisch, gemein, und selbst in den gelungenern Zügen nicht ohne Rohheit. Romantisch blieb der Charakter der dramatischen Poesie der Deutschen im sechzehnten Jahrhundert; aber auch dieses nicht zu ihrem Vortheil; denn von Allem, was die romantische Poesie charakteristisches hat, war den Deutschen im sechzehnten Jahrhundert nicht viel mehr, als eine bunte Seltsamkeit, übrig geblieben. In den wahren Unterschied zwischen Tragödie und Comödie lernte man sich noch immer nicht finden c). Die eigentliche Nationalcomödie blieb das Possenspiel oder die Farce; und auch in den übrigen Schauspielen, selbst den tragischen, erhielt der närrische Knecht, wie er damals hieß, in der Folge Hanswurst genannt, gewöhnlich eine Rolle. Acte gab man den Schauspielen so viele, als man wollte. Den Vers hielt man nothwendig zur Sprache der dramatischen Poesie; aber, einige wenige Ausnahmen abgerechnet, reimten Gelehrte und Ungelehrte ihre Theaterstücke meistersängerisch, ohne auf Länge und Kürze der Sylben zu achten, nach der alten Weise in den bekannten kurzen Zeilen, die in den folgenden Jahrhunderten Knittelverse hießen. Zuweilen wurde auf dem Theater auch gesungen. Einige Possenspiele, die man Singespiele nannte, wurden ganz abgesungen, aber nach einerlei Versart in Stro-

c) Vergl. oben, Seite 398.

Strophen, und vermuthlich alle Strophen nach einer und derſelben Melodie eines beliebten Volksliedes.

Nach dieſen allgemeinen Notizen vom Zuſtande der dramatiſchen Poeſie der Deutſchen im ſechzehnten Jahrhundert darf man hier keine ſpecielle Anzeige der Theaterſtücke erwarten, die damals die deutſche Litteratur mehr entſtellten, als vervollkommneten. Auch von den Verfaſſern der meiſten dieſer Theaterſtücke kann hier nicht, wie in den Repertorien der Litteratur, Nachricht gegeben werden. Aber einige dieſer Schauſpieldichter verdienen doch ausgezeichnet, und beſonders verdient einer unter ihnen der Vergeſſenheit, in die das Publicum ihn hat ſinken laſſen, entriſſen zu werden. Der Dichter, der nächſt Hans Sachs der dramatiſchen Poeſie der Deutſchen im ſechzehnten Jahrhundert den lebhafteſten Schwung gab, iſt Jakob Ayrer. Er war Notarius und Gerichtsprocurator zu Nürnberg; ein Zeitgenoß von Hans Sachs, mit dem er als dramatiſcher Dichter gewetteifert zu haben ſcheint; aber jünger, als der berühmte Meiſterſänger. Seine Schauſpiele ſcheinen zwiſchen den Jahren 1575 und 1589 geſchrieben zu ſeyn. Dreißig Comödien und Tragödien von ihm, dazu ſechs und dreißig Faſtnachts- und Poſſenſpiele, wurden nach ſeinem Tode in einen großen Folianten geſammelt und herausgegeben im Jahre 1618 d). Dieſe Samm-

d) Dieſer ziemlich ſeltene Foliant hat den barbariſchen Titel: *Opus thaeatricum* (ſic). Dreißig auserlesene ſchöne Comedien und Tragedien von

Sammlung sollte nur der erste Band der dramatischen Werke dieses Dichters seyn. Noch vierzig ungedruckte Schauspiele von Ayrer sollen vorhanden seyn, oder gewesen seyn; aber der zweite Band seiner Werke, der in der Vorrede zu der gedruckten Sammlung angekündigt wird, ist nicht erschienen. Wahrscheinlich ist die Seltenheit des Buchs die Ursache, warum von dem Inhalte bis jetzt so wenig, und nur im Allgemeinen, unter den Litteratoren geredet worden e). Ayrer ist nicht nur nach Hans Sachs der größte dramatische Dichter der Deutschen im sechzehnten Jahrhundert; er übertrifft sogar diesen Meistersänger, nach dem er sich gebildet hat, in mancher Hinsicht. Man darf mit seinen Schauspielen nur ein wenig bekannter werden, um sich zu überzeugen, daß er wirklich, wie der

von allerhand denckwürdigen Römischen Historien ꝛc. Samt noch andern sechs und dreissig schönen lustigen und kurtzweiligen Fastnacht oder Possen Spilen, Durch weyland den Erbarn und wolgelährten Herrn Jacobum Ayrer, Notarium *publicum* ꝛc. Nürnberg, 1618. 464 und 167 Blätter, also 1262 Folioseiten, mit gespaltenen Columnen.

e) Die Seltenheit dieses Buchs ist ohne Zweifel die Ursache, warum von Jacob Ayrer's dramatischen Talenten so wenig die Rede gewesen. Gottsched führt in seinem Nöthigen Vorrath Th. I. Seite 142, nebst dem Titel das Verzeichniß der Schauspiele an, die sich in dem Bande finden, aber ohne den Dichter auszuzeichnen. Auch Koch's Compendium hat bei der bibliographischen Anzeige des Opus theatricum keine Bemerkung, die zur Aufmerksamkeit reizen könnte. Nur die Singespiele von Ayrer werden von Gottsched als etwas Besonderes angeführt.

der Titel der Sammlung seiner Werke berichtet, "zu seiner Weil und Lust" oder aus freier Liebe zur Kunst und mit dem Gefühle eines entschiedenen Talents gedichtet hat. Auf die dramatische Poesie scheint dieses Talent beschränkt gewesen zu seyn. Seiner gelehrten Studien ungeachtet, hatte er von der Poesie, deren er sich befliß, weder höhere, noch reinere Begriffe, als Hans Sachs. Aber schon aus seinen so genannten Comödien und Tragödien, die übrigens mit denen von Hans Sachs in eine Classe gehören, spricht eine fruchtbare Phantasie. Die alten römischen Geschichten, die Fabel des deutschen Heldenbuchs, die übrigen damals noch beliebten Rittererzählungen, hat Ayrer zwar eben so roh, aber auch nicht schlechter, als Hans Sachs, dramatisirt. Der närrische Knecht fehlt auch in den meisten dieser Stücke nicht. Ist gleich die Ausführung im Ganzen äußerst platt, wie bei Hans Sachs, so zeigt doch die Composition einen nicht gemeinen Erfindungsgeist an. Offenbar mehr, als Hans Sachs, hat Ayrer in der Cultur des Lustspiels geleistet. In dieser Gattung erscheint er als dramatisches Genie. Ayrer hat zuerst deutsche Lustspiele gedichtet, die eigentliche Intriguenstücke sind, und sich zugleich den regelmäßigeren Gattungen mehr nähern, als alle übrigen deutschen Theaterstücke aus jenen Zeiten. Burlesk sind diese Lustspiele von Ayrer, wie seine Fastnachts- und Possenspiele, aber reicher an Situationen von wahrhaft komischem Interesse. In einem zum Beispiele, Von einem alten Buler und Wucherer, erscheint ein alter Wucherer verliebt in eine schöne öffentliche Dirne. Im Besitze der Gunst dieser Dirne ist

ein

ein junger Edelmann, dem sie viel Geld kostet, und der um ihrer Willen dem Wucherer seine Güter verpfändet hat. Der Wucherer denkt, sich die doppelte Lust zu machen, durch Zurückforderung des geliehenen Geldes seinen Nebenbuhler, der in dem Augenblicke nicht zahlen kann, zu ruiniren, und die Dirne zu gewinnen. Aber sein närrischer Knecht verräth den Handel. Die Gegenpartei trifft Veranstaltung, daß der Wucherer, in der Meinung, heimlich nach seiner Geliebten transportirt zu werden, in einen Mehlsack kriechen muß. Der Edelmann und dessen Diener verkleiden sich bei Nacht in Teufel, überfallen den alten Verliebten, den sein närrischer Knecht im Sacke trägt, mißhandeln ihn, und nöthigen ihm das Versprechen ab, dem Edelmanne die Schuldverschreibung zurück zu geben. Kaum den vermeinten Teufeln entronnen, fällt der Alte in die Hände der bestellten Wache. Der Hauptmann der Wache setzt ihm durch Drohungen so heftig zu, daß er in der Verzweiflung sich entschließt, die Dirne, vor derem Hause er öffentliches Aergerniß gegeben hat, zu heirathen. Die Heirath wird vollzogen. Der blind verliebte Alte, obgleich von allen Seiten betrogen und verspottet, ändert sein Testament, entzieht die Erbschaft seinem Sohne, und setzt seine neue Gattin zur Erbin ein. Dieses unväterliche Verfahren bewegt einen Freund des Sohnes, sich in die Angelegenheit zu mischen. Um dem Alten, der durchaus nicht glauben will, daß er ein betrogener Narr ist, die Augen zu öffnen, überredet er ihn, sich todt zu stellen. Durch dieses Experiment entdeckt der Alte endlich, wie man in seinem Hause gegen ihn gesinnt ist. Er wird bei dieser Gele-

genheit noch ein Mal auf das gröbste mißhandelt. Reuig umarmt er seinen Sohn, den einzigen Menschen, den sein vermeinter Tod betrübt hatte. Die Uebrigen jagt er aus dem Hause. Alle diese Scenen sind von Jakob Ayrer freilich sehr roh, aber mit erschütternd komischer Kraft ausgeführt, und so glücklich zu einem Ganzen verbunden, daß ein gebildeterer Dichter ein treffliches Lustspiel daraus machen könnte. Auch in mehreren der übrigen Theaterstücke von Ayrer zeigt sich sein komisches Genie zugleich mit seiner Geschmacklosigkeit. In einem der burlesksten, Comödischer Proceß gegen die Königin Podagra überschrieben, treten Heroen der Iliade und griechische Götter in Verbindung mit Hans Sachs, Petrarch, und dem römischen Kaiser Severus auf. Der alte Priamus erscheint als Podagrist auf Krücken; Ulyß mit verbundenem Kopfe; Achill hat das Chiragra. Um die Klage gegen das Podagra auf das Beste einzuleiten und durchzuführen, wählen sie zu ihrem Rathgeber und Sachwalter den weisen Hans Sachs. Die Vertheidigung des Podagra übernimmt Petrarch, der sehr feierlich in einem rothen Talar auftritt. Die ganze juristische Förmlichkeit des Processes ist beobachtet. Feinere Satyre muß man in diesen rohen dramatischen Possen nicht suchen; aber sie sind doch Producte eines wahrhaft komischen Witzes, der selbst durch das Phantastische den Effect seiner Erfindungen zu verstärken wußte. Die Fastnachtspiele von Ayrer sind an komischem Gehalte eben so reich, wie die von Hans Sachs, und mit mehr Keckheit erfunden. Vielleicht ist Ayrer auch Erfinder der Gattung, die unter dem Nahmen Singespiele seinen Fastnachts- und Possenspielen beigefügt

fügt sind; oder er hat dieser Gattung, wenn sie schon vorhanden war, wenigstens zuerst eine litterarische Bildung zu geben unternommen. Komische Opern, im neueren Sinne des Worts, sind diese Singespiele nicht. Es fehlt ihnen ganz die Ausbildung, durch welche sich die Poesie den musikalischen Formen anpaßt. Sie haben weder Recitative, noch Arien, noch Duette, noch Chöre. Sie unterscheiden sich von den übrigen Possenspielen des Zeitalters nur durch die Versification in gleichförmigen lyrischen Strophen, die wie ein Volkslied abgesungen wurden f).

Hätte

f) Ein Paar Strophen aus dem Stücke Der verlarvte Franciscus mögen als Probe der Versart dieser Singespiele dienen. Eine trostlose junge Witwe unterhält sich mit ihrer Magd.

Witwe.

Ach weh meins jungen Herzen!
Daß mir mein Mann ist todt,
Das bringt mir großen schmerzen,
Darzu jammer und noht,
Daß ich auf dieser Erden
All meines Lebens tag
Nimmer kann fröhlich werden.

Ancilla.

Ach, Frau, was soll die klag?
Ihr seid ein junges Weibe,
Auch reich an Geld und Gut,
Und habt ein graden Leibe.
Umb euch auch werben thut
Viel mancher junger Geselle.
Nemmt euch ein andern Mann,
Der euch eur vngefelle
In freud verwenden kann.

Hätte der Geist des Zeitalters in Deutschland die Poesie nur ein wenig mehr begünstigt, so würden Theaterstücke, wie die von Ayrer, als treffliche Vorübungen gewirkt haben, die Kunst der Rohheit zu entreißen, und ein Nationaltheater im deutschen Charakter zu begründen. Aber außer Hans Sachs und Ayrer hat keiner der deutschen dramatischen Dichter des sechzehnten Jahrhunderts einen freien Ausflug in das Reich der Phantasie gewagt. Nach ihren beschränkten moralischen und religiösen Begriffen, glaubten sie, die dramatischen Unterhaltungen nur als ein schickliches Mittel benutzen zu müssen, die Gemüther zur Frömmigkeit und christlichen Tugend zu ermuntern. Auch war unter ihnen allen keiner, der durch irgend eine Superiorität des Geistes die Kunst hätte weiter bringen können. An Geschmacklosigkeit sind sie einander beinahe gleich.

Ein gewisser Samuel Hebel aus Hirschberg, nach der barbarischen Gelehrtensitte seiner Zeit Hebelus Cervimontanus genannt, brachte in einem Schauspiele Von der Belagerung der Stadt Bethulia die Judith und den Holofernes zugleich mit dem Könige Nebukadnezar, den Landsknechten Veit Rausch und Hans Sauser, den Bürgern Turnus und Herdonius und andern Personen, die lateinische Nahmen führen, auf das Theater. In diesem Schauspiele figurirt auch der Hofteufel, den man in mehreren deutschen Theaterstücken des sechzehnten Jahrhunderts findet. Zur Erbauung singt Judith auch ein frommes Lied ab[g]).

Der

g) Ein Spil von der Belagerung der Statt Bethulia ꝛc. durch Samuelem Hebelum Cervimontanum. Wien, 1566, in 8.

Derselbe Friedrich Dedekind, dessen oben beiläufig gedacht ist [h]), dramatisirte nach einer Stelle in dem Briefe des Paulus an die Epheser einen Christlichen Ritter, der von einem ausschweifenden und sündigen Soldatenleben endlich zur Gottesfurcht umlenkt. Zu diesem Zwecke treten unter andern handelnden Personen der Apóstel Paulus und ein Mönch Franciscus auf, ferner das Gewissen, der Glaube, die Liebe, die Hoffnung, noch mehrere allegorische Personen, ferner Belzebub nebst drei andern Teufeln und einem Teufelsknecht, und zwei Zechbrüder [i]). Georg Göbel, Notarius und Schulmeister zu Görlitz, ließ noch im Jahre 1586 ein Schauspiel, Die Fahrt Jakobs, drucken, das ganz dem Geschmäcke der dramatischen Mysterien aus den mittleren Jahrhunderten folgt, und mit Engeln und Erzengeln, den zwölf Söhnen Jakobs, den Hirten Matz und Kunz, dem Becker und dem Koche Laban's, Gott den Vater selbst auf das Theater bringt [k]). Johann Sanders, ein Pfarrer, läßt in einer weitläuftigen Tragödie, deren Stoff die Geschichte Johannes des Täufers ist, unter zwei und funfzig han-

h) Vergl. oben, Seite 432.

i) Der christliche Ritter, aus dem sechsten Capitel der Epistel Sanct Pauli zu den Ephesern, in ein geistlich Spil oder Comedien gefasset durch M. Fredericum Dedekindum. 1590. 8. gedruckt zu Ulßen (Uelzen) im Lüneburgischen.

k) Die fart Jacobs des heiligen Patriarchens ꝛc. aus dem Buch der Schöpfung Comedienweise auf Hochzeiten und sonsten zu Spielen gestellet, Durch Georgium Göbeln, Kayserlichen offenbaren Notarium ꝛc. Budissin, 1586, in 8.

handelnden Personen auch den Hofteufel und den Kirchteufel, den Landsassen Jost von Emahus, einen Narren mit Nahmen Morio, und die Kammerjungfer Lascivia auftreten. Die Fama erscheint in diesem Stücke mit einem Fastnachtskleide angethan, mit Flügeln und vielen plumis (wie der Text sagt) behangen, und hält eine gelehrte Rede [l]). Ein gewisser Andreas Calagius, wie er sich nennt, kaiserlicher gekrönter Poet aus Breslau, brachte in demselben Geschmacke die Geschichte der Susanna in eine "zumal lustige und gar neue Comödia". In der Vorrede bemerkt er, deutsche Verse zu machen, sei eine nicht geringere Arbeit, als lateinische; und doch sind seine Verse die gewöhnlichen des Zeitalters [m]). Auch der gelehrte Magister Cyriak Spangenberg, der sich durch seinen Adelsspiegel und andere historische Werke um die Geschichte der Deutschen verdient gemacht hat, lieferte solche Schauspiele, unter andern eine christliche Comödia von dem cananäischen Weiblein [n]). Aber es wäre hier Verschwendung des Raums, das Verzeichniß der Beweise der Rohheit und Dürftigkeit des deutschen Theaters jener Zeit zu verlän-

l) Tragoedia von dem anfang, mittel und ende des heiligen thewren mans Gottes und vorleuffers Christi Johannis des Teuffers ꝛc. Durch Johannem Sanders ꝛc. Magdeburg, 1588, in 8.

m) Susanna, eine zumal lustige und gar newe Comödia ꝛc. Gestellet von M. Andrea Calagio Vratisl. Görlitz, 1604, in 8.

n) Eine christliche Comoedia von dem cananeischen Weiblein Matth. 15. Durch M. Cyr. Spangenberg. Schmalkalden, 1589, in 8.

verlängern. Aus allen diesen geistlichen sogenannten Comödien und Tragödien blickt kaum hier und da ein Funke poetischen Geistes hervor. Ueber den christlichen Zweck der Erfindung erklären die Verfasser sich selbst in den Vorreden.

Als Beispiel eines weltlichen, besonders in moralischer Absicht geschriebenen Theaterstücks im deutschen Geschmacke aus dem sechzehnten Jahrhunderte kann der Dionysius Syracusanus vom Magister Franciscus Omichius, Schulmeister zu Güstrow, angeführt werden o). Da tragen Dio und Plato dem jüngeren Dionys lange Tugendpredigten vor. Die Freundschaft des Damon und Pythias ist hervorgehoben, aber durchaus ohne poetische Kraft. Unter den handelnden Personen, deren Verzeichniß lateinisch beigefügt ist, kommen auch die allegorischen, Amicitia und Veritas, vor. Der Hofteufel und der närrische Knecht, hier wieder Morio genannt, fehlen auch nicht. Die Bauern reden meklenburgisches Plattdeutsch.

In ausdrücklich erklärter moralischer Absicht, nicht ganz ohne dramatisches Darstellungstalent, aber auch mit unerschöpflicher Plattheit, schrieb Johann Stricker oder Strizer (er selbst nennt sich Johannes Stricerius, "armen Diener am Worte Gottes") seine Comödie Der deutsche Schlemmer, ein Charakterstück, das auch in das Plattdeutsche, vermuthlich von ihm selbst, über-

o) Eine newe Comoedia von Dionysii Syracusani und Damonis und Pythiae Brüderschaft ꝛc. Durch M. Franciscus Omichium. Rostock, 1588, in 8.

handelnden Personen auch den Hofteufel und den Kirchteufel, den Landsassen Jost von Emahus, einen Narren mit Nahmen Morio, und die Kammerjungfer Lascivia auftreten. Die Fama erscheint in diesem Stücke mit einem Fastnachtskleide angethan, mit Flügeln und vielen plumis (wie der Text sagt) behangen, und hält eine gelehrte Rede [l]). Ein gewisser Andreas Calagius, wie er sich nennt, kaiserlicher gekrönter Poet aus Breslau, brachte in demselben Geschmacke die Geschichte der Susanna in eine "zumal lustige und gar neue Comödia". In der Vorrede bemerkt er, deutsche Verse zu machen, sei eine nicht geringere Arbeit, als lateinische; und doch sind seine Verse die gewöhnlichen des Zeitalters [m]). Auch der gelehrte Magister Cyriak Spangenberg, der sich durch seinen Adelsspiegel und andere historische Werke um die Geschichte der Deutschen verdient gemacht hat, lieferte solche Schauspiele, unter andern eine christliche Comödia von dem cananäischen Weiblein [n]). Aber es wäre hier Verschwendung des Raums, das Verzeichniß der Beweise der Rohheit und Dürftigkeit des deutschen Theaters jener Zeit zu verlän-

l) Tragoedia von dem anfang, mittel und ende des heiligen thewren mans Gottes und vorleuffers Christi Johannis des Teuffers ꝛc. Durch Johannem Sanders ꝛc. Magdeburg, 1588, in 8.

m) Susanna, eine zumal lustige und gar newe Comödia ꝛc. Gestellet von M. Andrea Calagio Vratisl. Görlitz, 1604, in 8.

n) Eine christliche Comoedia von dem cananeischen Weiblein Matth. 15. Durch M. Cyr. Spangenberg. Schmalkalden, 1589, in 8.

verlängern. Aus allen diesen geistlichen sogenannten Comödien und Tragödien blickt kaum hier und da ein Funke poetischen Geistes hervor. Ueber den christlichen Zweck der Erfindung erklären die Verfasser sich selbst in den Vorreden.

Als Beispiel eines weltlichen, besonders in moralischer Absicht geschriebenen Theaterstücks im deutschen Geschmacke aus dem sechzehnten Jahrhunderte kann der Dionysius Syracusanus vom Magister Franciscus Omichius, Schulmeister zu Güstrow, angeführt werden o). Da tragen Dio und Plato dem jüngeren Dionys lange Tugendpredigten vor. Die Freundschaft des Damon und Pythias ist hervorgehoben, aber durchaus ohne poetische Kraft. Unter den handelnden Personen, deren Verzeichniß lateinisch beigefügt ist, kommen auch die allegorischen, Amicitia und Veritas, vor. Der Hofteufel und der närrische Knecht, hier wieder Morio genannt, fehlen auch nicht. Die Bauern reden meklenburgisches Plattdeutsch.

In ausdrücklich erklärter moralischer Absicht, nicht ganz ohne dramatisches Darstellungstalent, aber auch mit unerschöpflicher Plattheit, schrieb Johann Stricker oder Strizer (er selbst nennt sich Johannes Stricerius, "armen Diener am Worte Gottes") seine Comödie Der deutsche Schlemmer, ein Charakterstück, das auch in das Plattdeutsche, vermuthlich von ihm selbst, über-

o) Eine newe Comoedia von Dionysii Syracusani und Damonis und Pythiae Brüderschaft ꝛc. Durch M. Franciscus Omichium. Rostock, 1588, in 8.

überſetzt iſt [p]). Es ſoll anſchaulich machen, wie ein Schlemmer, der ganz in ſinnlichen Lüſten verſunken iſt, nach und nach durch Krankheit und Mißgeſchick mit Hülfe des Predigers, der Sünde, des Todes, und des Teufels, die hier alle als mithandelnde Perſonen auftreten, gebeſſert wird, und voll Reue und Glauben ſeelig ſtirbt. Auch Moſes und ein Engel haben in dieſer gut gemeinten Comödie eine Rolle.

Dem Range nach in der bürgerlichen Welt der vornehmſte unter dieſen deutſchen Schauſpieldichtern iſt der Herzog Heinrich Julius von Braunſchweig, von welchem fünf Comödien vorhanden ſind [q]).

Je mehr Notizen zur Geſchichte des deutſchen Theaters aus dem ſechzehnten Jahrhundert man ſammlet, deſto deutlicher zeigt ſich beſonders in dieſem Theile der deutſchen Litteratur, wie wenig das fortgeſetzte Studium der alten griechiſchen und lateiniſchen Litteratur auf den Nationalgeſchmack in Deutſchland wirkte, weil man faſt alles Intereſſe für liberale Geiſtesbildung verloren hatte, und überall chriſtliche Frömmigkeit und Tugend, nicht bloß herzlich empfinden und ausüben, ſondern auch bei jeder

p) Gottſched theilt in ſeinem Nöthigen Vorrath, Th. I. Seite 133, Proben von der plattdeutſchen Ausgabe dieſes Schauſpiels mit. Die hochdeutſche, neben mir liegende, iſt älter. Der Titel lautet: Der Deutſch Schlemmer, das iſt, ein Geiſtlich Spiel, darinne abgemalet, gewarnet, und zu wahrer Buße vermanet werden ꝛc. Durch Joannem Stricerium. Magdeburg, 1588, in 8.

q) S. Koch's Compendium, Th. I. Seite 267.

jeder Gelegenheit pedantisch auskramen zu müssen glaubte, zur Ehre Gottes, und zur Beförderung des Heils der Seelen. Sogar am Rande sind mehrere dieser Schauspiele mit Citaten aus der Bibel versehen.

Nicht einmal auf Vervollkommnung der Versification, die in den meisten dieser Theaterstücke dieselbe ist, wie in den übrigen nicht lyrischen deutschen Gedichten des sechzehnten Jahrhunderts, wirkte die Kenntniß, die man von der griechischen und römischen Theatersprache erlangt hatte. Der einzige deutsche Schauspieldichter, der sich um die metrische Bildung der Sprache im sechzehnten Jahrhundert verdient gemacht hat, ist Paul Rebhun, Schulmeister, dann Superintendent, zu Plauen, einer der ersten lutherischen Geistlichen. In seiner Susanna, die schon im Jahre 1535 aufgeführt worden, sind die Sylben mit metrischer Kunst gemessen, nicht meistersängerisch abgezählt. Auch hat er jambische und trochäische Verse unterschieden. Aber er fand keine Nachfolger. Die meistersängerische Art, zu reimen ohne zu scandiren, blieb in der deutschen Poesie die herrschende bis in das siebzehnte Jahrhundert r).

r) Auf den metrischen Vorzug der dramatischen Arbeiten des Paul Rebhun hat zuerst Gottsched aufmerksam gemacht. S. dessen Nöthigen Vorrath, Th. I. Seite 66 ff., wo gute Proben mitgetheilt sind.

Drittes Capitel.

Geſchichte der ſchönen Proſe in der deutſchen Litteratur dieſes Zeitraums vom letzten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts bis in die erſten Decennien des ſiebzehnten.

Was die Poeſie während des langen Zeitraums vom letzten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts bis in die erſten Decennien des ſiebzehnten in der deutſchen Litteratur verlor, das gewann die ſchöne Proſe. Dieſelben Urſachen, die den Geſchmack der Deutſchen immer unpoetiſcher machten, beförderten das Bedürfniß eines proſaiſch richtigen, verſtändlichen, und überhaupt zweckmäßigen Ausdrucks der Gedanken, deren Gebiet ſich mit der Cultur der Wiſſenſchaften erweiterte a).

Zur Entwickelung der Beredſamkeit im engeren Sinne oder der oratoriſchen Kunſt gab es in Deutſchland, nach wie vor, keine Veranlaſſung, außer in den Kanzelvorträgen. Die mündlichen Verhandlungen über das gemeine Wohl in den, damals ſo blühenden, republicaniſchen Reichsſtädten gingen ihren natürlichen Gang ohne alle Beziehung auf grammatiſche Richtigkeit, oder äſthetiſche Veredelung des Ausdrucks. Auch die Sprache des Umgangs im gemeinen Leben blieb dem Zufalle überlaſſen. Von dieſer Seite konnte alſo die litterariſche Beredſamkeit in Deutſchland nicht, wie im

a) Vergl. oben, Seite 208.

im alten Griechenland und Rom, und wie zum Theil auch in einigen neueren Staaten, geweckt und gebildet werden. Die feineren Reize des leichten Gedankenwechsels im geselligen Leben blieben den Deutschen unbekannt. Der steigende Luxus veränderte die Sitten der Nation, besonders im funfzehnten Jahrhundert, ohne sie ästhetisch zu veredeln. Man wollte, fröhlich und rechtlich, wie die Vorfahren, nur schwelgerischer, als sie, übrigens immer mit einer gewissen kräftigen Rohheit, bei der man sich wohl befand, das Leben genießen. Ohne diese Vernachlässigung der ästhetischen Formen der Geselligkeit wäre auch die deutsche Theatersprache im sechzehnten Jahrhundert nicht so niedrig und roh geblieben. Weit mehr, als die Bedürfnisse des geselligen Lebens, trug die bürgerliche Gesetzgebung zur Bildung der deutschen Prose bei. Um Eleganz des Styls war es freilich, und mit Recht, den deutschen Gesetzgebern, von denen die vielen aufgeschriebenen Stadt- und Landrechte aus jenen Zeiten herstammen, im mindesten nicht zu thun; aber der deutsche Verstand verlangte von einem gut verfaßten Gesetze Klarheit und Bestimmtheit, die ersten Erfordernisse aller guten, wenn denn auch noch lange nicht schönen Prose. Durch eine schleppende, steife, verworrene und abgeschmackte Phraseologie des sogenannten Canzleistyls den Sinn öffentlicher Verfügungen zu verdunkeln, wie es bei den Deutschen im siebzehnten Jahrhundert allgemein gebräuchlich wurde, fand man im vierzehnten und funfzehnten noch unter der Würde des herrschenden gesunden Verstandes. Aber zur Entwickelung und Bildung der litterarischen Beredsamkeit oder schönen Prose konnten

ten doch auch die klarsten und bestimmtesten Statuten und Landesgesetze schon deßwegen nur wenig mitwirken, weil die meisten mit Fleiß, der Natur ihrer Zwecke gemäß, in den Stadt- und Provinzial-Dialekten geschrieben wurden, aus deren Conflicte sich die aufkeimende Gesammtsprache für die deutsche Nation noch nicht herausgearbeitet hatte. Mit der Entwickelung dieser Gesammtsprache mußte die Bildung der deutschen Prose anfangen. Bücher mußten geschrieben werden, deren Inhalt die ganze Nation interessirte. Solche Bücher konnten, nach dem Geiste des Zeitalters, keine anderen seyn, als historische, moralische, und religiöse. Und was sich ereignen mußte, wenn die deutsche Prose fortrücken sollte, ereignete sich wirklich. Stärke und Innigkeit moralischer und religiöser Gefühle begeisterten Schriftsteller, denen an der Schönheit der Prose unmittelbar wenig gelegen war, die Sprache zu vervollkommnen, um im Ausdrucke ihrer Gedanken sich selbst Genüge zu thun. Diese Männer dachten und schrieben im Charakter der Nation, der sie angehörten; denn für moralische und religiöse Begeisterung war der Deutsche weit mehr, als für ästhetische, und vor vielen andern Nationen, empfänglich. Das Interesse für Wahrheit vereinigte sich lebhaft mit dem moralischen in der Seele des Deutschen. Gesunde praktische Vernunft weckte einen männlichen, wenn auch nicht feinen, Witz, der die pedantische Trockenheit der gemeinen didaktischen Formen verscheuchte. Auch der historischen Kunst fingen die Deutschen an, sich zu befleißigen, aus Eifer für die moralische Würde der Geschichte, nicht, um sich an einem schönen Style zu vergnügen. Was

also die deutsche Prose in diesen Jahrhunderten der unverwahrloseten Nationalität an ästhetischer Bildung gewann, zeigt deutlich, wie dasjenige Schöne, das mit prosaischen Zwecken vereinbar ist, und das wir das rhetorische nennen können, unter gewissen Umständen aus dem Guten und Wahren von selbst hervorgeht. Aber besonders merkwürdig und für die Nationalität der deutschen Litteratur charakteristisch bleibt es doch, daß der fromme Enthusiasmus theologischer Mystiker, wie man sie nennt, besonders Johann Tauler's, schon im vierzehnten Jahrhundert der deutschen Prose die erste Richtung zu einer höheren Bildung gab, und daß im sechzehnten Jahrhundert wieder ein Theologe, Luther, der Mann war, der das Werk vollendete, der deutschen Nation eine Gesammtsprache zu geben, die sie doch am Ende nur ihren Schriftstellern verdanken konnte.

So groß aber auch die Fortschritte sind, welche die deutsche Prose im vierzehnten, funfzehnten, und sechzehnten Jahrhundert machte, so läßt sich ihre Geschichte doch in einem kurzen Capitel zusammenfassen. Denn eine wahre Nationallitteratur in deutscher Prose konnte nicht eher entstehen, als, bis die Gesammtsprache, die ein Bedürfniß der Nation blieb, wirklich in festen Formen sich entwickelt hatte. Aber bis auf Luther schwankte diese Gesammtsprache noch immer in grammatischer Unbestimmtheit zwischen einer Menge von Provinzial- und Stadt-Dialekten, in welche der hochdeutsche Ur-Dialekt seit undenklichen Zeiten aufgelöset gewesen war. Diejenige Form des hochdeutschen Ur-Dialekts, die schon lange vor Luther,

durch das Zuſammentreffen der Provinzialdialekte der Schriftſteller nach und nach, indem einer ſich nach dem andern richtete, als herrſchende, wenn gleich noch nicht als allgemeine Bücherſprache der Nation ſichtbar hervortrat, war durch kein Muſter von unbeſtrittener Autorität befeſtigt. Erſt ſeitdem die Proteſtanten in Deutſchland Luther's Bibelüberſetzung als das Palladium ihres Glaubens verehrten, war für die Sprache eine Norm vorhanden, nach der ſich zuletzt, nach langem Sträuben, auch die katholiſchen Schriftſteller bequemten. Aber ehe ſich Deutſchland an dieſe Norm gewöhnte, verging noch das ganze ſechzehnte Jahrhundert. Alles, was vor Luther in deutſcher Proſe geſchrieben wurde, iſt alſo nur als Vorübung anzuſehen; und ſelbſt im ſechzehnten Jahrhundert waren außer Luther nur wenige deutſche Schriftſteller, deren Sprache und Styl nach claſſiſcher Vollendung ſtrebten. Für den Sprachforſcher, der genau bemerken will, wie die hochdeutſche Geſammtſprache vor Luther entſtanden iſt, und welche Verdienſte Luther ſich um ihre Ausbildung und grammatiſche Befeſtigung erworben hat, giebt es hier eine Menge größerer und kleinerer Schriften zu vergleichen. In einer Geſchichte des litterariſchen Geiſtes und Geſchmacks der Deutſchen iſt es genug, einige der vorzüglichſten Schriftſteller hervorzuheben, um zu zeigen, was die deutſche Proſe, lange Zeit ohne Regel, ſchwankend zwiſchen Provinzialdialekten bis auf Luther, dann im ſechzehnten Jahrhundert nach dem Canon der lutheriſchen Bibelüberſetzung, wurde [b]).

I.

b) Die wichtigſten Notizen zur Geſchichte der deutſchen Proſe

1. Von den Romanen und Novellen, die in Deutschland, wie bei andern neueren Nationen, seit dem Abblühen des alten Stammes der Ritterpoesie das natürlichste Band zwischen der eigentlich poetischen und der eigentlich prosaischen Litteratur wurden, ist schon oben einige Mal die Rede gewesen [c]). Die Verfasser solcher Romane und Novellen nahmen anfangs den Styl der Gedichte selbst, die sie in populäre Prose auflöseten, zum Muster. Auch in ihrer Sprache behielten sie lange Zeit noch Manches vom alten schwäbischen Dialekte bei [d]). Durch Nachahmung dieser, in hochdeutschen Dialekten geschriebenen Unterhaltungsbücher bildete sich der Styl ähnlicher Werke, die, vermuthlich schon während des vierzehnten Jahrhunderts, von niederdeutschen Schriftstellern in ihren Provinzialdialekten geschrieben wurden [e]). Die romantische Prose dieser

Prose vom dreizehnten bis zum siebzehnten Jahrhundert findet man gesammelt in Leonhard Meister's Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Nationallitteratur, Band I. Schätzbar ist auch, was man über diesen Theil der schönen Litteratur der Deutschen bei Hrn. Petersen findet, in seiner Preisschrift über die Epochen der deutschen Sprache (Schriften der Manheimer deutschen Gesellsch. Band III.)

c) Vergl. oben, Seite 332 und 419.

d) Hierher gehören die Novellen und Erzählungen in der halbschwäbischen Uebersetzung der Gesta Romanorum, diesem im Mittelalter so beliebten moralischen Exempelbuche. S. die Proben hinter den Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger (von Bodmer herausgegeben, Zürich, 1757, in 8.).

e) Hierher gehört die niederdeutsche Erzählung vom Leben Alexander's d. G. S. Hrn. Bruns oben angeführte Sammlung plattdeutscher Gedichte, S. 331.

dieser damals sehr beliebten Erzählungen hat Reize, die den späteren Werken derselben Gattung fehlen. Man erkennt in ihr die Reste der Poesie, aus der sie entstanden ist. Weich und leicht, ohne starke, oder kühne Gedanken und Bilder, aber natürlich, gefällig, und nicht unharmonisch, auch wohl malerisch, gleitet sie in angenehmen Krümmungen anmuthig dahin. Die Perioden sind meistens gut articulirt; die kurzen Sätze ungezwungen abgesondert. Eine gewisse altväterische Monotonie, besonders in der Wiederholung derselben Wörter und Wendungen, gehört dem Zeitalter an. Abgerechnet diesen Fehler und die grammatische Unsicherheit, hätte die deutsche Novellenprose des vierzehnten Jahrhunderts leicht die reinste classische Politur annehmen können, ohne in ihren wesentlichen Zügen verändert zu werden [f]). Im Niederdeutschen wurde diese

f) Zur Probe diene der Anfang einer dieser Erzählungen, die hinter Bodmer's Fabeln der Minnesinger abgedruckt sind.

Octavianus was gewaltig ze Rom. Der hett sin weib lieb fuir alle ding um dreyer sach willen, die sie an ir hett: Zuo dem ersten was si im getrew: Zuo dem andern mal was si schoen: Zuo dem dritten mal was si stät und gehorsam. Nun geschachs eins nachts, da er in dem pett lag, da gedacht er im, er wolt zuo dem heiligen grab varn. Des morgenz ruft er der kaiserin für sich und seinem bruoder, und sprach: Fraw, ich hab mir für genomen, ich well ain klaine zeit von hinn varn. Nun getraw ich dir so wol, das ich dir enpfilch alles, das ich kan, und wil darzuo kainen ohman setzen, wan meinen bruoder, der sol tuon nach deinem geschäft alles, was du wil auzgerichten macht: und der sol die gehorsam und undertaenig sin. Und schikt sich kürtzlich darzuo, das er sein straß fuor mit ainem guoten zeug. Die Fraw hielt das reich alle die zeit gar ordentlich, ꝛc.

diese Art, zu erzählen, mit gutem Erfolg nachgeahmt [g]). Noch im funfzehnten Jahrhundert erhielt sich derselbe angenehme Styl mit seinen altromantischen Reizen in der deutschen Novelle [h]). Dann wurde er nachlässiger und gemeiner, doch auch noch im sechzehnten Jahrhunderte nicht ganz schlecht, wie man besonders aus dem Buche der Liebe sehen kann, dessen oben gedacht ist [i]). Erst im siebzehnten Jahrhundert, da das Zeitalter der entschiedenen Geschmacklosigkeit in der deutschen Litteratur anfing, und phantastische Romane die alten Novellen verdrängten, sank die alte romantische Prose bis zu der Erniedrigung herab, mit der sie noch

g) Ein Beispiel dieser cultivirten niederdeutschen Prose sey der Anfang der Erzählung von Alexander d. G.

Nectabius was en koningk to Egypten, un was en meſter in der ſwarten kunſt, un konde vele toverie. Do kemen vele koninge un wolden wedder on ſtriden. Do provede he in den ſternen wol, dat he den vienden nicht mochte wedderſtan: des vlo he hemeliken ut dem lande, un kam in en ander lant, dar he unbekant was, to enem koninge, de het Philippus, unde ſprak, dat he were en prophete un en meſter in den ſternen. De koning un koninginne kreghen on ſere lef. To ener tit toch de koning ut mit ſinem here up de viende, un Nectabius blef to hus mit der vruwen. Do bat on de koninginne, dat he or witken wolde, wat ore to komen ſcolde. To ener tit ſat he bi ore un ſach ſe degher an.

h) Ein treffliches Beispiel, das hierher gehört, ist die Erzählung vom Hirſche mit dem güldenen Geweihe, und dem Fräulein am Brunnen; abgedruckt in Meißner's und Canzler's Quartalſchrift für ältere Litt. und neuere Lectüre, Jahrgang 1784, Stück 3.

i) Vergl. oben, Seite 420.

noch in den Volksbüchern erscheint, die auf den Jahrmärkten verkauft werden.

Auf die Bildung der eigentlichen, nicht mit der Poesie verwandten Prose, besonders der didaktischen, scheint der Styl der Romane und Novellen in dieser Periode der deutschen Litteratur anfangs einen nicht zu verkennenden guten Einfluß gehabt zu haben, aber nur bis in das funfzehnte Jahrhundert. Sobald die deutschen Gelehrten sich der lateinischen Sprache bemächtigten, um wissenschaftliche Werke gewöhnlich nur lateinisch zu schreiben, trat die alte romantische Litteratur in der Muttersprache außer aller Verbindung mit der wissenschaftlichen; und die wissenschaftliche, die strenge gelehrt scheinen wollte, wurde barbarisch, obgleich die Muster des classischen Alterthums dem Zeitalter vor Augen lagen.

II. Die didaktische Prose entwickelte sich in der deutschen Litteratur so früh, als es bei der allgemeinen Beschränkung der Begriffe irgend möglich war.

Wie man schon im vierzehnten Jahrhundert dahin arbeitete, selbst die abstractesten Begriffe der scholastischen Philosophie in deutscher Sprache auszudrücken, zeigt eine theologisch-metaphysische Abhandlung, die sich aus jenen Zeiten erhalten hat k). Der unbekannte Verfasser dieser Abhandlung begnügt sich nicht mit trockener Auseinandersetzung schwer verständlicher Begriffe; er giebt auch durch

k) Diese interessante Abhandlung steht abgedruckt in Hrn. Docen's Miscellaneen zur Gesch. der deutschen Litt. Band I. Seite 140.

durch Fragen und andere Wendungen seinem Style eine kunstreiche Lebhaftigkeit. Er wollte durch dialektische Beredsamkeit seinen Lesern klar machen, was ihm selbst kaum begreiflich war[1]). Vermuthlich ist diese Abhandlung damals, als sie geschrieben wurde, nicht einzig in ihrer Art geblieben. Wäre der Geist des Zeitalters solchen Bemühungen zu Hülfe gekommen, so hätte schon im vierzehnten Jahrhundert die speculative Philosophie so gut deutsch reden lernen, wie sie es erst in der zweiten Hälfte des achtzehnten gelernt hat.

Aber

1) Wer sollte dem vierzehnten J. H. eine solche Exposition metaphysischer Begriffe in deutscher Sprache zutrauen, wie die folgende?

"Daz ist war, daz ein jeslech vernvnftlich Wesen muz seilich sein von Natur; darumc heizet es dus, ein wurckende vernvnft. Vraget man nv, seit der Mensche hie inne seilich sei nach sinem hochsten Teil, warvmb er denne alzemal niht seilich sei? So antwortet man alsus darzv, vnd sprichet von einer andern Vernvnft, die heizet ein mvglich Vernvnft, die gemein ist dem Geist in der Weise, alz er Zelt berurt in dem Leichname. Mohte nv .... daz die Vernvnft sich ainvaltich mohte keren sonder Mittel zu der wurckenden Vernvnft: so wer der Mensche hie alz seilich, als in dem ewigen Leben, wan daz ist Seilickeit des Menschen, daz er bekennet sin aigen Sein in der Weise der wurckenden Vernvnft. Ditz ist hie niht mvglich der mvglichen Vernvnft, wan ez ist Mvglicheit ein lauter Niht, ellev Dinch ze verstan. Wan die Vernvnft daz werden mach sonder daz sie niht enist, dar vmb hatzet sie ein mvglicher Vernvnft, wan dize ist .. dar vmme ... Ewicheit der Genaden vnd Glorien, osend irs aigen Sins von dem Wesen der Mvglicheit, vnd mvge enphahen Vberformvnge der wurckenden Vernvnft.

Aber weit mehr vervollkommnet wurde die deutsche Sprache zum Ausdrucke abstracter Vorstellungen und übersinnlicher Gefühle, schon im vierzehnten Jahrhundert, durch die geistvollen Theologen, die man Mystiker genannt hat. Wie die mystische Theologie in Deutschland Eingang gefunden, und woher die ersten deutschen Mystiker die Begriffe der Lehre geschöpft haben, die sie nachher in ihrem Herzen bestätigt fanden, ist noch nicht hinlänglich aufgeklärt. Der Keim dieser Mystik, die das Ueberirdische im Innersten des menschlichen Gemüths erkennen und verehren lehrt, lag immer in der christlichen Theologie; denn ihr Stifter hatte gesagt, daß diejenigen, die reines Herzens sind, Gott anschauen sollen; und der Neo-Platonismus, der sich an das Christenthum im Zeitalter der Kirchenväter anschloß, gab durch sein System der mystischen Entsinnlichung dem menschlichen Geiste die speculative Richtung, die das Anschauen Gottes auf Erden möglich machen sollte. Wenn wir nun auch Alles, was sich von mönchischer Vorstellungsart und andrer Schwärmerei in diese Lehre einmischte, gering schätzen wollen, so bleibt doch gewiß, daß es im Zeitalter der Scholastik und Mönchstheologie keine reinere Religion des Herzens gab, als die Religion der sogenannten Mystiker m). Deutsche Gemüther waren von

m) Man kann von allen vorzüglicheren Schriften dieser Mystiker sagen, was der alte Herausgeber von Tauler's Predigten vom Geiste dieser Predigten sagt: es gehe ihre Meinung ganz darauf, "daß der Mensch seinen Grund, Gemüth, Herz und Seel, also lauter und rein bereiten und behalten soll, daß Gott darin mög

von jeher zur Innigkeit religiöser Gefühle gestimmt gewesen. Die deutschen Mystiker des vierzehnten Jahrhunderts hielten vermuthlich anfangs ihre, noch gar nicht philosophisch gebildete Muttersprache kaum fähig, das Ueberirdische, in dessen Anschauen sich die Seele verlieren sollte, in Worte zu fassen. Aber wenn sie ihre mystischen Gedanken und Gefühle von der Kanzel aussprechen wollten, mußten sie sich doch der Muttersprache bedienen. Auch gesellten sich bald weibliche Mitglieder, edle Schwärmerinnen, denen die gemeine Volks- und Kloster-Religion nicht genügte, zu dem neuen Bunde der Seelen. Und kaum war der Versuch gemacht, die deutsche Sprache als Werkzeug des Ausdrucks mystischer Begriffe und überirdischer Gefühle mit Begeisterung zu gebrauchen, so deckte eben diese Begeisterung neue Schätze im wenig bekannten Reichthume der Sprache auf, der man eine solche Kraft und Bildsamkeit schwerlich zugetrauet hatte. Was das Gefühl vermag, eine Sprache zu bilden, hatten die deutschen Minnesinger in der Poesie gezeigt; die frommen Mystiker des vierzehnten Jahrhunderts zeigten es in deutscher Prose.

Unter diesen Mystikern, denen die didaktische und die oratorische Prose in deutscher Sprache so vieles verdankt, ist Johann Tauler der bekannteste, und mit Recht berühmt. Er war Dominicaner-

mög seine Werke wirken, und seine Lust und Freude daran haben". Es ist die Religion Pascal's und Fenelon's, nur weniger geläutert und in rauherem Gewande der Sprache.

canermönch, geboren zu Straßburg, oder zu Cölln, entweder zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, oder schon zu Ende des dreizehnten. Sehr jung war er in den Dominicanerorden getreten. Seine Predigten, durch die er die Religion seines begeisterten Herzens verkündigte, zogen eine Menge von Zuhörern herbei, die ihn verehrten, auch wenn sie ihn nicht verstanden. Sein exemplarisches Leben erhöhte den Ruf seiner Reden. Ueberfüllt von Begeisterung, gerieth er ein Mal, während er predigte, in's Stocken, brach in Thränen aus, und mußte, ohne seinen Vortrag endigen zu können, von der Kanzel herabsteigen. Zwei Jahre lang vermochte er nicht, sich wieder als Redner zu zeigen. Dann predigte er mit neuer Kraft und neuem Beifall. Er starb im Jahre 1361 zu Straßburg, wo sein Leichnam in der Dominicanerkirche begraben liegt n). In der Geschichte des Mysticismus, des christlichen sowohl, als des philosophischen, muß von Tauler vor vielen andern edlen Schwärmern die Rede seyn. Die Verdienste, die er sich um die didaktische und oratorische Bildung der deutschen Sprache erworben hat, leiden keinen Zweifel; aber über die Art, wie er sich diese Verdienste erworben, scheint unter den Litteratoren eine irrige Meinung zu herrschen o). Denn als Schrift-

steller

n) Eine ascetische Biographie Tauler's schrieb der bekannte Theologe Johann Arndt unter dem Titel: Die Historia und das Leben des ehrwürdigen Herren und D. *Johannis Tauleri*, aus dessen Schriften zusammengestellet ꝛc. 1689, in 8. — Auch in Bayle's Wörterbuche hat Tauler einen Artikel.

o) In den oben angeführten Preisschriften von Leonhard

steller hat sich Tauler, so viel sich aus den alten Nachrichten schließen läßt, der deutschen Sprache entweder gar nicht, oder nur in seinen letzten Lebensjahren, bedient. Seine Predigten schrieb er lateinisch nieder, wie es noch im funfzehnten Jahrhundert unter den gelehrten Theologen in Deutschland üblich war; und nachdem er sie lateinisch aufgesetzt, hielt er sie deutsch. Der Titel der ältesten Ausgaben dieser Predigten sagt ausdrücklich, daß sie aus dem Lateinischen übersetzt sind p). Aber der Uebersetzer hatte von Tauler selbst die Sprache gelernt, deren sich dieser außerordentliche Mann auf der Kanzel bediente. Und ein Glück für die deutsche Sprache war es, daß Tauler lange Zeit auf die Gefahr, nicht verstanden zu werden, metaphysisch zu predigen wagte, bis er durch einen seiner frommen Schüler bewogen wurde, dem eiteln Scheine weltlicher Wissenschaft zu entsagen, und sich, selbst in der Fülle

hard Meister und von Petersen, und noch bei andern Litteratoren, wird Tauler geradezu als deutscher Schriftsteller charakterisirt.

p) Ich habe die Augsburger Ausgabe vom J. 1508 in folio vor mir. Sie soll die zweite seyn, und ist fast eben so selten wie die älteste vom J. 1498. In dieser Augsburger Ausgabe lautet der Titel: Sermones: Des hochgeleerten in Gnaden erleuchten Doctoris Johannis Thaulerii ꝛc. von latein in teutsch gewendt; und auf der vorletzten Seite des Buches wird noch ein Mal ausdrücklich gesagt, daß es dem corrigirten Texte folge, der neulich zu dem mererm Teil auf gut verstentlich Augsburger Sprach besorgt sey. Dabei wird angemerkt, daß der Augsburgische Dialekt damals unter den teutschen Zungen gemeiniglich für den verständlichsten gehalten werde.

Fülle der Begeisterung, ganz zur populärsten Sprache des von Gott erfüllten Herzens herabzustimmen q). Gerade durch die metaphysischen Stellen in Tauler's Predigten erhielt die deutsche Sprache, außer einer Menge neuer, glücklich erfundener Wörter, eine neue Geschicklichkeit, ohne Zwang und Pedantismus, geist- und gefühlvoll, nicht scholastisch, Gedanken auszudrücken, die sich zu dem Höchsten erheben, das der Mensch zu denken fähig ist. Um dieser Stellen willen müssen diese Predigten auch in der Geschichte der didaktischen, nicht bloß der oratorischen, Prose der Deutschen mit Auszeichnung genannt werden r). Oft versinken zwar bei

q) So glaube ich wenigstens den Sinn der mystisch-ascetischen Historia deuten zu müssen, die der Augsburgischen Ausgabe der Predigten Tauler's anzehängt ist.

r) Man höre Tauler in der zweiten dieser Predigten über das Wesen der menschlichen Seele räsonniren.

— "Alle werck, die dye sele würckt, die würckt sy mit den krefften. Was sie versteet, das verstet sie mit der vernunfft. So sie gedenckt, daz tůt sy mit der gedächtnüß. Sol sy lieben, daz tůt sy mit dē willen. Wů also würckt sy mit den krefften vnd nit mit dē wesen. Alles jr außwürcken haffret allweg an etwas mitels. Die krafft des sehens würckt nicht, dann durch die augen. Anders mage sy kain ding gesehen, würcken, noch geben. Vnd also ist es mit allen den andern sinen. Alles jr außwürcken wirckt sy durch etwas mitels. Aber in dem wesen ist kain werck. Dauon hat die seel in dē wesen kain wercke, wan die krefft damit sy würckt; die fließen auß dē grunde des wesens. Mer in dem grund, da ist das mitel schweigen, hie ist allain ruwe vnnd ain wonunge". —

Stellen, in denen diese metaphysische Versenkung der Seele in der Ruhe ihres eigenen Wesens und die

bei Tauler die klaren Begriffe in mystischer Träumerei; dafür räsonnirt er an andern Stellen eben so verständig, als angenehm [rr]). Auch hat Tauler dieselben Grundsätze der Religiosität in mehreren Abhandlungen niedergelegt, die aber weniger bekannt geworden sind, als seine Predigten [s]).

Freunde, Verehrer, und Schüler Tauler's bemühten sich, mit ihm zu wetteifern im natürlichen, treffenden, und kraftvollen Ausdrucke religiöser Begriffe und Gefühle. Unbekümmert um Schönheit

die damit verbundene mystische Empfänglichkeit für die Einwirkung Gottes noch subtiler ausgedrückt ist, findet man abgedruckt in Hrn. Petersen's öfter schon angeführten Preisschrift. Da sind auch mehrere der neuen Wörter zu finden, durch die sich Tauler verständlich zu machen suchte.

rr) Ich kann nicht umhin, da das merkwürdige Buch in seiner ursprünglichen Gestalt so selten ist, noch eine Stelle, aus der 44sten Predigt, mitzutheilen.

— Und also hat got alle creatur gemachet wircklich ym selber geleich, den hymel, die sonnen, die sterne, vñ über alle ding ferr den engel, den menschen, iglichs nach seyner weiß. Es ist nyndert so ain klaines blümlein, noch blätlein, der groß himel, die sonne, die sterne, vñ auch der mon, es wirkkt alles darein, vñ vor allen dingen gott mit im selber. Solte deß der edel, nach gott gebildet mensch nicht wircklich sein nach got in gott gebildet, nach seinen krefften vnd im gleich nach seinem wircken? Die edel vernunftig creatur muß vil adelicher wircklich sein, dann die vnuernünftigen creaturen.

s) Die Predigten Tauler's sind öfter in neueres Deutsch übertragen, besonders im siebzehnten J. H. und noch drei Mal zu Anfange des 18ten. Ein Verzeichniß mehrerer der neuen deutschen Wörter, die aus dieser Schule stammen, findet man in Hrn. Petersen's Preisschrift.

heit des Styls, thaten sie der deutschen Prose wesentlichere Dienste, als die nüchternen Phrasenkünstler spätterer Zeiten es vermochten. Die Reinheit des Herzens, nach der sie strebten, schien ihnen in einer reinen Sprache sich natürlicher zu zeigen, als in einem barbarischen Gemenge deutscher und lateinischer Wörter und Wendungen. Der Briefe Heinrich's von Nördlingen, der zu dieser Schule gehörte, soll unten weiter gedacht werden.

Didaktisch im strengeren Sinne, als die Prose Tauler's, ist diejenige, die man in einem moralischen Werke des Otto von Passau findet. Dieser Geistliche, Lesemeister oder Lector in einem Barfüßerkloster zu Basel, ein Zeitgenoß von Tauler, endigte im Jahre 1386 ein Buch, an dem er lange gearbeitet hatte. Er nannte es Die vier und zwanzig Alten, oder Der güldene Thron t). Hundert und vier Autoren zählt er auf, die er gelesen und bei der Ausarbeitung dieses Buchs benutzt habe. Unter ihnen nennt er auch den Plato, den Aristoteles, den Seneca, den Valerius Maximus. In vier und zwanzig Abtheilungen läßt er vier und zwanzig alte Männer oder Aelteste eine Hauptsumme der christlichen Tugenden vortragen. Das Buch ist reich an edlen Empfindungen und gesundem Verstande. In der Geschichte der

t) Auch dieses seltene Buch habe ich vor mir nach der Ausgabe, die zu Augsburg im J. 1480 in folio gedruckt ist. Auf die Inhaltsanzeige und die Vorrede folgt der eigentliche Titel: Diß Buch ist genannt die vier und czweinczig Alten oder der guldin Tron, gesetzet von Bruder Otten von Passowe ff. Die Ausgabe ist mit ausgemahlten, nicht schlechten Holzschnitten geziert.

des funfzehnten Jahrhunderts aufgelegt. Dann hat es sich aus den Augen des Publicums verloren, und ist zur litterarischen Seltenheit geworden. Der Inhalt zerfällt in drei Theile. Im ersten wird die Frage beantwortet, ob ein Mann überhaupt heirathen soll, oder nicht. Dann wird gehandelt von der Liebe und Keuschheit der Eheleute; von der Schönheit und Fruchtbarkeit der Frauen; von der Sorge für die Kinder; von wohlredenden und zornigen Weibern. Im zweiten und dritten Theile werden andere Ehestandsangelegenheiten eben so unsystematisch verhandelt. Aber ungeachtet des Mangels an systematischer Ordnung umfaßt das Buch so ziemlich Alles, worauf ein vernünftiger Mann bei der Betrachtung der ehelichen Verhältnisse Rücksicht nehmen kann. Zur Schule der Asceten und Mystiker gehört dieser Domherr nicht. Er ist heiter und zum Scherze geneigt; obgleich im Ganzen von strengen sittlichen Grundsätzen, doch in Kleinigkeiten sehr nachsichtig. Mehrere alte und neuere Schriftsteller hat er glücklich benutzt. Didaktische Trockenheit kann ihm in keiner Hinsicht vorgeworfen werden. Auch mit kleinen Geschichten hat er seine Betrachtungen und Lehren durchwebt. Einige dieser Geschichten sind so vortrefflich erzählt, daß sie, außer einer reiferen Eleganz, fast nichts zu wünschen übrig lassen [2]). Aber auch sein altväterisch-didaktischer Styl ist kräftig

2) Eine dieser artigen Novellen aus dem Ehestandsbuche des von Eybe ist wieder abgedruckt in Leonh. Meister's Beiträgen zur Gesch. der deutschen Sprache ꝛc. Th. I. Seite 143.

hundert sich noch mehrere finden, die aus dem Dunkel der Bibliotheken auch in ästhetischer Hinsicht hervorgezogen zu werden verdienen. Daß die Jünger der Brüderschaft der ewigen Weisheit, wie diese Asceten und Mystiker sich in der Folge nannten, noch im funfzehnten Jahrhundert dieselbe Sprache schrieben, die unter ihnen im Zeitalter Tauler's eingeführt war, sehen wir aus einem bekannt gemachten Bruchstücke einer auf der Hofbibliothek zu Dresden befindlichen Handschrift x).

Im funfzehnten Jahrhundert schrieb der vortreffliche Albrecht von Eybe sein Ehestandsbuch; auch eines der Bücher, die vor vielen andern der Vergessenheit entrissen zu werden verdienen y). Albrecht von Eybe war, wie er von sich selbst berichtet, beider Rechte Doctor, Archidiakonus zu Würzburg, und Domherr zu Bamberg und Eichstädt. Sein Buch über den Ehestand übersandte er als Neujahrsgeschenk an den Rath und die Gemeine der Stadt Nürnberg im Jahre 1472; und in demselben Jahre wurde es zu Nürnberg gedruckt. Mehrere Mal ist es noch vor dem Ende des

x) Ein Document der Schreibart dieser Jünger der ewigen Weisheit aus dem funfzehnten J. H. ist zu finden in Meißner's und Canzler's Quartalschrift für ältere Litt. und neuere Lectüre, Jahrgang 1785. St. I. Seite 88.

y) Ein gemeinschaftlicher Titel der Ehestandsschriften des Albr. v. Eybe ist mir unbekannt. Ich kenne sie nur aus der sehr seltenen, vermuthlich ältesten Ausgabe, Nürnberg, 1472, in 4., die der Stadt Nürnberg zugeeignet ist. An der Stelle des Titelblatts steht die Zueignung. Dann folgt das Verzeichniß der drei Theile des Buchs und die Anzeige ihres Inhalts.

des funfzehnten Jahrhunderts aufgelegt. Dann hat es sich aus den Augen des Publicums verloren, und ist zur litterarischen Seltenheit geworden. Der Inhalt zerfällt in drei Theile. Im ersten wird die Frage beantwortet, ob ein Mann überhaupt heirathen soll, oder nicht. Dann wird gehandelt von der Liebe und Keuschheit der Eheleute; von der Schönheit und Fruchtbarkeit der Frauen; von der Sorge für die Kinder; von wohlredenden und zornigen Weibern. Im zweiten und dritten Theile werden andere Ehestandsangelegenheiten eben so unsystematisch verhandelt. Aber ungeachtet des Mangels an systematischer Ordnung umfaßt das Buch so ziemlich Alles, worauf ein vernünftiger Mann bei der Betrachtung der ehelichen Verhältnisse Rücksicht nehmen kann. Zur Schule der Asceten und Mystiker gehört dieser Domherr nicht. Er ist heiter und zum Scherze geneigt; obgleich im Ganzen von strengen sittlichen Grundsätzen, doch in Kleinigkeiten sehr nachsichtig. Mehrere alte und neuere Schriftsteller hat er glücklich benutzt. Didaktische Trockenheit kann ihm in keiner Hinsicht vorgeworfen werden. Auch mit kleinen Geschichten hat er seine Betrachtungen und Lehren durchwebt. Einige dieser Geschichten sind so vortrefflich erzählt, daß sie, außer einer reiferen Eleganz, fast nichts zu wünschen übrig lassen [z]). Aber auch sein altväterisch-didaktischer Styl ist kräftig

z) Eine dieser artigen Novellen aus dem Ehestandsbuche des von Eybe ist wieder abgedruckt in Leonh. Meister's Beiträgen zur Gesch. der deutschen Sprache ꝛc. Th. I. Seite 143.

kräftig und leicht a); und wo dieſer Schriftſteller mit Wärme ſpricht, zum Beiſpiel wo er das Lob der Ehe verkündigt, werden ſeine Perioden numerös und nehmen einen wahrhaft oratoriſchen Schwung b).

Ehe noch Luther auf die Bildung der deutſchen Proſe gewirkt hatte, ſchrieb der große Künſtler Albrecht Dürer ſeine Anleitung zur Geometrie, Zeichenkunſt, und Fortification;

a) Z. B. räſonnirt er über das Verhältniß der Liebe des Mannes zur Liebe der Frau auf folgende Art:

Herfliſſende und ſchnelle lieb dye gewinnet gemeinlich einen pöſen außgang vñ erkaltet balde. Das geſchicht mer auß ſchulde des mannes, dan der frawen. Ein frawe, die ir lieb im anfange dem manne nit üſprechen wil, vñ ſchwere macht, als balde ſie die lieb hat zugeſaget vnd in ir hercz genumen, ſo iſt inbrunſtiger vñ ſteter dye lieb der frawen, vnd vberwindet den man in der lieb. Aber der man, alß ezlich menner ſein, als balde er der frawen willen hat erlanget, ſo gedenckt er ym alſo: Dye frawe iſt nach meinem willen geweſt, vñ allezeit ſein wirdet. Du wilt außgien, vnd beſehen, ob du ein andre auff den kloben bringen mügſt vñ gefahen. Und wil ez für ein lobe haben, ie mere er an die zedeln vnd kerben mag gebringen.

b) Z. B. in der Beſchreibung des häuslichen Glücks:

So iſt auch die Ee ein fröhlichs luſtperß vnd ſüßes ding. Was mag frölicher vnd ſußer geſein dann der namen des vaters der muter vnd der kinder, ſo die hangen an den helſen der eldern, vnd machen ſüßen kuſſe von ine enpfahē, vnd ſo beyde eeleüte ſolche liebe, willen, vnd freuntſchafft zu einander haben, was eynes wille, das es auch wölle das ander, vnd was eynes redet mit dem andern, das es verſchwigen iſt, als het es mit im ſelbſt geredt, vnd da in beyden gutes vñ übel gemeyne iſt, das gute deſter frölicher, vnd das widerwertig deſter leichter!

tion c); ein Buch, das zwar mit der schönen Litteratur in keiner näheren Verbindung steht, aber in der Geschichte der deutschen Redekunst nicht übersehen werden darf; denn es zeigt, mit welcher Klarheit, Bestimmtheit und Leichtigkeit schon vor Luther streng-wissenschaftliche Werke in reiner deutscher Sprache geschrieben werden konnten, wenn der rechte Mann sich fand, das Werkzeug, das sich einem Jeden darbot, geschickt zu gebrauchen d).

Das

c) Das Buch hat, nach der neben mir liegenden Ausgabe, gedruckt zu Arnheim, im J. 1604, den Titel: *Opera Alberti Dureri*, das ist, Alle Bücher des weitberühmbten und Künstreichen *Mathematici* und Mahlers Albrechten Dürers von Nürnberg ꝛc. mit Holzschnitten, unter denen diejenigen, die sich auf die Theorie der Zeichenkunst beziehen, durch die frappanteste Wahrheit den großen Meister aussprechen.

d) So wenig ästhetisches Interesse der Unterricht in den Anfangsgründen der Geometrie seiner Natur nach haben kann, so interessant ist es doch, zu sehen, wie zu einer Zeit, da der wissenschaftliche Styl in deutscher Prose seine erste Bildung nach den neueren Formen erhielt, ein Mann, wie Albrecht Dürer, sich ausdrückte. Sein Unterricht in der Geometrie fängt so an:

Im anfang thut not, so man die jungen messen will leren, das sie wissen, was der grund sey, daraus man myst, vnd wie da gemessen werdet. Es sey eyn verdachts oder forgemachts ding. Dreyerley ding sind zu messen, erstlich ein leng, die weder breyt noch dick ist, darnach eyn lenge, die eyn breyten hat, zum dritten ein lenge, die ein breyten vnd dicken hat. Diser aller ding anfang vnd end sind punckten. Aber eyn punckt ist ein solch ding, das weder Gröss, Leng, Breyt, oder Dicken, hat, und ist doch eyn anfang und ende

Das Verdienſt, das Luther ſich um die deutſche Proſe erworben hat, iſt alſo keineswegs ſo groß, wie Diejenigen glauben, die von ihm rühmen, er habe in der deutſchen Sprache und Litteratur eine ganz neue Bahn gebrochen, oder ein Feld urbar gemacht, das bis dahin wüſt gelegen. Der größte Dienſt, den Luther der deutſchen Redekunſt erwieſen hat, iſt dieſer, daß er der bis dahin noch ſchwankenden hochdeutſchen Geſammtſprache der Nation grammatiſche Feſtigkeit gab, und aus der deutſchen Litteratur die Dialekte verdrängte e). Das durch ihn vervollkommnete Deutſch kann jetzt vorzugsweiſe Hochdeutſch genannt werden, weil es immer mehr die herrſchende Hauptſprache der Nation wurde. Wäre aber dieſes lutheriſche Hochdeutſch nichts weiter, als churſächſiſche oder meißniſche Mundart geweſen, wie der große Grammatiker Adelung uns hat überreden wollen, ſo würde es ſchwerlich ein ſolches Glück

aller leiblichen ding, die man machen mag, oder die wir in vnſern ſinnen erdencken mögen, wie dann das hochverſtendigen diſer kunſt woll-wyſſen; vnd darumb erfüllt keyn punckt keyn ſtat, dann er iſt unzerteylich, vñ er mag doch aus unſern ſinnen oder gedanken an alle end oder ort geſetzt werden. ꝛc.

Was fehlt dieſer Sprache, ungeachtet ihrer alterthümlichen Formen, an didaktiſcher Klarheit und Beſtimmtheit?

e) Mehrere Stellen in den Tiſchreden Luther's (Halliſche Ausgabe ſeiner Werke, von Walch, Theil X. XII.) bewahren merkwürdige Gedanken dieſes Reformators über Sprache und Styl auf. Beſonders gehören hieher das 67ſte Capitel, von Schulen, Univerſitäten und guten Künſten, und das 69ſte, von den Sprachen.

Glück bei der ganzen Nation gemacht haben. Luther, der auf die ganze Nation wirken wollte, bemächtigte sich mit der Kraft seines Charakters des Werkzeuges, das er in der längst gebildeten höheren Litteratursprache der Nation vor sich fand. Es konnte ihm nicht wohl einfallen, Deutschland an einen Provinzialdialekt gewöhnen zu wollen, nach welchem die nicht mehr provinzielle Litteratursprache, deren Superiorität schon anerkannt war, für barbarisch gelten sollte. Luther schrieb also in der eingeführten höheren deutschen Litteratursprache seines Zeitalters; aber er vervollkommnete diese Litteratursprache; er folgte, indem er sie an grammatische Bestimmtheit gewöhnte, zum Theil seinem richtigen, das Ziel treffenden Gefühle, zum Theil der Sprache der churſächſiſchen Canzleien, die ohne Zweifel auch schon nach der Gesammtsprache der Nation gebildet und kein gemeiner Provinzialdialekt war f). Für didaktiſche Zwecke

f) In dem oben angeführten Capitel von Sprachen, unter den Tischreden, sagt Luther selbst ausdrücklich: "Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern gebrauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich Beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der ſächſiſchen Canzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Höfe in Deutschland. Alle Reichsstädte, Fürstenhöfe, schreiben nach der sächsischen Canzlei. Darum ist's auch die gemeine deutsche Sprache". — Darin irrte sich nun der wackere Mann. Was hätte die sämmtlichen Reichsstädte und Fürstenhöfe bewegen sollen, der sächsischen Canzleisprache zu folgen? Diese sächsische Canzleisprache mußte sich selbst nach der alten Reichstagsſprache richten, wenn der Churfürst als Reichsvicar auftrat.

Zwecke bildete Luther die Sprache vorzüglich; denn sie sollte ja ein vollkommen taugliches Werkzeug des neuen Religionsunterrichts werden. Selbst der oratorische Ton, den dieser Glaubenslehrer nicht vermeiden konnte, wenn er auf das Volk wirken und seine Gegner bekämpfen wollte, mußte gewöhnlich zum didaktischen herabgestimmt werden, weil die Glaubenslehren als Wahrheiten jedem gesunden Verstande einleuchten sollten. Wahrheit ohne Schminke war dem großen Manne theurer, als Alles. Natürliche und gefällige Klarheit war in seinen Augen der wahre Reiz der Wohlredenheit g). Aber bei seinem entschiedenen Streben nach didaktischer Popularität konnte er die Sprache nicht tauglicher machen zur Mittheilung wissenschaftlicher Begriffe. Er selbst war so wenig wissenschaftlicher Kopf, daß er alle weltlichen Kenntnisse fast nur als Mittel schätzte, die Bibel zu erklären, und ihren Inhalt anwendbarer für das praktische Leben zu machen. Dennoch muß Luther auch in der Geschichte der didaktischen Prose der Deutschen mit Auszeichnung genannt werden. Vom Anfange seines Eintritts in die Laufbahn der Kirchenreformatoren bis an seinen Tod im Jahre 1546 strebte er absichtlich, mit unermüdetem Fleiße, und ohne Pedantismus, nach vollendeter Klarheit, Bestimmtheit und Ungezwungenheit des didaktischen Styls. Auf dem Grunde, den er durch seine theologischen

g) Ganz in seinem Charakter sagt er in den Tischreden am a. O.: "Wohlredenheit ist nicht eine gesuchte und angestrichene Schminke der Worte; sondern ist eine feine geschmückte Rede, die ein Ding und Sache fein geschickt klärlich und vernehmlich anzeiget gleich wie ein schön Gemälde".

schen Verhandlungen legte, konnten wissenschaftliche Köpfe fortbauen, auch diejenigen Theile der didaktischen Litteratur, die außerhalb der Sphäre Luther's lagen, in einer männlichen deutschen Prose musterhaft zu erweitern.

Eben so gute deutsche Prose, als Luther selbst, schrieb sein Zeitgenoß und Landsmann Johann Agricola von Eisleben, auch wohl Johann Eisleben genannt. Mit seinem wahren Familiennahmen soll er Schnitter geheißen haben. Er lebte vom Jahre 1492 bis 1566, studirte zu Wittenberg Theologie; wurde ein Anhänger Luther's; war an mehreren Orten protestantischer Prediger; spielte keine unbedeutende Rolle bei den öffentlichen Religionsverhandlungen zu Speier und Augsburg; und starb als Hofprediger und Generalsuperintendent zu Berlin. Mit Luther und den orthodoxen Lutheranern war er mehrere Mal in theologischen Zwist gerathen. In der Geschichte der didaktischen Prose der Deutschen gebührt diesem Theologen eine sehr ehrenvolle Erwähnung. Seine Auslegung deutscher Sprüchwörter ist ein wahres Nationalwerk; eben so interessant durch den Inhalt, als durch die treffliche Sprache. Patriotismus und Liebe zur moralisch-gemeinnützigen Wahrheit bewogen diesen guten Kopf, alte und neuere deutsche Sprüchwörter zu sammeln, so viel er deren finden konnte. Die ersten dreihundert dieser Sprüchwörter gab er mit einem praktischen und historischen Commentare im Jahre 1528, also zu einer Zeit heraus, da Luther's Sprache und Styl selbst noch lange nicht ihre Reife erlangt hatten [h]). Die zweite

h) Eine Zusammenstellung der älteren Sprache Luther's

mag Agricola den wahren Sinn öfter verfehlt haben; und nicht alle seine Bemerkungen sind des Aufbewahrens werth; aber im Ganzen empfiehlt sich der Commentar nicht nur, wie die Sprüchwörter selbst, durch die Kraft des gesunden Verstandes, der diese Bemerkungen machte; auch die Sprache Agricola's ist für jene Zeiten so correct, und sein Styl hat, der altväterischen Wendungen und Phrasen ungeachtet, eine so männliche Bestimmtheit und Leichtigkeit, daß man diesen Schriftsteller zu den vorzüglichsten der älteren deutschen Prosaisten zählen muß n). Wie genau er mit den deutschen Dichtern und Schriftstellern der früheren Jahrhunderte bekannt war, sehen wir aus der Vorrede und mehreren Stellen seines Buchs. Den Renner des Hugo von Trymberg hat er fleißig benutzt o).

Johann

n) Zu einer kleinen Probe aus dem seltenen Buche muß sich hier noch Platz finden.

Ist doch ein wort kein pfeyl nicht.

Droben ist gesagt: Wer alle ding verfechten will, der muß nimmer kein schwert einstecken. Und sollt ein yeder des, das von yhm geredet wirt, (sich) annemen, der müste lenger leben, denn so lang solt ers enden. Darumb soll man vil fur ohren vnd augen gehen lassen; deñ ein wort ist kein pfeyl. Ist es nicht war, so schütte den rock, so fellt es ab. Denn es heyßt: Huete dich vor der that, der lügen wirt wol radt. Redet dir einer zu nahend, er hat dir darumb kein loch odder wunden gehawen odder gestochen. Wenn es aber ein pfeyl were, so brechte es deinem leibe schaden, vnd alsdenn were es zeyt, dich zur were zu setzen. Sonst ist ein wort ein wort. Es schadet nicht groß. Verachte du es nur. Suche das wort. Laß yhn reden, was er wil; er hat darumb nicht was er will.

o) Gegen das Ende der dritten Sammlung dieser Sprüchwörter sind lange Stellen aus dem Renner eingerückt.

Johann Agricola fand als Sammler und Commentator deutscher Sprüchwörter einen Nachfolger an Sebastian Franke, auch einem der protestantischen Theologen jener Zeit, die durch besondere Meinungen Aufsehen erregten, und das lutherische Symbolum nicht unbedingt anerkennen wollten. Er war geboren zu Donauwörth in Schwaben; führte ein unstätes Leben; neigte sich zu der Partei der Wiedertäufer; wurde von den meisten christlichen Religionsparteien in Deutschland verketzert wegen seines Versuchs, die alte Lehre von der Weltseele mit dem Christenthum zu vereinigen. Die Periode seiner lebhaftesten schriftstellerischen Thätigkeit fällt zwischen die Jahre 1528 bis 1545. Auch er klagt die Deutschen an, daß sie ihre Sprache vernachlässigen und sich "an fremden Dingen vergaffen". Als Geschichtschreiber wird er unten noch ein Mal genannt werden müssen [p]). Sebastian Franke'ns Art, die deutschen Sprüchwörter zu commentiren, unterscheidet sich sehr von der des Agricola. Sein didaktischer Styl ist selbst sprüchwörtlich, lakonisch, und witzig. Er weiß Sprüchwörter aus Sprüchwörtern hervorzulocken. Zur Abwechselung räsonnirt er aber auch ausführlicher über ein Thema [q]). Am Style scheint ihm über-

p) Nachweisungen über Sebast. Franke findet man in Koch's Comp. Th. I. Seite 76. Die älteste Ausgabe seiner Sprichwörter ist die Frankfurter vom J. 1541. Die ich vor mir habe, ist die Züricher vom J. 1545, in schwäbischem Dialekte.

q) Hier ist eine Probe seiner Manier, nach der Ausgabe in schwäbischem oder Zürcherischem Schweizerdialekte.

Es

überhaupt weniger gelegen gewesen zu seyn, als an einem Reichthum von kräftigen Gedanken [r]). Doch muß er wegen seines didaktischen Lakonismus auch in der Geschichte der älteren deutschen Prose ausgezeichnet werden. In seinen theologischen Abhandlungen scheint er die Sprache Tauler's nachgeahmt zu haben [s]).

An der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts sollte man in der didaktischen Litteratur der Deutschen die ersten guten Wirkungen der Prose Luther's wahrzunehmen erwarten. Aber gerade in dieser Zeit, von Luther's Tode bis zum Ausbruche des dreißigjährigen Krieges, waren die guten Köpfe in Deutschland so von theologischen Zänkereien eingenommen, daß der Satyriker Fischart der einzige

Es wirbt und bůlet mancher vm ein wyb, ist jm aber nit beſcheert. Ein ander fürt ſy zur kilchen. Mancher arbeitet und thut vil, ein ander aber trittet in ſin ernd. Die die muy habēd mit den kuyen, genießend jren am wenigſten: vnd den eßlen, die kon zur můly tragēd, wirt die ſprůwer. Die roſſy, ſi den haber buwend, fräſſend am wenigſten, ſonder die reiſigen, fulen, vnnützen cabal, die allein ein burde der erden ſind, zum pracht dienend, als die müſſiggenger, vnnd der ful huff, denen wachßt das jren vnder der ſtuden, vnd gehört allweg der fuliſten ſuw der gröſt dräck: vrſach, der fulen müſſigen narren iſt kein zal, ſo ſchyſt der tůfel nun vff den großen huffen. Alſo daß daruon die ſprüchworter erſchallend: Einem müſſiggenger gehörend allweg zwey brot: urſach, er hat ſunſt nůt zethůn, dann das er der kuchen vnd kellers warte, vnd kein kurtzwyl dann eſſen vnd trincken.

r) Leſſing exerpirte ihn deßwegen. S. Leſſing's Leben, Th. III. Seite 237.

s) S. die ausgehobenen Stellen in Hrn. Peterſen's Preisſchrift.

zige Schriftsteller ist, nach dessen Werken man sich noch ein Mal umsehen muß, wenn man gute didaktische Prose in der deutschen Litteratur aus der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts sucht. Ganz ohne Scherz und Satyre konnte Fischart nie schreiben [t]). Aber sein philosophisches Ehezuchtbüchlein, meistens nach dem Plutarch, ist doch voll nachdrücklichen und sehr verständigen Ernstes [u]). Der Styl ist ein wenig verworren; aber kräftig und nicht vernachlässigt [x]). Die Abhandlung verdient einen Platz neben dem Ehestandsbuche des Albrecht von Eybe.

III. Nicht ganz mit demselben Glücke, wie die didaktische Prose, blühte die historische in der deutschen Litteratur des vierzehnten, funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts auf. Aber sie machte doch Fortschritte, die nicht vermuthen ließen, daß sie im siebzehnten Jahrhundert bis zum Ekelhaften geist- und geschmacklos werden würde.

Noch im vierzehnten Jahrhundert wurden deutsche Chroniken nach alter Art in Reimen geschrieben [y]). Mit den ersten Decennien des funfzehnten Jahrhunderts fängt eine Reihe mehr, oder

t) Vergl. oben, Seite 451.

u) Dieses Philosophische Ehezuchtbüchlein oder die vernunftgemäße naturgescheidte Ehezucht, samt der Kinderzucht, von Fischart, ist gedruckt zu Straßburg im J. 1595.

x) Proben und Auszüge sind zu finden in Leonh. Meister's Beiträgen ꝛc. Th. I. Seite 235.

y) Vergl. Koch's Compendium, Th. I. Seite 53. Von der merkwürdigen in Prose geschriebenen Limburgischen Chronik, aus dem 14ten J. H., ist oben Seite 292. hinlängliche Nachricht gegeben.

oder weniger intereſſanter Chroniken an, die in deutſcher Proſe, aber in Provinzialdialekten, zu ſchrieben wurden. Die niederſächſiſchen und weſtphäliſchen Chroniſten bedienten ſich der niederdeutſchen Provinzialdialekte. Auf die damals entſtehende Geſammtſprache der Nation nahmen ſie weniger Rückſicht, als die didaktiſchen Schriftſteller, weil ſie zunächſt nur für ihr ſpecielles Vaterland ſchrieben. Von hiſtoriſcher Kunſt im höheren Sinne hatten ſie keinen Begriff.

Ein Beiſpiel, wie noch in der erſten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts die Poeſie, nicht die Reimkunſt, zur Bildung der Hiſtoriographie mitwirken konnte, giebt die thüringiſche Chronik von dem Prieſter zu Eiſenach, Johann Rothe, der oben unter den Dichtern genannt iſt [z]). Dieſer Geiſtliche hatte den, für ſein Zeitalter ſeltenen, kritiſchen Tact, zu bemerken, was der wahre Geſchichtſchreiber von dem Dichter annehmen darf. Er ſchmückte nicht ſeine Erzählung durch ſchimmernde Bilder und Phraſen; aber er übertrug diejenigen Reize der Darſtellung, die der Poeſie nicht ausſchließlich eigen ſind, mit Verſtand und richtigem Gefühle in ſeine übrigens gewöhnliche Chronikenproſe [a]).

Chroni-

z) Vergl. oben, Seite 331 und 339. — Rothe's thüringiſche Chronik iſt zu finden in Menken's Scriptores rerum Germanicarum, Tom. II.

a) Die folgende treffliche Stelle aus der Schilderung des Charakters des Landgrafen Ludwig hat auch Hr. Peterſen in ſeiner Preisſchrift angeführt. Man ſtoße ſich nur nicht an der veralteten Sprache.

"— Deſ-

Chroniſten wie Eberhard Windeck, Verfaſſer einer Geſchichte des Kaiſers Siegmund [b]), oder wie die Verfaſſer mehrerer niederdeutſchen Chroniken zur Geſchichte des Hauſes Braunſchweig [c]), trugen das Ihrige dazu bei, die deutſche Sprache immer mehr an eigentliche Hiſtoriographie zu gewöhnen. Aber in der Geſchichte der ſchönen Litteratur können alle dieſe und ihnen ähnliche Chroniken nur beiläufig genannt werden. In dieſe Reihe gehören auch die Schweizer-Chroniken von Diebold Schilling [d]) und Petermann Etterlyn, und ſo manche andere hiſtoriſche Schriften in deutſcher Sprache aus dem funfzehnten Jahrhundert.

Auf

"— Deſſir Lantgrafe Lodwig waz gar eyn clarer jungir forſte, eyn liplicher jungeling, und eyner zamelichen wanderunge, eynes heiligin iebins. Do her obir ſyne bluwindin jojunt zeu vornunftigen aldir quam, do waz her zeu male gutlichen wedir eynin iclichin; wan yn ime luchtin alle togiyde. Her waz von libe eyn wol geſicketer man, nicht zeu lang, noch zeu korit, zeu male mit ſchonen forſtlichin geberdin, in gnediger zeuverſicht. Sin angeſich waz frölich, ſyn antlize ſubirlich. Vnde ez waz nymant, der en ſach, her worde eme gunſtig. Her waz ſchemel mit ſynen wortin, gezuchtig mit ſynin geberdin, reynlich unde kuſch mit ſyme libe, warhaftig mit ſyner rede, getruwe in ſyner fruntſchaft, forſtlich mit ſyme rethe, unde menlich in ſyme widirſatzee, vorbedechtin in ſynen globedin, gerecht mit ſyme gerichte, milde mit ſyme belonen; unde was man toginde geſagin kan, der gebrach eme nicht.

b) In Menke's Scriptor. rer. Germ. Tom. I.

c) In Leibnitz'ens Scriptores rer. Brunsvicenſium, Tom. III.

d) Vergl. oben, Seite 308.

Auf welcher Stufe noch zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts die historische Kunst der Deutschen stand, wenn sie sich mit besonderem Glanze hervorthun wollte, zeigt der Weiß-Kunig oder Weisse und weise König, ein historisches Werk, das der Kaiser Maximilian I. selbst entworfen, und Markus Treizsauerwein, Secretär dieses Kaisers, ausgeführt hat e). Es enthält die Geschichte der beiden Kaiser, Friedrich's III. und seines Sohnes Maximilian, in einer geheimnißvollen Umhüllung. Das Werk ist ein historisches Seitenstück zu dem Teuerdank, der auch einen Theil der Lebensgeschichte Maximilian's "in verborgener Gestalt" der Nachwelt überliefern sollte. Einen Roman darf man den Weissen König nicht nennen; denn die Begebenheiten selbst scheinen mit historischer Gewissenhaftigkeit zusammengetragen zu seyn. Aber den Reiz des Romans sollte dieses sonderbare historische Werk durch die Einkleidung erhalten. Keine Person, kein Land, keine Stadt, wird mit dem rechten Nahmen genannt. Die Staaten sind durch Farben angedeutet. Der weisse König ist der deutsche Kaiser; daher zum Theil der Titel des Buchs. Doch wird im Buche selbst der Nahme Weiß-Kunig auch auf die Weisheit Maximilian's und seines Vaters bezogen. Der blaue König ist der König von Frankreich.

e) Dieses merkwürdige Buch, das lange Zeit nur in der alten Handschrift zu Wien vorhanden gewesen, ist zum ersten Male gedruckt unter dem Titel: Der Weiß Kunig. Eine Erzehlung von den Thaten Kaiser Maximilian I. u. s. w. Wien, 1775. in folio. Beigefügt sind 237 Holzschnitte von Hans Burgmaier, einem Schüler Albrecht Dürer's.

reich. Die braune Gesellschaft sind die rebellischen Niederländer. Noch durch andere kleine Künste sind einige Staaten unkenntlich gemacht worden. Ohne Zweifel galt diese Umhüllung der historischen Wahrheit damals für geistreich; und als ein Denkmal des Geschmacks aus jenen Zeiten muß der Weisse König in der Geschichte der schönen Litteratur der Deutschen beiläufig angezeigt werden. Uebrigens kann er nur den Geschichtforscher besonders interessiren. Die Sprache ist, wie im Teuerdank, östreichischer Dialekt; der Styl die gewöhnliche Chronikenprose; doch an einigen Stellen nicht ohne Bildung f).

Der vorzüglichste deutsche Geschichtschreiber des sechzehnten Jahrhunderts unter denen, die in ihrer Muttersprache geschrieben haben, ist in jeder Hinsicht der Baier Johann Thurnmayer von Abensberg, nach seiner Vaterstadt genannt Aventinus. Er war geboren im Jahre 1466; widmete

f) Der Anfang des Werks mag als Probe des Styls dienen.

"Es was ain sonnder edler Kunig, bei seiner zeit, der höchst in der kuniglichn Eer auf Erttrich, auch vast grosmechtig an kunigreich, lande und leuten, und von hoher art, großer vernunft, besonder fursichtigkeit und sanftmuetiger Woishait. Darum ime in seinem alter von allem volkh ainhelliglichе der nam gegeben und gehaissen wardt: der alt weiß kunig. Wann er wol und kunigklichen regieret, und zu ainem genugsamen alter kam, und in der Zeit seiner rechten mansjugent, verwilliget er sich gegen seinen fursten seines kunigreich, und gegen alle landschaften aller seiner land, zu heiraten. Und schicket darauf aus gehaim vertrawt Boten wait und prait u. s. w.

mete sich mit Eifer allen liberalen Studien; besuchte, nachdem er auf der vaterländischen Universität zu Ingolstadt studirt hatte, auch die Universität zu Paris; ging dann nach Wien; hielt Vorlesungen über alte Redner und Dichter; beschäftigte sich auch fleißig mit der Mathematik. Nachdem sein Geist durch alle diese Studien schon vielseitig gebildet war, wurde er Erzieher oder, wie man damals sprach, Zuchtmeister baierischer Prinzen, machte mit diesen Prinzen eine gelehrte Reise durch Italien; kam mit einer Menge neuer Kenntnisse zurück, und widmete sich nun, schon ein Mann von reifem Alter, mit besonderer Vorliebe dem Studium der vaterländischen Geschichte. Seine Landesfürsten sorgten dafür, daß ihm in Baiern alle Alterthümer, Archive, und Bibliotheken zugänglich wurden. So patriotisch er gesinnt war, schrieb er doch seine große baierische Chronik, in die er die allgemeine Geschichte von Deutschland und sogar einen Theil der Weltgeschichte zu verweben suchte, zuerst in lateinischer Sprache. Aber er selbst übersetzte nachher sein eigenes Werk in das Deutsche, und vervollkommnete es in dieser Uebersetzung durch Verbesserungen und Zusätze. Noch einige historische Werke schrieb er deutsch. Er starb im Jahre 1534 z). Aventin's Nahme müßte in der Geschichte der deutschen Historiographie mit auszeichnender Achtung genannt werden, wenn auch Sprache und Styl in seinen Werken weniger Aufmerksam-

z) Alle diese und noch mehrere biographische Notizen finden sich hinter der Vorrede der Ausgabe: Johannis Aventini des Hochgelarten weitberümbten Beyrischen Geschichtschreibers Chronica, u. Frankf. a. M. 1566. in folio.

merksamkeit verdienten. Aventin ist der erste Deutsche, der die historische Kunst in seiner Muttersprache mit wahrhaft pragmatischem Geiste, und in das Große, ausübte. Die historische Kritik mag vieles gegen diese baierische Chronik erinnern. Wo von der älteren Geschichte die Rede ist, nimmt Aventin auch Fabeln unter die Wahrheiten auf. Auch die Anordnung der Materialien ist nicht musterhaft. Der welthistorischen Abschweifungen sind gar zu viele. Dafür aber hat die Chronik, die zunächst nur die Geschichte Baierns enthalten sollte, gewissermaßen ein welthistorisches, besonders aber, weil sie die ganze Geschichte der Deutschen pragmatisch berührt, ein nationaldeutsches Interesse. Ein kräftiger, heller, vielumfassender Verstand spricht aus dem ganzen Werke. Es ist mit Patriotismus und moralischer Wärme geschrieben. Ueberall bemerkt man den günstigen Einfluß des Studiums der alten griechischen und römischen Historiker, besonders des Tacitus. Treffliche Reflexionen sind in die Erzählung eingestreuet. Aventin würde ein classischer Geschichtschreiber geworden seyn, wenn er in der deutschen Litteratur Vorgänger gehabt hätte, deren der Classiker immer bedarf. Sein Styl ist chronikenmäßig, aber weder vernachlässigt, noch gemein. Seine Sprache ist eine treffliche Modification der hochdeutschen Gesamtsprache, die schon vor Luther vorhanden war. Nach Luther sich bilden, konnte Aventin, der der alten Kirche zugethan blieb, um so weniger wollen, da er älter war, als der Reformator [h]).

Der

h) Es ist nicht leicht, eine Stelle auszuheben, die den

Der nächste Platz nach Aventin in der Reihe derjenigen deutschen Geschichtschreiber des sechzehnten Jahrhunderts, die in ihrer Muttersprache geschrieben haben, gebührt dem geistvollen Sebastian Franke, der schon oben unter den didaktischen Schriftstellern genannt ist [hh]). Seine Welt Chronik oder Universal-Geschichte ist die erste ihrer Art in der deutschen Litteratur [hhh]). Franke selbst dachte mit Recht groß von diesem Werke.

Styl Aventin's besonders charakterisirt. Hier ist auf gutes Glück eine aus der Mitte des Werks. Der patriotische Baier erzählt, wie der Herzog von Baiern Thessel (Thassilo) und Carl d. G. wieder uneinig wurden.

"Den Haunen, so under der Enns saßen, hinab in Oesterreich, gefiel nicht, daß ir Nachbauwer und guter freundt Hertzog Thessel mit König Carl ein fried angestossen hett. Sie meinten, es were vber sie angesehen, und ein angelegter thurn wider sie. Demnach legten sie sich an die Enns mit grossem volk, machten ein landwehr, wurffen auf ein tiefen, weiten, langen graben, daruber man in ir land nit kommen mochte. Denen zogen entgegen, auch mit grossem volk, die Beyern. Lagen gegen einander, theten doch beyde theil dem Bauwersvolk nichts, hetten etliche scharmützel mit einander, nam einer dem andern das seine. Lagen also still".

Wie schön zeigt sich in dieser einfachen und bestimmten Sprache der Einfluß einer unpedantischen Nachahmung der alten classischen Geschichtschreiber!

hh) Vergl. oben Seite 507.

hhh) Sie hat den Titel: Chronica Zeytbuch und geschichtbibel von Anbegyn biß an diß gegenwertig MDXXXI jar ꝛc. durch Sebastianum Franken von Wörd; nach der neben mir liegenden Ausgabe, Straßburg, 1531, in folio.

Werke. Bescheiden, aber mit Selbstgefühl, rühmt er sich des Verdienstes, durch unermüdeten Fleiß aus allen Geschichtbüchern, die er gelesen, diese Weltgeschichte zusammengetragen und in ihr ein gemeinnütziges Buch geliefert zu haben, desgleichen, wie er glaubte, auch in lateinischer Sprache bis dahin "auf Erden nicht zu finden gewesen". Aus Patriotismus bediente er sich nicht der lateinischen Sprache. Was man Pragmatismus in der Historiographie nennt, war das letzte Ziel aller seiner historischen Forschungen und Darstellungen. Daß man durch diese Weltgeschichte "aus Anderer vielfältigen Thorheit Weisheit schöpfen" solle, sagt er sogleich zu Anfange des Werks, obgleich mit dem bedenklichen Zusatze der Besorgniß, daß doch nicht leicht jemand anders, als durch eigenen Schaden, weise werde. Um den Lauf der Welt recht sichtbar im Ganzen zu zeigen, nachdem er von der Schöpfung ausgegangen, glaubte Franke, zum Beschlusse seines Werks auch vom jüngsten Gerichte sprechen zu müssen. Die Auswahl der Materialien, die er zusammengetragen hat, die Anordnung des Ganzen, die Art der eingemischten Betrachtungen, alles dieses, und noch mehr der Mangel historischer Kritik, zeigt überall den sehr unvollkommenen Anfang der historischen Kunst in Deutschland. Aber nicht nur als die erste in der deutschen Litteratur verdient diese Weltgeschichte ausgezeichnet zu werden; sie empfiehlt sich auch durch die, in jenen Zeiten sehr seltene, Liberalität der Denkart des Verfassers, der nur das Pabstthum nicht schonen, übrigens aber von jeder Religions- und Staatspartei so viel Gutes sagen zu müssen glaubte, als die historische Gerechtigkeit irgend zu-

Eine Zierde der historischen Litteratur in deutscher Sprache hätte unter Luther's Zeitgenossen Johann von Sleida, genannt Sleidanus, werden können. Aber er schrieb seine allgemein bekannte und geschätzte Geschichte der Staats- und Religionsunruhen seiner Zeit lateinisch.

Ein interessantes und in mehreren Hinsichten charakteristisches biographisches Denkmal aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ist die Lebensgeschichte des berühmten Ritters Götz von Berlichingen, von ihm selbst geschrieben k). Aber so tapfer und redlich dieser edle Rittersmann war, so barbarisch ist seine Schreibart.

In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts hatte der Keim der historischen Kunst, der in der deutschen Litteratur so kräftig aufgesproßt war, dasselbe Schicksal, das damals alle liberalen Studien in Deutschland traf. Er wurde auf lange Zeit wieder

er vierzig bücher von historien geschrieben hat; underweilen vnberadten vnd schnell; bald freuel, vñ einem vnwitzigen nit vngleich. Sein leben schlug hin vnd her. Yedoch erlanget er groß gunst mit miltigkeit vnd gabreicher hand bey vilen, sunderlich bey sein knechten vnnd hoffgesind.

k) Lebensgeschichte Herrn Götzens von Berlichingen, zugenannt mit der Eisern Hand ꝛc. Zum Druck befördert von *Verono* Frank von Steigerwald, Nürnberg, 1731. in 8. Eine neue Ausgabe soll vom J. 1775 vorhanden seyn. Zu Göthe's Schauspiele Götz von Berlichingen hat jene Autobiographie kaum den kleinsten Theil des rohen Stoffs hergegeben.

wieder zur Wurzel niedergebogen und faſt erſtickt durch die theologiſchen Zänkereien, zu denen die Trennung der neuen Kirche von der alten fortwährende Veranlaſſung gab.

IV. Wie früh die oratoriſche Kunſt oder eigentliche Beredſamkeit in Deutſchland emporkam, zeigen die Predigten Tauler's, von denen um ihres didaktiſchen Intereſſe willen ſchon oben die Rede geweſen iſt. Solcher Predigten, ſo unvollkommen ſie auch ſind, konnte im vierzehnten Jahrhundert keine andere europäiſche Nation ſich rühmen. Aus den innerſten Tiefen eines religiöſen Gemüths hervorgegangen, regen die Predigten Tauler's dieſelben Gefühle auf, die ihr geiſtiges Element ſind. Begeiſternd mußten dieſe Predigten auf diejenigen Zuhörer wirken, von denen ſie einigermaßen verſtanden wurden. Die übrigen mußten von der ausſtrömenden Wärme des Gefühls hingeriſſen werden. Der außerordentliche Beifall, den dieſe Predigten fanden, war eine natürliche Folge des Verhältniſſes wahrer Beredſamkeit zu den reinſten und edelſten Bedürfniſſen der menſchlichen Seele [kk]).

Auf eine ſeltſame, aber gar nicht widerſinnige Art vereinigte ſich im funfzehnten Jahrhundert die deutſche Kanzelberedſamkeit mit der didaktiſchen Satyre. Wer alle Zeitalter mit dem gemeinen Maßſtabe des ſeinigen mißt, der mag in unſern Tagen einen Anſtoß daran nehmen, daß Johann Geiler von Kaiſersberg, ein Doctor der Theologie, gegen

kk) Beiſpiele vom Styl der Predigten Tauler's ſind oben angeführt. Die oratoriſche Kraft dieſer Predigten läßt ſich nach einzelnen Stellen nicht beurtheilen.

gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts einer der beliebtesten und geschätztesten deutschen Kanzelredner, zu Straßburg hundert und zehn Predigten über das Narrenschiff seines Freundes Sebastian Brand halten konnte [1]). Aber nach den Begriffen jener Zeit hatten Predigten über weltliche Texte, wenn sie nur dem Christenthum gemäß waren, gar nichts anstößiges. In den mittleren Jahrhunderten hatten scholastische Prediger den Aristoteles eben so oft, als die Bibel, von der Kanzel citirt. Weit mehr stimmte es mit dem Geiste und Zwecke populärer Kanzelberedsamkeit überein, die eindringlichen moralischen Kraftsprüche und Lehren eines Sebastian Brand zur Grundlage gemeinnütziger Predigten zu wählen. Das höhere Interesse der Religion litt nichts dabei, wenn zur Abwechselung Predigten gehalten wurden, die bloß moralisch waren; und natürlicher konnte auf die sittliche Bildung des Volks von der Kanzel herab nicht gewirkt werden, als in einer populären Kraftsprache, deren der Witz sich damals so gern zum Vortheile des gesunden Verstandes bediente. Was diese Sprache für neuere Ohren unschickliches hat, wurde damals nicht gefühlt. Soll der Werth moralischer Kanzelreden nach ihrem Nutzen geschätzt werden, so bleibt die Frage, ob jemals Predigten ihren Zweck besser

1) Vergl. oben Seite 341. Notizen über Geiler von Kaisersberg findet man bei mehreren Litteratoren, unter andern bei Flögel in der Gesch. der komischen Litteratur. Band III. Seite 97. Die erste deutsche Ausgabe der Predigten Geiler's über das Narrenschiff hat den Titel: Des hochwirdigen Doctor Kaiserspergs narenschiff so er geprediget hat zu Straßburg ꝛc. Uß Latin in Tütsch bracht. Straßb. 1520.

besser erreichen konnten, als die von Geiler über Brand's Narrenschiff. Nach der Sitte des Zeitalters hat Geiler diese Predigten zwar deutsch gehalten, aber lateinisch aufgeschrieben. Der deutschen Litteratur gehören sie also, wie die von Tauler, nur durch eine Uebersetzung an. Lateinisch waren sie herausgegeben von Jakob Other, einem Schüler Geiler's. Die älteste Uebersetzung ist die vom Franciscaner Pater Johannes Pauli. Sie wurde im Jahre 1520 bekannt, also zu einer Zeit, da die Predigten so, wie Geiler selbst sie gehalten, noch in lebhaftem Andenken waren. Ohne Zweifel hat der Uebersetzer die Ausdrücke beizubehalten gesucht, deren sich Geiler auf der Kanzel bediente. Burlesk ist der Styl dieser Predigten. An niedrigen und schmutzigen Stellen fehlt es ihnen auch nicht. Aber oratorische Kraft ist ihnen eben so wenig abzusprechen, als moralische Eindringlichkeit m). Predigten über biblische Texte, und einige theologisch-moralische Abhandlungen

m) Hier ist eine Stelle aus der Predigt über Brand's Capitel von der Völlerei. Die Narrheiten und Laster werden aufgezählt als Schellen auf der Narrenkappe.

"Nun die ander schel ist Inepta leticia, unzimliche freud. Es ist umb ein truncknen menschen als umb ein schiff on ein ruoder, oder on ein schiffmann. Daz schiff wirt von dem wint an alle ort geworffen, daz es etwan zerbricht. Also, wann die vernunfft, die der schiffmann ist, mit dem ruoder in der seele bekümmert ist, so fahet der mensch mancherley an, nach der peinlichheit, und leidlicheit, und eigenschafft des menschen, wie in derselb wind anficht oder ankumpt. Der wil stechen und hawen, als ein lew. Der ander wil springen und gabeln, als ein aff. Der drit bekotzet sich, ist wüst wie ein suo. Der vierd weinet das truncken ellend, weint sein sünd, will jederman reformieren, ist ein schaf". —

lungen sind von diesem Kanzelredner auch noch vorhanden.

Die Trennung der neuen Kirche von der alten wirkte im sechzehnten Jahrhundert auf die deutsche Kanzelberedsamkeit mehr nachtheilig, als vortheilhaft. Ermuntert durch Luther's Beispiel, suchten die protestantischen Prediger die katholischen auch als Redner zu übertreffen. Aber der Erfolg entsprach nicht der Bestrebung. So wohl von der protestantischen, als von der katholischen Seite, verdarb eine fanatische Polemik die Kanzelberedsamkeit eben durch dasjenige, was sie vorzüglich beleben sollte. Die stille Würde der Religion schien vergessen werden zu müssen, damit nur jede Partei ihr Symbolum verfechten könne. Gleichgültig gegen das Schöne überhaupt, hatte man auch für oratorische Schönheit fast gar keinen Sinn. Eine gewisse Art von komischer Popularität, die an Geiler von Kaisersberg erinnert, erlaubte sich zuweilen selbst Luther in seinen Predigten a). Nachdem Luther selbst nicht mehr den Ton angab, der von den protestantischen Kanzeln gehört werden sollte, verschmähten mehrere seiner Anhänger auch seine Popularität. Pedantische Witzelei und eine geistlos ausgekramte Gelehrsamkeit galten nun für oratorische Schönheit einer Predigt. Die deutsche Kanzelberedsamkeit artete in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts so aus, daß sie zu Anfange des siebzehnten beinahe Alles in sich faßte, was man im

a) Proben liefert Leonh. Meister in dem historischen Grundrisse der deutschen Kanzelberedsamkeit (Beiträge zur Gesch. der deutschen Sprache und Litt. Th. II. Seite 131 ff.)

im ſtärkſten Sinne des Worts geſchmacklos nennen kann o).

Auf die Kanzelvorträge war die deutſche Beredſamkeit von ihrer Entſtehung an faſt ganz eingeſchränkt. Was die Deutſchen in Staatsverhältniſſen mündlich und auch wohl oratoriſch verhandelten, kam in keine beſondere Verbindung mit der Litteratur. Dafür aber zeigt ſich ein trefflicher oratoriſcher Geiſt in mehreren deutſchen Schriften, die beſtimmt waren, wie eigentliche Reden auf die Gemüther zu wirken. Mehreres von dem, was Hutten in lateiniſcher und deutſcher Sprache hinterlaſſen hat, gehört hierher p). Will man die oratoriſche Kunſt Luther's in ihrem ganzen Umfange kennen lernen, ſo muß man außer ſeinen Predigten auch die Streit- und Spott-Schriften leſen, durch die er, im Gedränge mit ſeinen Gegnern, ſich Luft zu machen ſuchte. In allen dieſen Schriften erſcheint Luther als einer der beredteſten Männer ſeines Jahrhunderts. Wie ein reißender Strom, der doch immer klar bleibt, ergreift ſeine Beredſamkeit jeden Gegenſtand, den ſie berührt. Alle rhetoriſchen Figuren ſind ihm geläufig. Einige dieſer Streitſchriften zeigen deutlich, daß Luther, wäre er unter andern Verhältniſſen in eine politiſche Laufbahn getreten, ein deutſcher Demoſthenes hätte werden können. Dann würde er ſich aber freilich auch einer gewiſſen

o) Als Beiſpiel dieſer ungeheuern Geſchmackloſigkeit kann die Leichenpredigt dienen, aus welcher Hr. Carl Reinhard die Notizen zur Geſchichte des Dichters Rollenhagen genommen hat. S. oben, Seite 423.

p) Vergl. oben, Seite 443.

gewissen Feinheit haben befleißigen müssen, zu der er von Natur auf keine Art geneigt war q).

V. Unter den übrigen Gattungen deutscher Prose erhielt auch der Briefstyl, schon im vierzehnten Jahrhundert, eine frühe Bildung; und auch diese war das Werk des religiösen Enthusiasmus. Dieselben Jünger der ewigen Weisheit, die sich an Tauler anschlossen und in seine Fuß-

q) Mit der ganzen Fülle seiner oratorischen Kraft und seines Witzes, aber auch seiner Derbheit, vertheidigte sich Luther gegen den Dr. Eck und den oben angeführten Satyriker Thomas Murner; z. B. in folgender Stelle, durch die man an Lessing's Anti-Göze erinnert wird.

"Nun aber ihr die Minorem nicht schützet, und nur die Majorem treibet, und Conclusionem setzt, thut ihr eben wie Bauleute zu Babylonien, da man Steine rief, und brachten Wasser. Ich schlage euch an die Köpfe; so verbindet ihr die Füsse. Ich zünde das Dach an; so löschet ihr im Keller. Wie? wollt ihr Fastnachtspiel aus dem Ernst machen? Heisset mich trinken, und ich klopfe an die Kann, daß ihr eins schenkt. Lieben Brüder, trinket ihr aus ledigen Kandeln, und zählet Geld aus leeren Taschen; die Kunst habe ich noch nie gelernet.

Du dräuest auch viel Bücher zu replicieren, und trotzest mit grossem Vorrath deiner Kunst, damit du mich abschrecken willst, und gleich den Sieg auf das lange und viel schreiben stellest, ob du je mit Grund nicht möchtest gewinnen, doch mit der Menge und Länge mich übermögen könntest, dieweil ich schon wohl beladen bin, und du müßiger und lediger Held mich arbeiteten und bemüheten Menschen treiben willt. Warum nimmst du nicht deines gleichen müssige und unbeladene Gesellen vor dich, oder ein bös Weib, die auch gerne das letzte Wort behält"?

S. Luther's Controversschriften in der Walchischen Ausgabe seiner Werke, Theil XVIII, Seite 1650.

Fußtapfen traten, wechselten deutsche Briefe, in denen sie ihre frommen Gefühle freundschaftlich einander mittheilten, und sich über Mancherlei unterhielten, was sich auf ihre Privatverhältnisse bezog. Diese Briefe, die mit anspruchloser Herzlichkeit geschrieben wurden, waren von keinem Zwange des Ceremoniels gedrückt. In ihnen konnte sich der deutsche Briefstyl natürlich und edel entwickeln. Eines der interessantesten Denkmäler des deutschen Briefstyls und zugleich das älteste seiner Art, ist die Sammlung von Briefen des Heinrich von Nördlingen an die ehrwürdige Margarethe Ebnerin, eine Klosterjungfrau zu Maria-Medingen bei Augsburg [r]). Sie sind im Zeitalter Tauler's geschrieben. Auch ist in ihnen mehrere Mal die Rede von diesem merkwürdigen Manne. Muster des Styls zu seyn, war nicht ihre Bestimmung. Aber sie sind so gut geschrieben, wie man es von einem deutschen Geistlichen des vierzehnten Jahrhunderts nicht erwarten sollte, und besser, als die Deutschen bis in das achtzehnte Jahrhundert ihre Briefe zu schreiben pflegten.

Was den deutschen Briefstyl bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in fortwährender Rohheit und Barbarei erhielt, war der Mangel einer gebildeten Umgangssprache und aller der gefälligen Formen und Wendungen, die der geistvolle Briefstyl vom gemeinen Leben entlehnt. Höflich wollten die Deutschen ihre Briefe schreiben. Aber sie kannten kein anderes Zeichen der

r) Diese Briefe stehen abgedruckt in Heumann's Opuscula &c. (Nürnberg, 1747, in 4.), Seite 331 ff. — Vergl. oben, Seite 494.

der Höflichkeit, als ein steifes Ceremoniel; und unter dem Drucke endloser Titulaturen und conventioneller Phrasen sank alle Freiheit des Briefstyls nieder. Selbst Luther schrieb in seiner Muttersprache steife und schleppende Briefe, außer, wenn ihn zuweilen sein Feuer hinriß, sich derb und rund auszudrücken, ohne auf conventionelle Beschränkungen zu achten *).

* * *

In der Geschichte der schönen Prose und der gesammten Litteratur der Deutschen vom letzten Viertel des dreizehnten Jahrhunders bis in das erste des siebzehnten erkennt man leicht die Ursachen, warum während dieses langen Zeitraums noch an keine deutsche Poetik und Rhetorik gedacht wurde. Es gab, seit dem Untergange der alten Ritterpoesie, in Deutschland gar kein allgemeines Interesse für poetische Bildung. Die einzige Poetik der Nation blieb die Tabulatur der Meistersänger. Die Gelehrten, die eine bessere Poetik hätten schreiben können, dachten zu geringe von der ganzen Litteratur in ihrer Muttersprache, um zu versuchen, ob man der sinkenden Nationalpoesie durch theoretische Arbeiten zu Hülfe kommen könne. Ulrich von Hutten schrieb eine Poetik, aber selbst er, der feurige deutsche Patriot, eine lateinische Poetik ohne alle bestimmte Beziehung auf deutsche Sprache und Litteratur. Eine deutsche Rhetorik wurde von Vielen für überflüssig, von Andern für unmöglich gehalten, so lange die meisten

*) Man sehe die Sammlung von Luther's Briefen in der Walchischen Ausgabe seiner Werke, Theil XXI.

sten Gelehrten in Deuschland ihre Sprache für so barbarisch hielten, daß sie ihr kaum eine regelmäßige grammatische Bildung zutraueten. Doch wurden schon im sechzehnten Jahrhundert mehrere deutsche Sprachlehren geschrieben, eine von Valentin Ickelsamer, einen Zeitgenossen Luther's; eine andere von Laurentius Albertus, genannt Ostrofrank; eine dritte von Albert Oetinger; eine vierte von Johann Clajus. Aber genauere Nachrichten von den Bemühungen dieser ältesten deutschen Grammatiker liegen außerhalb des Gebiets der Geschichte der Poesie und Beredsamkeit.

3436-5